Yu 73665

# August Stöber.

## Kleine prosaische Schriften.

# Erzählungen,

Märchen, Humoresken, Phantasiebilder

und

kleinere Volksgeschichten

von

**August Stöber.**

**Mülhausen,**

Buchdruckerei J. P. Risler. — E. König, Nachfolger.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des Elsasses.

1873.

Dem Freunde

**Iwan von Tschudi,**

in St. Gallen,

in allen Treuen gewidmet

vom **Verfasser.**

# Vorwort.

Wie man aus dem Inhaltsverzeichniß erſehn wird, ſtammen die hier gebotenen, größern und kleinern erzählenden Stücke aus verſchiedenen Zeiten her. Es ſind gleichſam Ruhepunkte zwiſchen ernſtern Arbeiten, und beinahe ſämmtlich für elſäſſiſche Zeitſchriften oder Jahrbücher abgefaßt worden. Die Stoffe zu den kleineren Geſchichten ſind entweder wirkliche Begebenheiten oder ältern Schriftſtellern frei und volksthümlich nachgebildete Stücke, wie dieß, zur Zeit, Hebel in ſeinem Schatzkäſtlein gethan hat; andere ſind dem Volksmund entnommen oder eigene Erfindung.

Ich empfehle dieſe ſchlichten Geiſteskinder, in ihrem anſpruchsloſen Gewande, dem Wohlwollen der vaterländiſchen Leſer.

Der Verfaſſer.

Mülhauſen, den 9. April 1873.

# 1. Drei Küſſe.

## Erzählung,

zum Theil nach einer wahren Begebenheit.

Auf der Platteform des Straßburger Münſters war, an einem ſchönen Juniabende des Jahres 1822, eine fröhliche Geſellſchaft verſammelt. Herr Werner, der wackre Küfermeiſter, feierte mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Töchtern Luiſe und Riekchen, nach einer bei ihm altherkömmlichen Sitte, ſeinen, diesmal vierundfünfzigſten Geburtstag, auf dem Münſterthurme. Zwei Jugendfreunde und einige Geſpielinnen der beiden Mädchen nahmen an dem heitern Familienfeſte theil.

Die Alten ſprachen noch in voller Gemüthlichkeit dem wohlbeſetzten Abendeſſen zu, welches Herr Werner durch ſeine Knechte hatte herauf tragen laſſen, und dazu floß weidlich ſchäumendes Lagerbier, oder perlte, nach Belieben, der reſedaduftige Wolxheimer Rießling, der ſeinem Geburtsjahre 1811 Ehre machte. Die Mädchen waren längſt ſchon aufgeſprungen und tummelten ſich in den Gängen um die Pyramide und um das Wächterhäuschen in frohen Spielen umher, oder liefen zuſammen die ſogenannte Veriertreppe hinauf, und riefen ſich auf beiden Seiten, bald von oben, bald von unten, neckend zu.

An einem einſamen Tiſchchen, auf der nordöſtlichen Seite des Thurmes, ſaß, ein aufgeſchlagenes Buch vor ſich, ein junger, bleicher Mann, deſſen dunkles Auge ſonſt wohl feurigblitzend umherſchweifen mochte, jetzt aber, von tiefer Wehmuth umflort, auf innern Seelengram ſchließen ließ. Das leicht angeflogene Schnurrbärtchen, das ſchwarzſammtne Barett mit ſilbernem Reifchen, der kurze ſchwarze Rock, machten den deutſchen Studioſen an ihm kenntlich. Das Lachen und Jauchzen der Mädchen, die oft an ihm vorüberhüpften, brachte ihn nicht aus ſeinem träumeriſchen Nachſinnen; auf einen Arm geſtützt, ſah er unverwandt über den Rheinſtrom, nach den fernſten Bergen des Schwarzwalds, als wäre die Urſache ſeines Kummers dort drüben zu ſuchen, und oftmals machte er demſelben durch lautes Seufzen Luft.

Einer der Thurmwächter trat ſoeben zu ihm: „Nichts für ungut, lieber Herr!“ ſagte er in zutraulichem Tone, „Sie ſcheinen hier fremd zu ſein, und wenn's Ihnen recht iſt, will ich Ihnen die Merkwürdigkeiten des Thurms zeigen, und Sie mit den Hauptgebäuden der Stadt, und mit der Umgegend bekannt machen.“ „Ich will Euch gerne folgen, lieber Mann, ſagte der Fremde, nur bringt mich nicht mit der lauten Geſellſchaft dort zuſammen; meine finſtere Miene möchte ihre Heiterkeit ſtören!“ Er machte ſein Buch zu und folgte dem Wächter in den innern Raum des Thurmes, wo

dieſer ihm zuerſt das herrliche, im Jahr 1786 vollendete Uhrwerk, von Maybaum Vater und Sohn, aufſchloß. Der Hammer hob gerade aus und auf der mächtigen Glocke über ihnen ſchlug in gewaltigen, betäubenden Tönen die ſiebente Abendſtunde. Lange zitterten die Klänge in wogenden Schwingungen nach.

„Der Herr iſt wohl aus Deutſchland?“ fragte der Wächter, nachdem er den Glockenſchlag wiederholt, und nun den Fremden, der den verhallenden Tönen nachzulauſchen ſchien, aus ſeinen Träumen weckte: „Sehen Sie, an der Wand hier haben einige berühmte deutſche Gelehrte, welche unſern Thurm beſtiegen, ihre Namen einhauen laſſen, und ich habe ſchon manchen ihrer Landsleute recht andächtig davor ſtehen ſehn.“

Der junge Mann hatte kaum die gefeierten Namen: Klopſtock, Göthe, Herder, Lenz, Lavater, Oehlenſchläger u. A. geleſen, als er wehmüthig ausrief: „So müßt auch ihr, Edelſten meines Volkes, mich daran erinnern, daß ich auf fremdem Boden, von Eltern und Freunden verlaſſen, aus eigener Schuld, ruhelos und landesflüchtig daſtehe, mitten in den ſchönſten Tagen meines Jugendlebens! . . . O wohin, wohin wirſt du mich noch führen, verhülltes, räthſelvolles Schickſal?“

Sie waren wieder herausgetreten und der geſprächige Wächter zeigte nun ſeinem ſchweigſamen Begleiter, oft weit ausholend und mit manchem Geſchichtchen aus der Vorzeit ſchmückend, die vorzüglichſten Gebäude der Stadt:

das Schauspielhaus mit Ohmachts herrlichen Musenbildern, die Präfektur, das Stadthaus, den alten Guldenthurm, bei der St. Wilhelmskirche am Rheingießen, wo die wackern Zürcher im Jahr 1576 mit dem warmen Hirsbrei gelandet. Auch nannte er ihm die höchsten Spitzen Berge des Wasgaus und der Schwarzwalds, theilte ihm manches Merkwürdige über den wundervollen Bau des Münsters mit, und unterließ zuletzt nicht ihm die Geschichte von dem verwegenen Engländer und seinem Hunde zu erzählen, der seinem Herrn auf dem gefährlichen Gang um das Geländer der Platteform folgte und sich endlich mit ihm in die schwindlige Tiefe hinabstürzte. Er wies ihm, zur Bestätigung seiner Erzählung, das in Stein gehauene Bild des treuen Thieres, und strich zufrieden nickend das blanke Thalerstück ein, das ihm für seinen vielfach verschlungenen Bericht zu Theil wurde.

Der Fremde setzte nun seine Wanderung um den Thurm allein fort und schaute bald fernhin über das schöne, üppig blühende Gartenland des Elsasses, bald hinunter in das bunte Gewühl, das sich in den Gassen bewegte.

Die Mädchen, die sich müde gelaufen, lagerten sich auf der Seite des Wächterhäuschens in traulichem Kreise zusammen und begannen ein Pfänderspiel. Der ältere Theil der Gesellschaft saß noch um den Tisch und

pflegte ergötzlicher Rede; oft und wacker klangen die Gläſer.

Die Abendſonne neigte ſich nach und nach gegen die Vogeſen; ſie warf ihr freundliches Licht auf die benachbarten Höhen des Schwarzwaldes: der Kniebis, die Hornisgründen ſchauten brüderlich herüber, bis in die Hälfte von dunkeln Waldungen umgürtet; an ihrem Fuße breiteten ſich hellbeleuchtete Schlößlein und Dörfer aus; der Rheinſtrom fernhin ſichtbar rauſchte in ſilbernen Wellen.

„Unſer geſegnetes Rheinland, das Elſaß, lebe hoch!“ rief, mit dem Glaſe aufſtehend, Herr Schott, der biedere Schreinermeiſter aus.

„Und Straßburg!“ ſtimmte Herr Schwarz, der dritte Freund, bei.

„Und Erwin, der kühne Meiſter!“ ſagt Herr Werner, und die Gläſer klangen luſtig in das Rufen der fröhlichen Männer.

„So ſoll von mir der kunſtreichen Sabina, Erwins frommer Tochter, ein Lebehoch gebracht ſein!“ fügte nachdem die Männer ſich niedergelaſſen, Frau Werner bei.

Und nochmals klirrten die Becher.

„Seht, wie er da über uns thront, an das unſterbliche Werk ſeines Geiſtes gelehnt, der ſinnreiche Erwin, die Hand vor der Stirne, als ſei er von den Strahlen der Sonne geblendet!“ ſetzte Werner hinzu.

„Damit iſt es ein Anderes," unterbrach ihn einer der Wächter, der mit friſchen Krügen zu der Geſellſchaft getreten, „ſeine Stellung da oben ſoll wohl andeuten, daß er nach dem zweiten Thurme hinüberſchaue, der, ſeinem Plane gemäß, ſollte aufgeführt werden. Das Bild ſteht auch nicht immer ſo ſtille und ruhig auf ſeinem Poſtamente, wie zu dieſer Zeit, und ich habe den in die Höhe gehaltenen Arm ſchon herabfallen, den Kopf unter der Mütze nicken, und die ſteinernen Füße ſich in Bewegung ſetzen ſehen.

„Ihr ſprecht ſonderbar," ſagte Frau Werner, „Ihr gebt Räthſel auf, ſeid doch ſo gut, Meiſter Werber und löst ſie uns ſelber auf!"

„Das müſſen wir Münſterwächter am beſten wiſſen, ehrſame Frau Werner," entgegnete etwas empfindlich der Gefragte, „wir haben ſchon in mancher Adventsnacht im Wächterhäuschen der ſchaurigen Münſterrunde beigewohnt, und wenn mir die geehrte Geſellſchaft ein günſtiges Ohr leihen will, ſo ſoll mich die Erzählung nicht reuen."

„Nun, ſo erzählt," ſagte Werner, „Ihr habt ja ohnehin noch ein Stündchen Zeit, bevor Ihr die Thorglocke läuten müßt."

Der Wächter ließ ſich auf die Steinbank nieder, und leerte, der Geſellſchaft zu Ehren, das dargebotene Weinglas.

„Wenn in den Adventstagen der Mond wieder ins erste Viertel tritt," so begann er mit geheimnißvollem Tone, da gibt es für uns Wächter eine harte Nacht; aber wir sinds nun schon so gewöhnt, und es dünkt uns als fehle etwas, wenn die Münsterrunde einmal ausbleibt. Derjenige von uns, welcher um diese Zeit die Mitternachtsstunde wiederholen muß, hat dann jedesmal Eile, sich so schnell als möglich ins Häuschen zurückzuziehen: denn mit dem letzten Glockenschlage fährt ein zitternder Schlag durch das ganze Gebäude, vom Grundsteingewölbe, in welchem die Wassergeister in kupfernen Schifflein umherfahren, bis hinauf zu den letzten Zacken des Knaufes; ein dumpfer Hall zuckt durch die Glocken und läßt sie mit unheimlichen Schrillen erklingen. — Und alsobald machen vier bleiche alterthümlich gekleidete Wächter, mit langen Hellebarden bewaffnet, die Runde um den Thurm und lösen uns gleichsam ab, denn sie schlagen jede Viertelstunde richtig, bis Punkt Ein Uhr, wo der Zauber verschwindet; auch singen sie abwechselnd allerlei schöne geistliche Lieder auf die schlummernde Stadt hinunter, so wie es vor alten Zeiten üblich war. Das wäre nun Alles recht und gut, aber bald hebt es in den Thurmtreppen an mit schweren dappelnden Tritten heranzukommen; die Steinbilder des ganzen Doms werden lebendig, machen sich nach und nach auf, marschieren über den Platz der sich immer weiter auszudehnen scheint, und

hier und lagern ſich gruppenweiſe zuſammen: die Engel, die Propheten, die Apoſtel, die Heiligen, die Ritter; Salomo mit dem Schwerte, der drunten an der öſtlichen Kirchthüre ſo ruhig ſitzt, als könnte er kein Wäſſerchen trüben; die vier Könige ſind von ihren ſteinernen Roſſen geſtiegen und Alle rufen wie aus Einem Munde, in lautem Jubelgeſchrei zu Erwin empor, der ſein Poſtament verläßt und ſich zwiſchen den Königen niederläßt. Da muß nun wohl geheimer Rath gepflogen werden, denn es geht an ein Kopfzuſammenſtrecken, Munkeln und Flüſtern, es werden Stimmen geſammelt, räthſelvolle Beſchlüſſe gefaßt, und dazu kreist immer in mächtigen Pokalen goldrother Wein herum, davon den Geſtalten die Antlitze lichtloh erglühen. Aber plötzlich ſpringt der große Kupferdeckel in der Mitte der Platteform mit furchtbarem Dröhnen auf, und mit ſchwerem ſteinernem Tritte, von zwölf Zwergen gefolgt, ſteigt ein rieſenmäßiger halbnackter Mann empor, um Kopf und Schultern ein Auerochſenfell, in der Hand eine ungeheure Keule, die er ſich zum Gruße mit wildem Lachen ums Haupt ſchwingt. Mißbilligendes Murren tönt alſobald durch die Reihen, und deutlich werden die Worte gehört: „Hat denn Kruzmann noch immer keine Ruhe?“ Der ungeſchlachte heidniſche Kriegsgott ſtört ſich aber daran nicht, vielmehr geht er mit höhniſchen Blicken in den Reihen umher und treibt ſeinen Spott mit der ehrenwerthen Ver-

ſammlung; zupft den weiſen Salomo am Barte und beleidigt ihn durch allerlei Anzüglichkeiten, ſchilt den König Clodoväus einen Verräther, weil er den Gott ſeiner Väter verlaſſen, ſingt vor Dagobertus das Spottliedchen:

« Le bon roi Dagobert,
Qui mit les culottes de travers; »

nennt Rudolf von Habsburg einen parvenu, und erkundigt ſich bei Ludwig dem Vierzehnten ob ihn denn die Dragonaden wirklich aus dem Fegfeuer erlöst hätten. So eben will er ſich von ſeinen Zwergen einen gefüllten Humpen reichen laſſen — da tönt der heilige Geſang Gloria in excelsis! aus all den ſteinernen Lippen, und mit wildem Fluche ſtürzt ſich Kruzmann wieder, zwiſchen dem von ſelbſt aufprallenden Kupferdeckel, in die Tiefe hinab. Die Glocke ſchlägt Eins, und ...“

„Das iſt gegen die Abrede!“ riefen in dieſem Augenblicke die Mädchen, aus ihrer Ecke hervorſpringend, und den Schluß der Erzählung unterbrechend, und ſtürmten, Luiſe Werner vorführend, zur Geſellſchaft hin. Und ſo ſah ſich dieſelbe, aus den grauſenhaften Spukerſcheinungen der Vorwelt, auf einmal wieder von den lieblichſten Geſtalten der Gegenwart umringt.

„Nein, das iſt zu arg!“ riefen die Mädchen von Neuem.

„Nun, was denn um alle Welt! du ſtürmiſcher

Jungfernchor, was iſt denn zu arg? was hat euch denn alſo in Aufruhr gebracht?“ rief ihnen Herr Werner zu.

„Mit Ihrem Luischen haben wir's, Herr Pathe,“ nahm Schott's muthwilliges Töchterlein das Wort; „ja hören Sie nur und richten Sie ſelbſt: Wir ſpielten Pfänder und machten's zum Geſetze, daß jedes Pfand von ſeiner Beſitzerin treu und redlich müſſe eingelöst werden; nun trifft's Luiſe, und (ſetzte ſie etwas leiſer und ſchelmiſch lächelnd hinzu) ſie ſoll dem jungen bleichen Fremden dort drüben an der Ecke, mit einem Kuſſe die Falten auf der Stirne glätten, und iſt nicht dazu zu bringen!“

„Seid doch geſcheidt, Mädchen!“ fiel Frau Werner ein, „dem landfremden Menſchen? Luiſe, einen Kuß geben? Nein, das geht durchaus nicht!“

Aber die Mädchen beſtanden auf ihrem Beſchluſſe; die Männer ſtimmten ihnen endlich auch bei, und Herr Schwarz ſagte: „So will ich's bei dem fremden Herrn verfechten, wenn's ihm etwa zu ſauer werden ſollte, ein paar friſche Straßburger Mädchenlippen zu küſſen!“

Unter dem Jubel der Freundinnen zog er die ſich vergeblich ſträubende Luiſe mit ſich fort, und trat mit ſeiner Begleitung dem Fremden entgegen, der eben den Thurm verlaſſen wollte.

„Lieber junger Herr,“ ſagte er, „wer Sie auch ſein mögen, verziehen Sie noch eine Minute, ich gebe Ihnen

mein Wort darauf, es soll Sie nicht gereuen; und weil wir Straßburger immer grade von der Brust, und ohne Umschweif reden, wie's uns ums Herz ist, so — machen Sie daß diese ehrsame Jungfrau wieder zu ihrem verpfändeten Ringlein komme, das nur ein Kuß von Ihnen einlösen kann."

„Sie treiben ihren Spott mit mir!" entgegnete der junge Mann mit sichtbarem Unwillen, und wollte gehn. Schott hielt ihn lachend zurück und schüttelte den Kopf über eine so seltsame Bedenklichkeit, und die Mädchen bestätigten einstimmend die Wahrheit des Gesagten. Doppelt beschämt zog sich die erröthende Luise zurück; da blickte ihr der Fremde in das klare blaue Auge, unwillkürlich fortgerissen trat er zu ihr hin und drückte schweigend einen flüchtigen Kuß auf ihre Lippen.

„Gut gemacht! gut gemacht! hier ist dein Pfand!" riefen die Mädchen, und auch vom Tische drüben schallte Gelächter und Klatschen; aber der Fremde hatte unter dem lauten Jubel den Gang erreicht und war um die Ecke des Wächterhäuschens verschwunden.

Der Spätabend war indessen herabgesunken; der Wind wehte kühler über die Platteform; die Münsterschwalben flogen ein und die Sonne versank eben hinter den Schlössern Geroldseck und Hohbarr, die mit ihren scharfgezeichneten Umrissen, aus den abendgoldigen Wolkenfernen wie Himmelsburgen herüberleuchteten. Da machte sich auch Herr Werner mit seiner Gesell-

ſchaft auf; ſie ſchauten noch einmal, Abſchied nehmend von der herrlichen Ausſicht, hinüber zu den halberhellten Schwarzwaldbergen, und herüber zu St. Odilien, die ſich ſchon wie ein rieſenhaftes Nonnenbild in trüben Dämmerungsſchleier gehüllt hatte, drückten den ehrlichen Wächtern die Hand, und ſtiegen unter dem Läuten der Thorglocke, heitern Sinnes und mit frohen Erinnerungen an den ſchönen Abend die Thurmtreppen hinunter.

---

Am folgenden Morgen ſtand Wilhelm Löhr, ſo heißt der junge Mann, der ſich geſtern auf dem Münſter unſern Blicken ſo eilig entzogen hat, an einem Fenſter des Gaſthofs zur Blume und ſchaute in das bunte Gewühl der Güterfuhrleute und Karrenzieher, welche ſich vor dem gegenüberſtehenden Kaufhauſe in emſiger Thätigkeit bewegten. Der ſtille, tiefe Gram der ſo ſchwer auf ſeine Seele drückte, verdüſterte ſein Geſicht; die trüben Gedanken, die in ihm aufſtiegen, lagerten ſich alle auf der ſonſt ſo freien und offenen Stirne. Zuweilen zückte ein wehmüthiges Lächeln um ſeinen Mund, und er ſchien auf kurze Zeit mit dem Leben verſöhnt, denn das Bild des holden Mädchens, das er geſtern auf ſo ſonderbare Weiſe, ganz wider Willen geküßt, ſtellte ſich ihm in voller Lieblichkeit dar, und der klare Schein ihres blauen Auges, der trotz der Flüchtigkeit womit er hineingeblickt, ſich in ſein Herz

geſenkt hatte, ſäumte ihm, augenblicklich wenigſtens, die Sturmwolken ſeines Lebenshimmels mit goldenem Rande.

Löhr war der einzige Sohn eines reichen und angeſehenen Goldfabrikanten in Pforzheim; er hatte auf ſeiner Landesuniverſität Heidelberg Medizin ſtudirt und war wegen ſeiner biedern treuen Seele, ſeiner glänzenden Talente, ſeines ausharrenden Fleißes von allen Mitſtudirenden geliebt und geachtet. Lebendiges Gefühl für Sittlichkeit und Wiſſenſchaft, Liebe zur Freiheit, thätiger Vaterlandsſinn hatten ihn, nebſt vielen Gleichgeſinnten, in die Verbindung der Burſchenſchaft geführt, die ſich's zur Ehre anrechnete, daß ihr ſchwarzrothgoldnes Band auf ſeiner Bruſt glänzte. Noch hatte er ſein vierundzwanzigſtes Jahr nicht erreicht, und ſchon war ſein letztes Examen glücklich beſtanden; da ſollte plötzlich ein trauriges Ereigniß ſo viele herrliche Lebenshoffnungen niederſchlagen.

Die Burſchenſchaft feierte vor Kurzem ihr Verbindungsfeſt in den alten ehrwürdigen Räumen des Heidelberger Schloſſes. Hell erklangen die Gläſer; feierlich wogten die Vaterlandsgeſänge, und begeiſterte Trinkſprüche für Deutſchlands Kraft und Einigkeit, für die Freiheit Europa's, für die Verbrüderung der Völker drangen zum Himmel empor. Löhr hatte in einem Zwiſchenraume ſeinen Arm in denjenigen eines Freundes gehängt, um ſich mit ihm im Freien zu ergehen. Sie waren nicht ferne vom Schloſſe gekommen, als ein wild-

ſchreiender Chor zur Landsmannſchaft der ** gehörigen Studenten ihnen nachkam.

„Seht die Teutonen! die Cherusker! die Vaterlandsbefreier!“ rief ihnen Einer derſelben aus rauher Kehle zu, „zieht doch den altdeutſchen Rock aus und werft das Bärenfell über euch, damit man euch an Haut und Haaren erkenne!“

Unwillig wollte ſich Löhrs Freund gegen den frevelhaften Spötter wenden, jener zog ihn aber beſänftigend mit ſich fort. Sie kehrten nach einer Viertelſtunde zurück. Als ſie eben in den Schloßraum treten wollten, ſtürzten die tobenden Geſellen wieder an ihnen vorbei, und Löhr, welcher ausweichen wollte, ſtieß dem Wortführer an den Fuß.

„Ha, Bube!“ rief dieſer knirſchend, „das iſt Tuſch! und dein ſchlechtes Blut wohl viel zu gering den Frevel auszumerzen! Ich heiße aber Franz Wüthing, wohne dem „faulen Pelz“ gegenüber, und bin Morgen frühe um fünf Uhr hinter der Neckarmühle zu treffen!“

„Mein Freund wird nicht ſäumen zu kommen!“ ſagte Löhr's Begleiter, ließ den noch immer forttobenden Raufbold verächtlich ſtehn, und die Beiden traten wieder zur Verſammlung.

In Güte war den andern Morgen nichts auszumachen. Der rohe Wüſtling wollte einmal ſein Müthchen an Löhr kühlen, der ihm wegen ſeiner ihm längſt bekannten geiſtigen Ueberlegenheit doppelt verhaßt war.

Die leichte Armwunde, die dieſer ihm gleich anfangs beibrachte, ließ er, trotz der Einreden beiderſeitiger Sekundanten, nicht gelten.

„Ich will dein Herzblut, Teutone!“ brüllte er, „oder du mußt das meinige haben!“

Löhr holte aus, und unter ſeiner gewandten Klinge quoll aus des Gegners Bruſt ein heller Blutſtrahl. Er fiel beſinnungslos nieder. In Verzweiflung ſtürzte Löhr über den Unglücklichen hin, um ihm beizuſtehn. Die Freunde deſſelben trugen ihn fort, und ein raſcher Einſpänner, in den ihn die Seinigen ſchoben, brachte den Beſinnungsloſen an das Ufer des Rheins. Er ſtieg aus, und erreichte auf einem ſchwanken Schiffchen den elſäſſiſchen Boden.

In Straßburg, wohin er ſich ſogleich wandte, wollte er nur ſo lange verweilen, bis er Antwort von ſeinem Vater erhalten haben würde, dem er den ganzen Vorfall offenherzig, und mit den bitterſten Vorwürfen gegen ſich ſelbſt, berichtete. Seine Mutter war längſt geſtorben; er bat ſich von ihrem Hinterlaſſenen nur ſo viel aus, als er für die nächſte Zukunft brauchen würde. Sein feſter Entſchluß war ſich nach Marſeille zu begeben, um ſich dort nach Griechenland einzuſchiffen und in dem heiligen Kampfe der Hellenen gegen ihre ungläubigen Bedrücker den gewünſchten Tod zu finden.

Was ihm für ſeinen jetzigen Zuſtand fehlte, war ein theilnehmender Freund, dem er ſich ganz anver-

trauen könnte, der ihm in seinem Schmerze ein treuer Rathgeber würde. Er fand ihn in einem jungen Juristen aus dem obern Elsaß, Namens Reber, der zufällig heute die Mittagstafel im Gasthofe nahm. Er war Löhrs Tischnachbar, und die treuherzige Offenheit womit er ihm begegnete, brach nach und nach die scheue Zurückgezogenheit in der sich jener bisher gehalten. Beim Austausch ihrer Ideen, trafen die jungen Männer auf manche gleichgestimmte Saite; sie schlossen sich schnell und warm aneinander, und Löhr fand während des Spaziergangs, den Beide nach dem Essen auf den nahe bei der Stadt gelegenen Contades machten, daß er sein Geheimniß ohne Rückhalt Reber's biederm Herzen offenbaren könne. Mitleidig drückte ihm dieser die Hand und drängte die trüben Erwartungen zurück, die Löhr von seiner ganzen Erdenzukunft hegte; er meinte durch treue Uebung seiner Pflichten, durch aufopfernde Hingabe für das Wohl seiner Nebenmenschen, müsse nach und nach wieder Frieden in seine Seele kommen. Löhr gab sich den liebevollen Worten des Trostes mit zaghaftem Bangen hin; er versprach sich heilig, fürder nicht sich, sondern der Menschheit zu leben, und doppelt fest blieb ihm sein Vorsatz, diesen Zweck in den Reihen der Hellenen zu erreichen.

Früh Morgens desselben Tages saß das muntere Riekchen, Werner's zweites Töchterlein, schon lange in der reinlich aufgeputzten Wohnstube, am Fenster mit dem Strickzeuge beschäftigt, als Luise, ihre ernstere Schwester, erst hereintrat.

„Luischen, vertritt mir die Eier nicht!" rief sie ihr entgegen hüpfend, in muthwilligem Scherze zu. „Ei, ei! du sonst der Frühauf im Hause, bist heute die Letzte!"

„Ist's denn schon so spät?" entgegnete diese beschämt, und die morgenrothen Wangen überflog noch höherer Schimmer. —

— „Das will ich meinen!" sagte Riekchen, „der Vater schlägt drunten im Hofe mit den Knechten bald zwei Stunden am großen hundertöhmigen Fasse, und Herr Fabner raucht in voller Verzweiflung, dich so lange nicht am Fenster zu blicken, schon die dritte Cigarre vor seinem Kramlädchen."

„Böse Schwester!" sagte Luise in halbem Unwillen, „kommst du immer mit Diesem, und weißt doch, daß mir der zudringliche Geck schon lange zuwider!"

— „Und nun ganz ausgestrichen ist!" setzte die Muthwillige hinzu. „Wenigstens war er wohl diese Nacht nicht gemeint, als du im Traume ausriefest: Der Arme! o laßt ihn! was muß ihn so quälen?"

„Du bist diesen Morgen unerträglich, Riekchen, und hast's recht darauf angelegt, mich zu ärgern!"

— „Verstelle dich nicht, Schwesterchen! sage was

du willſt, aber Eines wirſt du mir nicht nehmen: daß du den heitern Sinn, den du geſtern mit auf das Münſter genommen, und den ganzen Abend hindurch erhalten, nicht wieder mit herunter brachteſt!"

„Und was ſollte mir denn meine Fröhlichkeit geraubt haben, du närriſches Mädchen?"

— „Das kleine Ereigniß am Ende, die Auflöſung deines Pfandes!"

„Wozu Ihr mich wider Willen, mit Gewalt brachtet!"

— „Allerdings! Du biſt unſchuldig, aber es iſt Thatſache, daß ſeit eben dieſem kleinen Ereigniſſe, Luischen ernſter, viel ernſter geworden iſt."

„Riekchen, gerne will ich dir geſtehn, daß der bleiche junge Mann, der ſich geſtern ſo ſittſam unſern Blicken entzogen, meine Gedanken auf ſich gerichtet, mein Mitleid für ſich in Anſpruch genommen hat; denn es muß wohl ein tiefer Gram ſein der ſeine ſanften, ſonſt gewiß freundlichen Züge mit ſo trüben Wolken überdeckt."

— „Und dieſes Mitleid hat dich ſogar in deinen Träumen beunruhigt."

„Wie du auch biſt, Riekchen! was iſt wohl natürlicher, als daß die Bilder des geſtrigen Abends in bunter Verworrenheit ſich in meine Träume gewoben, und auch die düſtere Geſtalt des Unbekannten zufällig aus denſelben hervortauchte."

— „Und du zufällig laut ausrieſeſt: O der Arme!"

„Was ich auch wachend wiederholen kann, ohne dabei den geringſten Nebengedanken zu haben.“

Das Hereintreten der Eltern machte dem ſcharfen Examen ein Ende, das die gute Luiſe von ihrer Schweſter zu beſtehn hatte.

Das Frühſtück verſammelte die Familie, wie jeden Tag, auf ein Viertelſtündchen; nach demſelben begab ſich der Vater gewöhnlich wieder an ſeine Küferarbeit und Frau Werner in die Weinſtube und wartete den Gäſten auf, während den beiden Mädchen der übrige Theil der Haushaltung übertragen blieb.

Herr Werner gehörte zu jener intereſſanten Klaſſe der alten Straßburger von gutem Schrot und Korn, die ihren natürlichen, herkömmlichen Sinn und Charakter durch alle politiſchen Stürme und Veränderungen gerettet und rein erhalten haben. Frei von ängſtlichen Vorurtheilen, ſchaute er mit hellen, muntern Blicken in die Zukunft, denn er verſprach ſich Großes von der Entwicklung der nächſten Zeiten. Dagegen war es aber auch feſter Grundſatz bei ihm, ſich zu hüten vor allem blinden, haſtigen Auffaſſen des Neuen, ohne es geprüft zu haben, und dafür alte Erfahrungen, alte Liebe herzugeben. Nicht wenn etwas neu, ſondern wenn das Neue gut, wenn es wahr und ſchön, wenn es das Alte mit Recht verdrängte, fand es bei ihm Eingang. „Soll ich,“ ſagte er, „meine alten treuen Freunde, den Dreiundachtziger, den Zweier, den Eilfer auf die

Straße ſchütten, weil die Reben jetzt gerade erträglich blühen? An den alten erprobten Geſellen hab' ich mich ſchon manchmal gelabt, ihren ſüßen Duft geathmet, ihr geiſtvolles Naß gekoſtet; die kenn' ich, aber der Junge, der auf dem Rebhügel jetzt ſo freundlich thut, ſo ſüßduftend blüht, iſt wetterwendiſch und kann im Herbſte mit ſaurem Geſichte heimkommen. Und ſo werfe ich auch meine Liebe zur alten Zeit nicht hinweg, es ſei denn, daß die neue mich eines Beſſern belehre." — Die Liebe zu Straßburg, ſeiner Vaterſtadt, und dem Elſaß, dem geſegneten Heimatlande, war bei ihm tief ins Herz gedrungen. Oft, und immer mit jugendlichem Entzücken, beſtieg er den Münſterthurm, und ſchaute ſich droben nach dem ſchönen Rheinthale um. Auch ließ er es, bei ſeinen bedeutenden Weinkäufen, keineswegs damit bewenden blos die Keller des Elſaſſes zu beſuchen; waren ſeine Geſchäfte abgethan, ſo nahm er den Wanderſtab zur Hand, und durchſtreifte mit Frau und Töchtern, die ihn bei ſolchen Reiſen oftmals begleiteten, die Berge der Umgegend, und wußte ihnen aus den vaterländiſchen Chroniken manche ſchöne Sage, manche erhebende Geſchichte der Vorzeit zu erzählen. Ein ſtehender Artikel in ſeinen Ausflügen war die faſt jedes Jahr in den Pfingſtfeiertagen unternommene Wanderung nach dem Odilienberg, um ſich in dem holdſeligen Frühlingsgeiſte, der ringsum auf Berg und Thal ſeine herrlichen Zauber gehaucht, an dem hehren Schauſpiele

der Natur und an der Erinnerung an die Zeiten frommer, wundervoller Einfalt zu laben.

In der Erziehung ſeiner Töchter befolgte Herr Werner ſeinen eigenen Gang. Er war, trotz der in ihn dringenden Vettern- und Baſenſchaft nicht dazu zu bringen, ſeine Kinder auf ein Jahr nach Pfalzburg oder Sankt-Dibel zu ſchicken, damit ſie mit einem franzöſiſchen Knix und ein Paar fein ausgeſprochenen Brocken zurückkämen; er ließ ſie durch einen tüchtigen Hauslehrer aus dem innern Frankreich, mit dem Geiſte der franzöſiſchen Sprache und den Meiſterwerken der Literatur bekannt machen, wie es gebildeten Elſäſſerinnen ziemlich iſt; zugleich ſchickte er ſie in eine der beſten Erziehungsanſtalten in Straßburg, in der ein von Oberflächlichkeit und Schimmerlande fernes, gründliches und hausfrommes Weſen waltete, und wo auch der deutſchen Mutterſprache ihr gutes Recht zu Theil wurde. Höchſt zuwider war ihm alles Zwitterweſen in Sinn und Ausdrucksweiſe; deßwegen that es ſeinen Ohren ſtets wehe, aus elſäſſiſchem Munde zu hören, wie in einem und demſelben Satze deutſche Worte von franzöſiſchen überſchwemmt wurden, ja derſelbe Gedanke zuerſt deutſch, ſodann, wie zur Erklärung, franzöſiſch gegeben wurde. „Seid doch Straßburger! ſeid doch Elſäſſer!“ predigte er unaufhörlich, „ſprecht mit Franzoſen in Gottes Namen franzöſiſch, aber verbrecht, belaſtet und vermiſcht eure Sprache nicht ſtets mit fremden Lauten! Bleibt bei der Natur, ſie iſt die beſte

Lehrerin in Allem! Hört Ihr denn auch die Nachtigall, der Taube zu gefallen, girren? oder seht Ihr die Lilie, der Rose zu lieb, sich mit Dornen umstricken?“

---

Der dreiundzwanzigste Juni 1822 war ein Sonntag, der wohl den meisten Straßburgern, die ihn erlebten, im Gedächtniß geblieben sein wird. Der Nachmittag war schön, aber drückend schwül. Die Ill wogte voller Nachen, die zu den nahen und fernen Inseln und Belustigungsorten hinruderten. Im leichten Waidlinge schaukelten, unter allgemeinem Gelächter, unerfahrene Gesellen, und trieben bald quer über den Fluß, bald hart ans Ufer hin; während andre, schwerer beladene Fahrzeuge unter den geübten Ruderschlägen der Schifferknaben pfeilgerade dahinflogen. Dunkelgrüne Schifflein mit bunten Flaggen führten heitere Familiengenossenschaften. In größern, mit schützenden Leindecken überzogenen Schiffen, waren Handwerksbursche, Ladendiener, Soldaten, Dienstmädchen, in bunter, lärmender Gesellschaft beisammen. Auch der alte „Hunderttthalermann“ stemmte das Steuer an die hagere Brust, und führte die ihm anvertraute Sippschaft zum grünen Berge. Das Singen und Jubeln der fröhlichen Menschen schallte das Wasser entlang.

Die Freunde Löhr und Reber, die seitdem unzertrenn-

lich geworden, waren ſchon in der Morgenfrühe auf einem ſelbſt geleiteten Kahne nach St. Oswald gefahren und hatten ſich in dem freundlichen Gehölze, unter einem üppigen Eichenſtamme gelagert. Löhr, der die Fahrt zum erſtenmal gemacht, fand die Ufer der Ill entzückend ſchön. Zu beiden Seiten duftige Wieſen oder dunkle Waldungen; im Hintergrunde, weſtlich die Vogeſen, öſtlich die kerzengerade Pappel-Allee des Rhein- und Rhone-Kanals, und hinter derſelben der Schwarzwald; und je nachdem ſie ſich in einer der vielgeſtaltigen Windungen des Fluſſes befanden, erhob ſich das Münſter weit herab ſichtbar, bald zur rechten, bald zur linken Seite von den Sonnenſtrahlen, wie ein flammender Leuchtthurm geröthet. Sie hatten den Tag unter traulichen Geſprächen und muſikaliſchen Genüſſen zugebracht. Reber blies die Flöte meiſterhaft, ihre weichen, melodiſchen Töne bebten ſanftwogend durch die Baumhallen des Waldes; dazu ſang Löhr mit friſcher klangvoller Stimme Lieder die der Zuſtand ſeiner Seele hervorrief. Kaum bemerkten die in ihrer waldigen Einſamkeit ſo ſeligen Freunde, daß mit dem vorrückenden Nachmittage, die Luft immer ſchwüler und drückender wurde. Unheimlich flüſterten im glühend ſchweren Windhauche die Blätter; mit unſtätem Schwirren ſausten die Waldbienen; die Vögel flatterten in ruheloſen Kreiſen; das reine Dunkelblau des Himmels zerfloß in graulichte Tinten, und vom Südweſte getragen, wälzten ſich langſam braungelblich geſäumte Wolkenberge daher.

„Die Luft drückt ſchwül!“ ſagte Reber, „laß uns aufbrechen, Wilhelm, ich wittre den Oberländer, der bringt Regen; auch thürmen ſich die Wolken da oben nicht gerade zu einem Feenſchloſſe.“

„Mich beengt die Schwüle ebenfalls,“ ſtimmte Löhr bei, und ergriff das an den Baum gelehnte Ruder, „wir haben kurze Friſt dem Unwetter zu entkommen.“

„Flußabwärts geht's zwar um ein Gutes ſchneller,“ ſagte Reber; „doch dürfen wir der Arme nicht ſchonen.“

Sie traten eilig aus dem Gehölze hervor und gewannen das Ufer. Das Schifflein flog unter ihren rüſtigen Ruderſchlägen durch die Illwellen, die es lautplätſchernd umleckten. Vor und hinter ihnen wogten um die Wette kleine und große Nachen, die alle noch vor dem Gewitter in Straßburg anzulangen hofften. Allein auf eine augenblicklich eingetretene angſtvolle Stille folgte plötzlich ein hohles, heftiges Windbrauſen; dumpfe weithin polternde Donnerſchläge brachen aus dem ſchwarzen Gewölke, welches die ſtechenden Sonnenpfeile mit bösgelbem Scheine durchzuckten. Emſiger ruderten die Schiffer. Die Uferbäume flogen an ihnen vorüber; ſchon lag der Murrhof hinter ihnen, und ſie waren über die Strömung gefahren, welche die wild herein brauſende Breuſch in die Ill macht.

„Wenn wir den grünen Berg erreichen, ſind wir geborgen!“ ſagte Reber, dem häufige Schweißtropfen über Stirn und Wangen rieſelten.

„Wir wohl," entgegnete Löhr, „aber ſieh die vielen, theils ſo ſchwer belaſteten Schiffe, die noch weit hinter uns zurück ſind!"

„Das Wetter iſt da!" rief Reber, das Ruder mit Haſt ſchwingend, „nun gilt's noch einige kräftige Züge, und wir ſind im Hafen!"

Indeß brauste der Sturmwind heftiger herein und fuhr über die Wellen, die ſich kräuſelnd, weithin erbebten; mit ungeſtümer Macht wühlte er in den alten Kaſtanien- und Pappelbäumen des grünen Berges und ſchüttelte die graulichten Uferweiden, deren ſchwanke Zweige wie Greiſenhaare auf und nieder flatterten. Grell tönten noch die Geigen und Pfeifen der Tanzmuſik darein; allein bald ſchwiegen ſie.

Die Fremde hatten ans Land geſtoßen, als ſchon große Regentropfen aus dem Sturmgewölke fielen; ſtarke Blitzſtreiche zuckten nieder, gleich darauf von krachenden Donnerſchlägen begleitet. Und nun begann das verzweiflungsvollſte Schauſpiel; der ſchrecklichſte Sturm, der ſeit Menſchengedenken in der Nähe von Straßburg gewüthet, brach mit furchtbarem Grimme los. In das Heulen des Windes, das faſt ununterbrochene Zucken des Blitzes und das Donnergeroll, tönte das Jammergeſchrei der vielen Unglücklichen, die noch fern vom Land, von den wildſchäumenden Wellen des Fluſſes hin und her geworfen wurden. Die jetzt in Strömen herabſtürzenden Regengüſſe füllten die kleinern Nachen in wenig Augen-

blicken ſo an, daß manche gerade unterſanken. Schauderhaft war der Augenblick eines größern Schiffes, in welchem wohl zwanzig Perſonen ſitzen mochten. Hülferufen und Heulen tönte dumpf und verworren durch die Nacht des Sturmes; der Wind hatte die Leinwanddecke auf der einen Seite losgeriſſen, und faßte ſich darin, ſo daß ſie bald hoch empor flatterte, und das Schiff, einem rieſenmäßigen Geſpenſte gleich, vor ſich her trieb.

Löhr und Reber hatten gleich anfangs ihren Kahn wieder losgebunden und waren, mit eigener Lebensgefahr, Manchem zu Hilfe gekommen. Sie ruderten, trotz Blitzſtreichen und Wellengetöſe, dem Schiffe zu, das von einem heftigen Stoßwinde auf eine Seite getrieben, einen Theil ſeiner Ladung ins Waſſer warf. Einige retteten ſich durch Schwimmen; Andre zog Reber glücklich in ſeinen Kahn, während Löhr ſich in den Fluß ſtürzte, um ein eben unterſinkendes Frauenzimmer noch am Saume des Kleides zu erhaſchen. Mit ſtarken Armen umfaßte er das Mädchen und trug es, eine Furt gewinnend, ans Ufer.

„Bald bin ich wieder bei dir! wa[illegible] dich indeß nicht über Noth!“ rief er Reber zu, der mit ſeinen Geretteten anlandete, und eilte mit der zarten Laſt durch die angſtvolle Menge.

Neben dem grünen Berge ſteht ein von Wiedertäufern bewohntes Haus. Dahin trug Löhr die gerettete Unbekannte, die zwar lebte, aber in tiefer Ohnmacht lag. Die freundliche, mitleidige Hausfrau öffnete ihm willig eine

reinliche Kammer und versprach ihm — die Börse zurückweisend, die er ihr anbot — die Jungfrau bestmöglichst mit Kleidung und Erquickung zu versorgen.

„Aber Sie, lieber Herr," sagte die Wiedertäuferin, „wollen nicht auch Sie Ihre Kleider wechseln, sie traufen ja über und über!"

„Laßt das gut sein! Frau, und sorgt für die Jungfer, für mich wäre es ja doch nur auf einen Augenblick; mancher Unglückliche kämpft noch mit Sturm und Wellen, ich muß wieder zurück ans Ufer!"

Nachdem er der Frau eilig einige Verhaltungsregeln für die Behandlung der Geretteten gegeben, flog er die Treppe hinab. Er war wieder ans Ufer gelangt, als lautes Jubelgeschrei mitten durch das Jammerrufen brach: Waldner, der wackere Gastwirth zum grünen Berge, der mit eigener Lebensgefahr schon sechs Personen dem Tode entrissen hatte, landete eben wieder, und legte einer trostlosen Mutter das gerettete Kind in die Arme. Mit freudig leuchtendem Auge blickte Löhr auf den Edeln und konnte sich nicht entwehren, ihm die Hand zu drücken.

Der Sturm schien inzwischen den höchsten Gipfel seiner Wuth erreicht zu haben; nach einigen heftigen Blitzstreichen war das Gewölke entladen; der Donner grollte langsamer und verhallte in weitem Rollen; der Regen ließ nach. Jetzt strömte die Volksmenge, die sich größtentheils in die benachbarten Häuser zurückgezogen

hatte, mit Ungeſtüm heraus. Von dem plötzlichen Unwetter vertrieben, waren Viele von den Ihrigen getrennt worden und ſchwebten nun in der qualvollſten Ungewißheit, ob ſie gleichfalls in Sicherheit, oder ob ſie den Tod in den Wellen gefunden hatten. Auch Herr Werner, der ſich mit den Seinigen und einigen der früher genannten Freunden, auf dem großen verunglückten Schiffe befunden hatte, lief in angſtvoller Verzweiflung bald über die Illbrücke, bald durch den Garten des Gaſthauſes, bald am Ufer hin, denn, als er die Häupter ſeiner Lieben gezählt, fehlte ihm ſeine Luiſe! Er hatte bei Bekannten und Unbekannten nach ihr gefragt, es wollte ſie Niemand geſehn, Niemand etwas von ihr gehört haben.

„Luiſe!“ rief er in wildem Vaterſchmerze, „Luiſe! mein Mädchen! Luiſe! mein geliebtes Kind!“

Ein Schiffer, der eben vom Lande ſtechen wollte, wies ihm mit der Hand auf Löhr, der mit ſeinem Freunde um die Verunglückten beſchäftigt war:

„Der Herr dort im ſchwarzen Rocke, hat mitten im Gewitter ein Frauenzimmer aus dem Waſſer gerettet, und in das Melkerhaus neben dem Garten getragen; ſie lebt, denn ich habe ſie ſo eben geſehn; gebe Gott, daß es Ihre Tochter ſei!“

Werner, von dem einzigen Gedanken der ſeine Seele bewegte, erfüllt, hatte die Worte kaum vernommen, als er, vergeſſend ſich an den Retter ſelbſt zu wenden, nach

dem bezeichneten Hauſe lief, um ſich Gewißheit zu verſchaffen. Und Luiſe war es auch wirklich, die er dort mit niegekannter Vaterwonne in die Arme ſchloß.

---

Löhr hatte über dem fremden Unglück ſein eigenes trauriges Schickſal beinahe vergeſſen. Schon in der Morgenfrühe des Johannistages trieb es ihn hinaus nach dem grünen Berge; er wollte den geſtern ſo ſchreckensvollen Schauplatz des Sturmes ſehen, und ſich nach der Unbekannten erkundigen, die er das Glück gehabt zu retten. Unter der Illbrücke lagen in einigen Nachen die Leichname der Verunglückten, und noch immer zogen die Schiffer, die mit langen Haken auf dem Fluſſe hin und her fuhren, neue Opfer heraus. Ein Schrei des Entſetzens tönte ringsum, als ſie eben mit vieler Anſtrengung eine Gruppe von drei Perſonen zum Waſſer emporhoben: einen Unteroffizier, der ſeine Geliebte noch im Arme hielt, und an deren Fuß ſich ein anderes Mädchen feſtgeklammert hatte. Die bleichen Leichname tauchten aus den Fluten wie Geſtalten die der Bildner aus einem einzigen Marmorblocke gehauen hätte. Löhr konnte ſich bei dieſem Anblicke der Thränen nicht enthalten, die den Mann, der auch mit der That geholfen und das Leben für Andere gewagt, nicht entehrten.

Ein alter Fiſcher, der ihn ſo ſeinen Gedanken nachhängend, auf die Brückenlehne geſtützt fand, trat jetzt zu

ihm: „Das war geſtern ein harter Tag!“ ſagte derſelbe, „einen ſolchen haben wir und unſre Väter nicht erlebt!“

— „Ja wohl!“ entgegnete Löhr. „Wer nur die armen Hinterbliebenen alle tröſten könnte, denen die Ihrigen mitten in Geſundheit und Heiterkeit entriſſen wurden! Wie mancher Andre wäre gern an ihrer Stelle geweſen!“

„Jedem ſeine Stunde!“ ſagte der Fiſcher; „der Tod iſt ein genauer Schuldherr; er ſtreicht das Seine ein, bald früh, bald ſpät, und ihm iſt's einerlei, wo er uns am verfallenen Schuldtage treffe. Aber glauben Sie mir, mein Herr, mit dem St. Baſiliustage, vor Johannis, hat es eine beſondere Bewandtniß; der fordert ſeine Opfer jedesmal auf eine ungeſtüme Weiſe, und wer bei ihm für jenen Tag eingeſchrieben iſt, ſtirbt keines natürlichen Todes!“

— „Glaubt Ihr an ſolche Märchen, Alter? Ein jeder Tag ſteht in des Herrn Hand und wenn er ſeinen Engel gehen heißt, iſt's wohl am Beſten! Aber daß er dazu beſondere Tage geſetzt, wo er jedesmal auf ſo ſchreckliche Weiſe die Seinigen abruft, das ſteht wohl nirgends geſchrieben.“

„In den Sternen!“ fiel der Fiſcher bedeutungsvoll, mit aufgehobenem Finger ein. „Sie ſind ein ungläubiger Thomas, Herr, aber ich könnte Sie durch manche ſelbſterlebte Unglücksgeſchichte eines Beſſern belehren.

Das Waſſer iſt für uns Fiſcher das rechte Element, die liebe Heimat, und wir kennen die kryſtallenen Wellen des heimatlichen Illſtroms, von Winkel an, wo er als wildes Bächlein aus dem Jura rauſcht, bis zur Wanzenau, wo er ſich dem Rhein in die rauſchenden Arme wirft, Stelle für Stelle, Furt, wie tiefe Gründe; aber es hüten ſich doch ſelbſt die beherzteſten und beſten Schwimmer unter uns, am Baſilinstage mit ihm zu tändeln. Gar Manchen ſchon, der warm und freudig ins Schifflein geſtiegen, haben wir kalt und ſtarr aus der Tiefe gezogen, und wer nicht ein recht glaubiges Chriſtenkind wäre, könnte wohl neckigen Waſſernixen und Flußgeiſtern die mancherlei Unbill zuſchreiben, die wir ſchon erlebten."

— „Schwatz ein andermal, Daniel!" rief ein Fiſcher drunten, „bind deinen Nachen los und hilf uns das Netz loswinden, das ſich an einem Pfoſten unter dem Waſſer feſtgeſtrickt!"

„Denken Sie an den Baſilius, mein Herr!" rief der Fiſcher, der Aufforderung folgend, „und an den alten Daniel, von der Schiffigen Zunft, der Ihnen das geſagt! und wolle Gott, jener Tag möge ſich nie Eines von den Ihrigen zum Opfer auserſehn haben!"

Löhr ſchüttelte lächelnd den Kopf über den bedenklichen Ernſt des wunderlichen Alten. Da kam die Wiedertäuferin, welcher er geſtern das gerettete Frauenzimmer anvertraut hatte, in Begleitung eines ältlichen

Herrn, haſtig über die Brücke auf ihn zugeſchritten: „Dort, Herr Werner,“ rief ſie ſchon von Weitem, „dort ſteht der Retter Ihrer Tochter!“

Werner lief in freudiger Eile auf den jungen Mann zu und faßte ihn bei der Hand:

„Vergönnen Sie, mein Herr,“ ſagte er, „einem Vater, deſſen liebes Kind ſie geſtern gerettet, Ihnen die Hand zu drücken, und nehmen Sie, zu ſeinem ſchwachen Danke, ſeine warme Freundſchaft an!“

Löhr wollte die Hand, welche Werner noch immer mit kräftigem Drucke umſchloß, ablehnend zurückziehen, allein die Frau betheuerte auf Alles, was ihr heilig, daß er und kein Anderer es geweſen, der geſtern im Sturme, Luiſe Werner aus dem Waſſer gerettet, und die Ohnmächtige ihr zur Pflege zurückgelaſſen habe.

„Setzen Sie Ihrer edeln That noch vollends die Krone auf, lieber junger Mann,“ ſagte Werner, mit Treuherzigkeit in ihn dringend, „und begleiten Sie mich zu meiner Familie, die ſich freuen wird, den Retter unſrer Luiſe kennen zu lernen!“

Nach vergeblichem Sträuben willigte Löhr in die Bitte des biedern Mannes; er folgte ihm und brachte den größten Theil des Tages im Kreiſe der Familie zu, deren rührende Dankbarkeit und herzliches Zuvorkommen ſeiner Seele wohl thaten.

Es iſt faſt überflüſſig zu ſagen, daß Riekchen, die trotz ihres heitern Sinnes einen ſehr guten und richtigen

Blick hatte, und Luiſe, die von dem geſtrigen Unfall noch immer angegriffen, in dem lieben Fremdlinge bald den bleichen Unbekannten des Münſters herausfanden. Riekchen konnte dieſe Entdeckung nicht lange zurückhalten, und Alle freuten ſich über das ſeltſame Zuſammentreffen. Löhr, der von ſeinem nur flüchtigen Aufenthalte in Straßburg geſprochen, mußte beim Abſchiede Herrn Werner in die Hand geloben, ſo lange er noch in Straßburg verweilen würde, die Familie recht oft zu beſuchen.

Die abenteuerlichen Begebenheiten der letzten Tage hatten Löhr wohl etwas aus ſeiner gewöhnlichen Stimmung gebracht; allein, nachdem er wieder zu ſeiner vorigen ſtillen Lebensweiſe zurückgekehrt, ſtellte auch ſie ſich wieder ein. Aus ſeiner Heimat erhielt er Briefe, die jedoch ſeinem Schickſal immer noch keine andere Wendung geben konnten, denn ein naher Anverwandter ſchrieb ihm, daß ſein Vater auf einer Geſchäftsreiſe nach Baiern und Oeſtreich begriffen ſei, wohin er zur Sommerzeit gewöhnlich ging, daß er aber in einigen Wochen zurückerwartet werde. Von Heidelberg aus erhielt er keine Nachricht, da ſeine genauſten Freunde ſelbſt ſeinen jetzigen Aufenthalt nicht beſtimmt kannten. Reber theilte des Freundes Sorgen und war ihm Troſt und Aufmunterung, wenn er verzagen wollte. Auch beſuchte er, ſeinem Worte getreu, Werner und ſeine Familie von Zeit zu Zeit; dieſe fand nur, daß es, wider Abrede, zu ſelten

geſchehe. Es war nicht Gleichgiltigkeit gegen ſie, ſondern eine unüberwindliche Schüchternheit, die, ſeit jener unheilvollen Stunde, da ein Menſchenleben unter ſeiner Klinge geendigt, ſein ganzes Weſen erfaßt hatte. Er fühlte ſich immer wohl und heimlich in dem freundlichen Familienkreiſe, wo ihm Jedermann mit theilnehmender Freundſchaft und Achtung begegnete. In dem alten Werner lernte er den verſtändigen, biedern Straßburger kennen, den Gradaus und Ohnefalſch; in deſſen Gattin, eine ſchlichte, gemüthliche Bürgersfrau; Riekchen verſcheuchte oft durch ihre launigen Späſſe die düſtern Wolken von ſeiner Stirne, und Luiſens ſtiller Ernſt ſprach wohlthätig zu ſeinem Herzen. Die natürliche Bildung, welche die Mädchen erhalten, ihre Kenntniſſe in verſchiedenen Theilen der Wiſſenſchaft, das geſunde, anſpruchloſe Urtheil, welches ſie über die Meiſterwerke der franzöſiſchen und deutſchen Literatur fällten, waren Löhr überraſchend; er verglich ſie mit ſo manchen jungen gebildeten Damen ſeiner Bekanntſchaft, die in äſthetiſchen Theezirkeln in ſüßlicher Ueberſpanntheit ihr ſchöngeiſtiges Wiſſen zu Schau trugen, und darin ſo oft neben das Schwarze ſchoſſen, und fand den ſchlichten ſtets richtig treffenden Sinn der jungen Straßburgerinnen nur um ſo anziehender und lobenswerther. Luiſens Seele beſonders entfaltete im traulichen Geſpräche oft einen tiefen und reichen Schatz von Verſtand und Gemüth. Sie ſchien ihm bald ſein Innerſtes am Beſten

zu verstehn; sie theilte seine begeisterten Hoffnungen für das Loos des armen Griechenvolkes, das mit so heldenmüthiger Kühnheit das drückende Joch der Türken abzustreifen wagte. Löhr sprach kräftig und schön; in schlagende Worte, in lebhafte Bilder wußte er seine Darstellung zu kleiden. Es hörten ihn Alle gerne sprechen, aber Luise hing mit besonderer Andacht an seinem Munde und ihre Augen glänzten, wenn er in begeistertem Tone von einem neuen Siege sprach, oder füllten sich unwillkürlich mit Thränen, wenn er einen Unfall zu berichten hatte.

---

Es war an einem Sonntagnachmittage, als Löhr in Werners Haus trat. Man sagte ihm in der Wirthsstube, Herr Werner sei mit seiner Familie ausgegangen und nur Jungfer Luise, die unpäßlich, sei zu Hause geblieben. Er wollte eben wieder umkehren, als er Luisens Stimme oben, wie hilferufend, zu erkennen glaubte. Schnell lief er die Treppe hinauf und öffnete das Zimmer; da sah er Luise Werner, sich vergeblich gegen einen jungen Mann sträubend, der ihre Hände gefaßt hielt und in lächerlichem Pathos ihr zu Füßen lag. „Herr Fabner!“ rief sie, „ich beschwöre Sie,. lassen Sie einmal von mir ab, Sie kennen ja meine Gefühle über Sie schon lange!“ Löhrs Eintreten machte den Zudringlichen aufspringen, er stammelte einige unverständliche

Entſchuldigungsreden hin, nahm ſeinen Hut und drückte ſich zur Thüre hinaus, ehe Löhr ihm einige zürnende Worte zurufen konnte.

„Wie froh bin ich, daß Sie kommen!“ ſagte Luiſe, Löhr's Hand ergreifend, „und mich von der läſtigen Geſellſchaft befreien; der alberne Menſch, der mich mit ſeiner Werbung ſchon lange verfolgt, benutzte die Abweſenheit meiner Eltern, um mich zu ſchrecken! Aber ſetzen Sie ſich, Vater und Mutter ſind mit Riekchen ſchon über zwei Stunden fort und werden bald zurückkommen!“

Löhr wäre lieber gegangen. Obgleich das ſtill ruhende Gefühl der Liebe bei ihm noch nicht zum Bewußtſein gekommen, und er ihm vor ſeiner redlichen Gewiſſensſtimme nur die Namen Achtung und Wohlwollen geben konnte, ſo war er doch zu beengt und ſchüchtern, ſich zum Erſtenmale in Luiſens Nähe zu befinden, und es hatte der ganzen herzlichen Aufforderung von ihrer Seite gebraucht, ihn zum Bleiben zu beſtimmen. Auch Luiſe wußte nicht von mehr als von Theilnahme und Dank gegen ihren Retter.

Nach einem allgemeinen Geſpräche über Tagesangelegenheiten, wobei Löhr ſich meiſt ſchweigend verhalten, fiel die Rede wieder auf die Sache der Griechen, und Löhr erzählte wie, nach den neueſten Berichten, in der Nacht vom 18. zum 19. Juni, dreiundvierzig Ipſarioten und Hydrioten ſich feierlich dem Tode für's Vaterland

weihend, auf leichten Scampavias mitten durch die türkiſche Flotte gerudert ſeien, die auf der Rhede von Chios lag, und Kapitän Georg, Brander an das große Admiralſchiff des Capudan Paſcha und an ein anderes Linienſchiff gelegt; dieſes habe ſich gerettet, allein das Admiralſchiff ſei mit 2286 Türken in die Luft geſprungen, und der Paſcha ſelbſt ſei von den Seinigen todt vom Ufer weggebracht worden.

Luiſen, der begeiſterten Griechenfreundin, funkelten die Augen in hoher Freude bei dieſem Siegesberichte, und Löhr bekannte ihr nun zum Erſtenmale, daß er ſelbſt ſich in wenig Tagen vielleicht, nach Griechenland begeben wolle, um in den Reihen ſeiner Heldenſöhne zu kämpfen. Er hatte dies ganz bedeutungslos, und wie es ihm entwiſcht war, hingeſagt und ſchwieg. Auch Luiſe ſchwieg, und jetzt erſt bemerkte er, wie ſie plötzlich in ſich verſunken war, und wie die Hand ihr auf dem Schooſe zitterte.

„Iſt Luiſe unwohl?“ fragte Löhr beſtürzt.

— „Nein“, liſpelte ſie, „aber“, fügte ſie, ſeine Hand ergreifend, bei: „Sie wollen nach Griechenland gehn?“

„Es iſt ſchon ſeit einigen Wochen mein feſter Entſchluß; kämpft doch mancher Deutſche dort für die heilige Sache der Freiheit!“

— „Ach, verſprechen Sie mir, daß Sie es nicht thun!“ und ihre Hand zitterte heftiger in der ſeinigen.

„Engel!“ rief er Alles vergeſſend aus, „haſt Du Erbarmen mit mir?“ Und er umſchlang die Holde, und — der Kuß der Liebe vereinigte ihre Lippen.

„Ewig Dein!“ riefen Beide zumal, und zwei Lebenswege, die bis jetzt ſich abgetrennt gezogen, liefen in einen einzigen Roſenpfad zuſammen.

So ſaßen ſie noch ein ſeliges Stündchen ſich zur Seite, bald ſchweigend, bald in ſüßen Herzensergüſſen. Die Zukunft lag in roſiggoldenem Hintergrunde vor ihrer Seele; es ſchien ihnen Alles ſo eben, ſo gewiß, als gäbe es keine Berge, und keine Zweifel mehr. Mit Goethe ſchwärmten ſie:

„Schon iſt mir das Thal gefunden,
Wo wir einſt zuſammen gehn,
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſehn.
Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſein!“

Es ward jedoch Lärm auf der Treppe; die Thüre ging auf und die Eltern traten mit Riekchen herein. Löhr blieb den ganzen Abend bei der Familie; es war ihm nie ſo heimlich. Vom Zauberſchlag der Liebe getroffen, gingen ſeine Gedanken nicht rückwärts in die Vergangenheit und riefen ihn wach, ſondern ſie träumten weit hinaus ins Erdenparadies, als ſtünde kein Cherub mit dem Flammenſchwerte davor.

Bleich und entſtellt, mit irren Blicken, haſtig durchs Zimmer ſchreitend, fand Reber ſeinen Freund des andern Tages. Einige verſiegelte Briefe lagen auf dem Schreibtiſche; ſeine wenigen Habſeligkeiten waren zuſammengepackt.

„Was geht mit Dir vor, Wilhelm!“ rief Reber ſtutzend beim Hereintreten, „haſt Du eine ſo eilige Reiſe vor, daß dein Freund nicht darum wußte?“

Löhr lag in ſeinen Armen, ſchluchzte laut und ſchlug ſich vor die Stirne: „Noch ein Menſchenleben auf der Seele!“ rief er in Verzweiflung.

— „Du ſprichſt ſchreckliche Worte! komm' zu Dir, faſſe Dich! und vertraue Deinem Freunde!“

O eine Lilie geknickt, einen Himmel eingeriſſen!“ jammerte Löhr fort.

Reber wandte alle Beredſamkeit an, den Armen zu beſänftigen. Er wurde ruhiger; unter einem Strom von Thränen erzählte er.

„Fort muß ich!“ rief er ſodann, „fort will ich! noch heute, im Augenblicke fort! der Boden brennt, unter mir! O Luiſe! Luiſe! Du reines Weſen! Nein, nein, Du ſollſt nicht in mein dunkles Schickſal geſchleudert werden, nicht troſtlos mit mir untergehn!“

Reber hörte nicht auf ihm Muth einzuſprechen: „Beſſer allerdings wäre es geweſen, Du hätteſt den Schritt vermeiden können! Dein Mädchen muß ja eine

Zauberin ſein, daß ſie Dich ſo ganz aus der Faſſung gebracht, daß ſie alle Wirklichkeit, alle Gedanken an dein Schickſal Dir aus dem Geiſte verbannen konnte!"

„O ein Engel iſt Sie! ich hörte nur Laute des Himmels aus ihren Lippen! ich ſah den Himmel ſelbſt entfaltet und offen, mit allen ſeinen Wundern aus ihren blauen Augen brechen!"

— „Armer Freund! — Und Du wollteſt Sie nun verlaſſen, Sie, die Dich ſo ſehr liebt, die, von der Liebe überwältigt, zitterte, als Du vom Gehen redeteſt?"

„Ich bin der Unglückſeligſte aller Menſchen! nur zerſtören kann ich! nur niederreißen, wohin mein böſer Stern mich leitet!"

Reber's liebevolle Vorſtellungen beruhigten ihn nach und nach. Der edle Freund bewog ihn ſeine Abreiſe doch wenigſtens ſo lange zu verſchieben, bis er beſtimmte Nachricht aus der Heimat erhalten hätte. Er ſtellte es ihm als heilige Pflicht vor, nicht alſo von Luiſe zu ſcheiden, ſondern ihr nach und nach die Lage ſeines Schickſals zu eröffnen und ſeinen Entſchluß beizubringen. Er mußte ihm ſogar verſprechen, noch heute ſeinen Beſuch in Werner's Hauſe zu machen, was Löhr mit banger Seele that.

Das lichte Schimmern der Frühlingsblume, die zum erstenmal durch die grüne Knospenhülle bricht; das helle Schmettern des jungen Vogels, der sein erstes Jubellied singt — sind nur schwache Bilder von dem überseligen Gefühle, das ein reines Herz erfüllt, wenn der Strahl der ersten Liebe es getroffen. — Luise erwachte des andern Morgens aus schönen Träumen; es schien ihr Alles so neu, so gut, so herrlich. Wenn sie über die Begebenheit des gestrigen Tages nachdachte, so war's ihr, als könne es gar nicht anders sein; als wäre es schon lange gar nicht anders gewesen. Sie hatte nicht den geringsten Zweifel wegen der Einwilligung ihrer Eltern, und dennoch sprach sie weder zu ihnen, noch zu Riekchen ein Wort; nicht als ob sie sich schämte oder fürchtete, es hätte ihr Entweihung geschienen. So wie die Religion ihre Geheimnisse hat, so hat auch die Liebe die ihrigen; ihre Sprache ist wie Gebet, und man betet viel wahrer und inniger im verschwiegenen Kämmerlein des Herzens oder in der einsamen Waldkapelle, wo niemand lauscht, als vor Andern, und wären es selbst die Unsrigen.

Löhr kam gegen Abend. Er sah leidend aus, war still, aber herzlich. Luise zählte die Liebe nicht nach Worten, und sah ihn, von den süßesten Hoffnungen erfüllt, scheiden.

Löhr und Reber gingen Arm in Arm längs der Werfte des kleinen Rheines hin; es war ein heitrer Abend. Reber fand seinen Freund stets ruhiger und gefaßter, wenn er hinaus kam unter freien Himmel, und riß ihn daher so oft als möglich, aus dem dumpfen Nachbrüten in der Stubenluft. Sie ergötzten sich an dem muntern Spiel der Wellen, die schäumend am Ufer rauschten, und sahen dem emsigen Treiben der Fischerknaben zu, die ihre Stellnetze in den ruhigern Buchten befestigten. Sie waren der Brücke nahe gekommen, über die gerade, hastigen Schritts ein junger Mann gegangen kam. Dieser hatte die Wandelnden kaum erblickt, als er plötzlich stehen blieb, das Auge schärfte, und sodann eilig auf sie zulief. Er lag dem überraschten Löhr in den Armen.

„Arger, böser Flüchtling!" rief er aus, „muß ich Dich endlich finden! Was hat Dein Karl Dir gethan, daß Du ihm so lange schwiegest?"

Jetzt erst erkannte ihn Löhr; es war sein Heidelberger Busenfreund, derjenige an dessen Seite er, an jenem verhängnißvollen Abende, im alten Schlosse gewandelt.

„Bringst Du mein Todesurtheil?" rief er, „bringst Du das Verbannungswort?"

— „Leben bringe ich Dir! Leben und Freiheit! und will Dich zur Stunde mit zurück zur Heimat nehmen!"

Löhr zitterte in freudiger Ungewißheit. Der Freund

erzählte, daß Franz Wüthing, Löhr's Gegner im Zweikampfe, zwar tödtlich verwundet in seine Wohnung gebracht wurde, daß, nach einem bedeutenden Blutverluste, den er erlitten, alle Hoffnung der Erhaltung seines Lebens geschwunden sei, daß aber nach einigen angstvollen Tagen, während welchen er in beständigem Fieber lag, seine kräftige Natur durchgehauen, und er jetzt frisch und gesund sei!

Reber jubelte laut und drückte dem heilverkündenden Boten mit treuherzigem Oberländer-Drucke die Hand. Löhr hatte Mühe sich in seinem Glücke zu fassen.

„Das ist dein Werk, Du unendliche verhüllte Liebe da oben!“ rief er gen Himmel blickend aus, „dein Auge wachte, Du hast im schrecklichsten Sturme dem verlornen Schiffbrüchigen die rettende Planke zugeworfen!“

Die Freunde nahmen Löhr in die Mitte, und Karl Schröder, so heißt der Dritte, erzählte weiter:

„Der Zweikampf ward bald ruchbar. Der akademische Senat begann denselben Tag noch die Untersuchung, und dein Name stand am schwarzen Brette. Allein sobald Franz Wüthing sich aufrecht erhalten konnte, ging er selber zu den Richtern, und klagte sich, unter den bittersten Vorwürfen, als den alleinigen Schuldigen an; seine Freunde und die Deinigen stimmten bei; alle deine Lehrer verwandten sich für Dich, und deine Ehre, dein wohlerworbener schöner Name klingt hell

in Heidelberg. Da wir deinen Aufenthalt nicht kannten, reiste ich nach Pforzheim zu deinem Vater, der vorgestern erst von seiner Reise zurückgekehrt und zu gleicher Zeit Unheil und Heil erfuhr. Hier ein Brief von ihm. Franz Wüthing schwört nicht höher als auf Dich, den er seinen Retter nennt. Der wilde Bär ist ein Lamm geworden; er liegt seitdem weder in, noch auf dem faulen Pelz, sondern sitzt hinter den Pandekten und dem Corpus juris und bittet Dich um Verzeihung und Freundschaft!"

„O Luise, süßer Engel!" rief Löhr, „auch dein Stern hat geleuchtet!" — Er bekannte nun dem Freunde, vor dem er nie ein Geheimniß gehabt, die seltsamen Abenteuer seiner Liebe, und alle drei beschlossen, daß Löhr gleich den folgenden Morgen der Familie Werner Alles entdecken solle, um Luisens Hand bei ihren Eltern werben, um denselben Tag noch nach Pforzheim abzureisen, wo sein Vater ihn erwartete und ihm deswegen seinen eigenen Wagen nach Kehl geschickt hatte.

---

Kein Morgenlicht hatte noch so goldige Strahlen in Löhr's Zimmer geworfen, als das heutige. Er raffte sich auf, und sobald es ihm schickliche Zeit zum Besuche dünkte, ging er in Werner's Haus. Allein er fand die obern Zimmer geschlossen, und in der Wirthsstube sagte ihm die Aufwärterin, die Familie sei früh Mor-

gens ſchon nach Barr gefahren, um der Beerdigung eines nahen Verwandten beizuwohnen, ſie werde auch wohl erſt in einigen Tagen wieder zurückkehren. Löhr war von dieſer Nachricht ſchmerzlich betroffen; mit wehmüthigem Blick verließ er das Haus und ſchaute zu den Roſenſtöckchen empor, hinter welchen Luiſe ihn ſo oft ſchon von Weitem begrüßt.

Fabner ſtand in ſeinem Kramladen und rief dem Vorübergehenden mit ſpöttiſcher Freude zu: „Herr Löhr ſind wohl diesmal irre gegangen?“

„Iſt Ihnen ſchon mehr in dem Hauſe geſchehen!“ ſagte dieſer, ihm den Rücken drehend, und eilte mit der böſen Kunde zu den Freunden.

Beide ſtimmten dafür, daß, da ja Luiſe doch erſt in einigen Tagen zurück ſein werde, er heute gleich abreiſen ſolle, um Alles zu beendigen; ſie meinten ihre Freude müßte dadurch um ſo größer werden, wenn ſie jedes Hinderniß beſeitigt fände. Er hielt dies auch für das Beſte, und machte ſich mit Schröder auf den Weg.

---

Acht Tage darauf, nach Mitternacht, tönten über die ſchlummernde Stadt die grellen Schläge der Sturmglocke; Feuerruf ſchallte durchs Wächterhorn vom Münſterthurme herunter, und bald waren die Straßen lebhaft. Der Generalmarſch ſchlug; die Feuerſpritzen raſſelten. „Wo iſt das Feuer?“ rief die beſtürzte Menge. „Auf dem Fiſchmarkte! in Küfer Werner's

Behauſung!“ war die Antwort der Runde machenden Patrouillen.

Aus dem dicken Rauchqualme, der das Haus umhüllte, brach bald eine praſſelnde Feuergarbe empor; knitternde Funken flogen wie Sterne weithin über die Dächer; aus den Feuerſpritzen ziſchten häufige Waſſerſtrahlen; kühne Schornſteinfeger ſtiegen hilfeleiſtend über die ſchwindelnden Höhen hin. Jammergeſchrei tönte aus dem Hauſe. Erſt nach einer Stunde gelang es den unermüdeten Arbeitern ſich der Flammen ganz zu bemeiſtern. Nur einzelne Dachſparren glimmten noch; die untern Theile des Gebäudes waren wenig beſchädigt worden. Die Volksmenge verlief ſich; es blieben zur Sicherheit nur einige Feuerſpritzen, mit Wache zurück.

Im Innern des Hauſes aber wurde herzzerreißender Klageruf laut. Die beiden Mädchen hatten dieſe Nacht in einem der Dachſtübchen geſchlafen, da ihre Zimmer vor Kurzem erſt ausgeweißt werden mußten, und nun noch nicht ganz getrocknet waren. Das Feuer war neben ihnen, im Schlafzimmer einer unvorſichtigen Magd ausgebrochen. Riekchen wurde es zuerſt gewahr und weckte die Schweſter; beide ſprangen auf. Riekchen lief zuerſt zur Thüre hinaus und warf ſie in der Haſt des Schreckens hinter ſich zu. Luiſe ſuchte noch nach ihren Kleidern, als der erſtickende Dampf ſchon das ganze Zimmer erfüllte. Sie ſank ohnmächtig zu Boden, und erſt lange hernach ſprengte man die Thüre und trug

ſie leblos heraus. Die armen Eltern waren der Verzweiflung nahe; Riekchen lief wie wahnſinnig im Hauſe umher.

Kein ärztliches Mittel hatte gefruchtet, Luiſe ins Leben zurückzurufen. Den folgenden Morgen lag ſie lilienweiß auf dem Todtenbette; das blaue Auge war geſchloſſen; um den Mund ſchwebte ein ſchmerzlichſüßes Lächeln, als hätte es eben einen Lebewohlruf begleitet oder ein Verſprechen des Wiederſehens; um die lichtblonden Locken ſchlang ſich zitternd eine Silberroſenkrone und vollendete das Engelbild.

---

Freudig ſaß Löhr zu dieſer Zeit an ſeines Vaters Seite, im Wagen, der Straßburg zufuhr. Sobald er das Münſter von Ferne erblickte, rief er in frohem Entzücken: „Dort! mein Vater, dort ſteht der Leuchtthurm meiner Liebe! dort drüben athmet meine Luiſe! o wenn Du ſie erſt kennen wirſt!“

— „Ei das werd' ich ja bald, ungeduldiger Junge, gönne mir nur noch ein Viertelſtündchen Ruhe,“ bedeutete ihn der alte Löhr, und drückte ſich nickend wieder in die Ecke des Wagens, aus der ihn des Sohnes Ruf aufgeſchreckt hatte. Dieſer ſah mit unruhiger Sehnſucht unverwandt nach Straßburg hin, und bald öffneten ſich ihnen die Thore der alten gaſtlichen Stadt.

Reber hatte ſchon den ganzen Morgen in der Nähe

des Thors auf die Ankommenden gewartet. Er wollte seinen Freund auf den schrecklichen Schlag, der ihn getroffen, vorbereiten; allein der Schmerz, der ihn selber darob ergriffen, war nur allzudeutlich auf seinem Gesichte ausgedrückt.

„Um Gott! Freund, was ist Dir geschehn?“ rief Löhr ihm, aus dem Wagen in die Arme springend, zu. „Du bist so blaß! so sah ich Dich nie!“

— „Ich bin unwohl, Lieber,“ entgegnete Reber, „aber laß das gut sein! stelle mich deinem Vater vor, und laß uns nach deiner Wohnung eilen; der gute Mann wird wohl nach der langen Fahrt der Ruhe bedürfen!“

Löhr stellte den Freund unter den heißesten Dankbezeugungen vor; er nannte ihn seinen Retter und Wohlthäter, dessen treues, theilnehmendes Herz ihm in mancher trüben Stunde den Blick in die Zukunft licht erhalten. Der alte Löhr drückte Reber gerührt die Hand.

„Aber was macht Luise? weißt Du um sie?“ fragte Wilhelm.

— „Ein unglückliches Ereigniß hat in gestriger Nacht Werner's Haus in Schrecken gesetzt!“ entgegnete Reber ausweichend.

„Gott, was ist geschehn?“ rief Löhr, in ihn dringend.

— „Es brach Feuer im Hause aus“ — —

„Und Luiſe?“

— „Sie iſt leidend — der Schrecken — die Gefahr“ — — ſtammelte Reber zitternd und drängte mit Gewalt die Thränen zurück.

„Ach, Du ſagſt die Wahrheit nicht!“ rief Löhr, von furchtbarer Ahnung ergriffen.

Sie waren unterdeſſen über die Brücke gekommen, von wo aus man Werner's Haus ſehn konnte. Löhr erblickte zuſammenſchaudernd den brandſchwarzen Dachſtuhl; er riß ſich von der Seite ſeiner Begleiter los und ſtürmte der Wohnung zu, ehe dieſe ihm folgen konnten.

Bleich und entſtellt trat er ins Zimmer. Ein lauter Schrei ſchallte ihm entgegen. Werner und ſeine Gattin, Riekchen, einige Freundinnen ſaßen in Trauerkleidern, ſchluchzend da.

„Ach, Luiſe!“ rief Löhr außer ſich, „Luiſe! Engel meines Lebens, wo biſt Du?“

Werner ſtieß die Thüre des Nebenzimmers auf, und Löhr's ikre Blicke fielen auf Luiſens Leichenbild!

Er ſtürzte vor dem Bette zuſammen; man mußte ihn wegbringen.

Der alte Löhr war unterdeſſen mit Reber nachgekommen. Er ſprach nur wenige Worte, tröſten konnte er nicht, er war von der plötzlichen Todesnachricht ſelbſt zu ſehr ergriffen. Die Familie Werner wußte bereits durch Luiſe um deren Verhältniß zu Löhr. Sie hatte ihnen

während der letzten Reise Alles gestanden, und um Vater- und Mutterſegen gebeten. Die liebenden Eltern hatten ihr die beſte Hoffnung gegeben.

Nach einigen Stunden erſt erwachte Löhr aus ſeinem bewußtloſen Zuſtande, und der erſtickte Schmerz ergoß ſich in häufige Thränen. Nachdem er ruhiger geworden, bat er, Luiſe nur noch einmal ſehn zu dürfen. Man erinnerte ihn an ſeine vorigen Zufälle; er drang aber ſo inſtändig auf die Gewährung ſeiner Bitte, daß ſie ihn ins Todtenzimmer zurückführten.

Starr, mit gefalteten Händen, blickte er auf das ſtillverklärte Geſicht; er faßte die kalte Hand, die erſt vor wenig Tagen noch ſo warm in der ſeinigen geruht, beugte ſich über den bleichen Mund, der ihm ſo kurz erſt das Geheimniß der Liebe zugeflüſtert, und drückte den — Kuß des Abſchieds darauf.

In tiefem Schmerze ſahen ihm die Umſtehenden zu.

„Um's Himmels Willen!“ rief Frau Werner plötzlich und ſtürzte zum Bette; „zuckte nicht eine leiſe Bewegung um Luiſens Mund!“

„Ihre Augenwimpern zittern!“ rief Riekchen, und eine heitere Stille brach ein, denn Luiſe ſchlug ihr helles blaues Auge auf und blickte lächelnd, wie aus einem langen Traume erwachend, um ſich her. Man ſtreifte ihr ſchnell die Todtenkränze aus den Locken und entfernte alle Zeichen der Trauer.

Der alte Werner war in ſeinem Entzücken auf die Knie geſunken; alle beteten leiſe.

„Wo bin ich?“ rief Luiſe, ſich im Kreiſe umſehend — „Ach, bei deinen Eltern! deinen Freunden!“ ſagte die Mutter.

„Auch Du hier, mein Wilhelm!“ rief ſie mit glänzenden Augen, und reichte ihm die bleiche Hand. „Nicht wahr, ich bin wohl ſchon lange Tage krank und machte Dir Sorge? Ach, ich habe ſo ſchöne Träume gehabt; ich habe in eine ſo helle Zukunft geblickt!“

Löhr drückte ihr ſprachlos die Hand; denn Werner bat die Geſellſchaft durch einen Wink das Zimmer zu verlaſſen, damit Luiſe ſich nach und nach erholen könne.

Zwölf Stunden lang lag ſie ſchon ohne alle Lebenszeichen; die Aerzte hielten ſie für todt, als aus der tiefen Starrſucht ſie der Kuß der Liebe weckte.

„Ja Wunder ſind's der ſüßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel!“

Sobald Luiſe vollends geneſen, ward die Verlobung feierlich gehalten. Löhr eilte hierauf nach Heidelberg um die Doktorwürde daſelbſt zu erlangen. Er wollte ſodann noch ein halbes Jahr auf Reiſen gehen und einige Monate die mediziniſchen Vorleſungen zu Straßburg beſuchen. Der dreiundzwanzigſte Junius des nächſten Jahrs ward zum Hochzeitstag beſtimmt.

Nachdem um dieſe Zeit die Verbindung im Familienkreiſe feſtlich begangen worden, verließ Löhr mit ſeiner jungen Frau Straßburg, um ſich in einem Amtsflecken im Badiſchen, wohin er berufen, häuslich niederzulaſſen.

Er mußte jedoch Luiſen und den Ihrigen verſprechen, ſo oft als möglich zurückzukehren, denn Luiſe wollte ihrem Heimatlande in treuer Liebe zugethan bleiben und ſich des Wiederſehns oft erfreuen.

Der alte Löhr war ſchon den vorigen Tag wieder abgereist. Werner und Riekchen, nebſt dem treuen Reber begleiteten das Paar bis an den Rhein.

„Wie bange, wie verlaſſen," ſagte Löhr beim Abſchied, „fuhr ich einſt auf ſchwankem Nachen über den heimatlichen Rheinſtrom, mit nichts als mit meinem Jammer, mit meiner Verzweiflung! und wie mit reichem Schatze kehre ich jetzt wieder!"

„Den größten Schatz hatteſt Du bei Dir, Wilhelm," entgegnete die beſcheidene Luiſe, „es war Dein gutes Gewiſſen!"

„Ich ſagte Dir's ja immer," fiel Reber ein, „den Guten ergeht es am Ende doch gut!"

„So ſchaut denn noch einmal zurück, Ihr böſen Auswanderer!" rief Werner, „dort ſteht ja der Münſterthurm, der alte treue Wächter! er hat heute ſeinen hellleuchtenden Sonnenrock an und nickt Euch zu! Vergiß mir ihn nicht, Luiſe!"

— „Das wird ſie nimmermehr!" fiel Riekchen ein, „dort ſah ſie ja Wilhelm zum erſtenmale, den bleichen jungen Mann von damals, der ſich ſo ſchüchtern zierte beim Kuß im Pfänderſpiele!"

„Halt mir ſeine Küſſe in Ehren!" rief Werner

Niekchen zu, „ſie können die Siegel des Todes löſen! — Aber nun geht in Gottes Namen, Kinder,“ ſagte er, ſich der Thränen entwehrend, „es muß ja doch einmal geſchieden ſein! Bleibt wacker und liebt Euch immer, ſo wird der Gott der Väter Euch nicht verlaſſen!“

Unter heißen Thränen ſchieden Löhr und Luiſe von den Ihrigen und beſtiegen den Wagen, der ſie dem Orte ihrer Beſtimmung zuführte.

„Und die Griechen?“ höre ich manchen meiner freundlichen Leſer ſcherzhaft fragen. — Löhr's tapferes Schwert entgieng ihnen freilich durch die frohere Wendung ſeines Lebensſchickſals; allein ſeiner Theilnahme für das Heldenvolk treubleibend, ſtiftete er, gleich nach ſeiner häuslichen Niederlaſſung, einen Hilfsverein für ſie, und beſang ſtets in begeiſterten Liedern ihre ſchönerfochtenen Siege.

## 2. Herr van der Seid.

„Es muß auch ſolche Käuze geben.“
Goethe's Fauſt.

Ihr habt vielleicht vorigen Sommer, in Baden, den dicken bezopften Holländer im apfelgrünen Ueberrocke, kurzen ſchwarzen Lastingshoſen und ſchneeweißen Strümpfen geſehn, der an ſeinem hohen Rohrſtocke, als der incarnirte Gott des Phlegma's, über die Promenade ſchlappte, ſich auf einer Bank niederließ und aus einer ungeheuern meſſingenen Doſe einen ungeheuern Meerſchaum ſtopfte, aus dem er alle fünf Minuten eine Dampfwolke blies, die ſeine ganze runde Körperlichkeit dergeſtalt einhüllte, als gehörte ſie einer orakelſprechenden Pythia zu. Das Orakel ſelbſt habt ihr aber nicht vernommen; ihr waret glücklich, wenn ihr ihn einmal recht von Herzen nießen hörtet, daß er an Leib und Seele wackelte — aber ein vollſtändiges Wort von zwei oder drei Sylben habt ihr gewiß nicht aus ſeinem Munde verlauten hören. Ich, der ich während vier Wochen ſein Zimmer- und Tiſchnachbar war, kann mich erſt den vierten Abend eines „guten A—“ von ihm rühmen; damit war aber unſre erſte Unterredung geſchloſſen; den „bend“ iſt er mir noch ſchuldig.

Herr van der Seid iſt ein reicher Blumenzwiebelnhändler aus Harlem der es etwa in einem halben

Jahre dahinbringt fünfzig Subjekte, Attribute und Zeitwörter zu aphoriſtiſchen Sätzen zu verbinden, was jedoch nur an Sonn- und Feiertagen der Fall iſt, oder wenn er einen guten Handel geſchloſſen; ſonſt iſt er ein totaler Ein-, höchſtens Zweiſylbler, eine Spezies die gleich nach den Stummen kommt und ihn einſt als eines ihrer Prachtexemplare verehren wird.

Mich dauerte ſeine ſchöne Tochter Angelika, die ihren Namen nicht vergeblich trug; ſie war fremd, ohne alle Bekanntſchaft und an ihren Vater, wie deſſen Schatten geheftet. Da ich dem ungleichen Paare gegenüber ſaß, und mich zuerſt fruchtlos an des Alten Geſpräch zu erbauen gehofft, wandte ich mich mit Entſchiedenheit zu ſeiner blonden vergißmeinnichtäugigen Tochter, und ergötzte mich an des lieblichen Kindes ungezwungener Rede. Sie hatte in des ſchweigſamen Vaters Begleitung Deutſchland, England und Italien durchreist, hatte ein richtiges Urtheil über Volk und Land, las gerne und ſprach mit Geiſt und Wärme über die Erſcheinungen der neuern Literatur. Wenn wir uns ſo recht ins Geſpräch vertieft hatten, und Angelika's Auge lebhafter glänzte, ihre Worte üppiger floſſen, wandte ſich Herr van der Seid phlegmatiſch im Halbkreiſe um, faßte die Tochter ſcharf in's Auge und ſchnarrte: „Angeli!“ Das Mädchen wurde roth, fuhr zuſammen und es war für den ganzen Tag geſchehn: Angelika führte mit ihrem Vater ein Stillſchweige-Duo auf.

Ich fürchtete Angelika möchte ſich durch mein lebhaftes Geſpräch mit ihr, Unannehmlichkeiten von Seiten ihres Vaters zuziehen, beſchränkte mich daher auf Höflichkeitsformeln und vermied jede längere Unterredung, zumal da nun auch mehrere meiner Bekannten angekommen waren, und ich meinen Platz am Tiſch neben ihnen einnahm.

Einige Spaßvögel, welchen die Originalität des dicken Holländers ebenfalls aufgeſtoßen war, legten es darauf an ihn durch Sticheleien zum Reden zu bringen. Die unzweideutigen Anſpielungen auf ſeine ſonderbare Kleidung, auf ſein dürftiges Zöpfchen, rührten ihn gar nicht. Erſt da Einer die Holländer Windmüller und Käſehändler nannte, überlief plötzlich Herrn van der Seid's Geſicht dunkle Röthe, „il ouvre un large bec“ — aber die Lippen ſchnappten ſogleich wieder zuſammen wie ein Taſchenmeſſer. Der Muthwillige war damit nicht zufrieden, er ließ ſich gegen den holländiſchen Blumenhandel heraus und behauptete: es ſei nur ein albernes Vorurtheil daß man denſelben bis jetzt ſo gehegt, früh oder ſpät müſſe man das überall einſehn und kein Menſch werde mehr an die holländiſchen Zwiebeln denken. Da konnte ſich nun Herr van der Seid nicht mehr halten: die Lippen ſetzten ſich abermals in Bewegung, zuckten einige Sekunden lang, ſpalteten ſich und aus dem tiefen Abgrund der Stimmhöhle förderte er, mit ungeheurer Anſtrengung, in zwei Geburten, ein „O —

Ochs! —“ heraus. Aber ſogleich ſetzte er den Kampf mit dem gewaltigen Spalierkrebſe wieder fort, den er auf ſeinem Teller anatomirte. Allgemeines Gelächter erſcholl an der Tafel. Dies that mir weh für ſeine Tochter, die darüber beſtürzt, ihren Sitz verließ und aus dem Zimmer verſchwand. Nach dem Eſſen bat ich die Spötter ihre Zunge künftig im Zaume zu halten, da ihre Witzpfeile an dem Alten meiſtens, wie an einer Schildkrötenſchale abprallten und nur der armen Angelika ins Herz trafen.

Angelika kam auch wirklich zwei Tage hinter einander nicht zum Vorſchein. Ich konnte mich ſo ganz in die liebliche verlaſſene Seele hineindenken, die das, für Alle ſo heitere Badeleben, ſo froſtig anwehte. Den dritten Tag erſchien ſie wieder; ihr Geſicht zeigte keinen Groll, die Freundliche hatte Alles vergeſſen und entgegnete die Grüße der Geſellſchaft mit höflichem Nicken. Nach der Tafel fand ich ſie im Erker; auf meine Frage nach ihrem Befinden antwortete ſie: „Jetzt iſt mir recht wohl! ich lebe wieder auf, und hoffe nun auch die reizende Umgegend von Baden ſehn zu dürfen; denn morgen erwarten wir ein liebes Bäschen aus Amſterdam, nebſt ihrem Bruder, mit denen wir in acht Tagen nach Holland zurückkehren werden.“ Ich wollte ihr eben meine wärmſten Glückwünſche ausſprechen — da ſtrich mir Herrn van der Seid's verwünſchtes Zöpfchen am Ohre vorüber und in dieſes hinein krähte es:

— „Angeli —!“ Wir fuhren zuſammen. Das dicke Phlegma ergriff den Arm der Tochter und ſchlappte mit der Zephyrleichten zum Saale hinaus.

Nein da möchte man denn doch aus der Haut fahren, mit dem Sonderling! Siſyphus Felſengeroll und der Danaiden Waſſerſchöpfen und das Zählen eines ganzen Speichers voll Waizenkörner, ſind erträglicher als dieſes Herrn van der Seid's Geſellſchaft. Wer da die Probe hält, der muß wahrlich nicht weit vom Engel ſtehn!

Den folgenden Tag kam ich etwas ſpäter zur Tafel. Angelika und ihr Vater hatten ihre Plätze am untern Ende des Tiſches, bei denjenigen meiner Freunde genommen; neben ihnen ſaßen die Neuangekommenen; ich kam zur Seite des Vetters zu ſitzen, dem mich Angelika ſogleich vorſtellte. Wilhelm Groot, ſo hieß er, war ein hübſcher, gebildeter junger Mann, mit dem ich bald bekannt war, und deſſen munteres natürliches Weſen, zu ſeinen feinen Sitten recht gut ließ; ſeine Schweſter, Klara, ein zartes Madonnengeſicht, ſchaute lieblich aus ihrem Spitzenhäubchen hervor. Angelika hatte ich noch nie ſo heitern Sinnes geſehn; ſie fragte nach ihren Angehörigen in der Heimat; erzählte den Verwandten von ihren Reiſen, ihrem Aufenthalte in Baden und freute ſich mit ihnen der kommenden Tage. Herrn van der Seid's Geſpräch war: Mundauf! Mundzu! nur daß er ſich zuweilen mit der Serviette den Saft vom Munde und den Schweiß von der Stirne trocknete.

Wilhelm Groot war Angelika's Verlobter, er hatte ſeit Kurzem einen Antheil an ſeines Vaters ausgebreitetem Handel in Amſterdam erhalten, und brachte einen Brief von jenem an Herrn van der Seid, in welchem er ihn um die Hand Angelika's für ſeinen Sohn erſuchte. Nach der Tafel überreichte Wilhelm den Brief mit klopfendem Herzen. Herr van der Seid, über die ungewohnte Herkulesarbeit verdrießlich, las eine volle Stunde, las wieder, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Geht n—." Abends, als ihn das Pärchen mit Fragen beſtürmte, ſchüttelte er abermals den Kopf und ſetzte ein vernehmliches: „nicht!" hinzu — ohne ſich in weitere Erklärungen einzulaſſen, die man übrigens auch im günſtigen Falle von ihm vergeblich erwartet hätte. Die beiden jungen Leute ſchlichen ſich traurig weg, und Groot, dem ich Zutrauen eingeflößt, klagte mir ſeine Noth. Ich hielt die abſchlägige Antwort des Alten nur für eine augenblickliche Grille und bat ihn ſich in Geduld zu faſſen; dies glaubte ich, bei des jungen Mannes angenehmer Perſönlichkeit und deſſen glücklichen Vermögensumſtänden mit Zuverſicht thun zu können.

Den andern Morgen, abermalige Verlegenheit. Ich ging im Fenſter und rauchte meinen Varinas. Vor der Thüre hielt ein Geſellſchaftswagen, der nach dem Nurgthale fahren ſollte; es waren alle Sitze eingenommen und man erwartete noch Angelika, Groot

und deſſen Schweſter, welche, den Abend zuvor, die Parthie mitzumachen verſprochen hatten, wenn es nemlich Herr van der Seid erlauben würde. Alle drei waren ſchon längſt reiſefertig; aber ſie hatten des Vaters Wort noch nicht und dieſer lag noch zu Bette; Keines wagte ihn aufzuwecken. Nachdem ich diz alles in Erfahrung gebracht, erbarmte ſich mein gutes Herz der Bedrängten und ich nahm es über mich dem hartnäckigen Dicken das Erlaubnißwort herauszupreſſen. „Laſſen Sie mich Alles verantworten," ſagte ich zu ihnen, „ſtellen Sie ſich an die Thüre des Schlafzimmers und wenn Sie das Wörtchen „Geht!" oder „Fort!" aus Herrn van der Seid's Munde vernehmen, ſo ſitzen Sie nur getroſt auf!"

Leiſe öffnete ich die Thüre und winkte Angelika und ihren Begleitern außerhalb derſelben ſtehen zu bleiben. Ich näherte mich dem Bette, zog die hellblauen Gardinen weg — da lag der Alte in ſüßen Morgenträumen, tief in den Kiſſen drin und ſchnarchte melodiſch alle Töne durch, auf dem Kopfe erhob ſich ſeine hohe weiße Baumwollmütze mit üppigem Klunker, die rothen dicken Bäcklein ſchimmerten im Strahle des Morgenlichts wie zwei ſchwellende Pfirſiche, die dem Aufſpringen nahe ſind. Die ganze Figur lag oder ſchwamm vielmehr im gemüthlichſten Schlafe.

„Herr van der Seid!" rief ich, in einem Athem und ſo laut daß er ſogleich erwachte, „es fährt ein

Wagen ins Murgthal; „wollen Sie nicht mit?“ — „Nä!“ gähnte es mißmuthig und gezogen aus den Kissenwellen. „Ihre Nichte, ihr Neffe sind schon bereit, auch für ihre Tochter ist noch ein Plätzchen, man will sie mitnehmen!“ — Mit Anstrengung arbeitete sich der Mann nun aus der Tiefe empor, öffnete die Augen weit und rief mit zorniger Stimme — ich war schon an die Thüre gesprungen — „Geht“ — Ich hörte noch ein „zum“, dies ließ ich aber nicht bis zu den Harrenden gelangen, schob sie hinweg und den „Teufel“ der ohne Zweifel in Herrn van der Seid's Kehlknopfe stecken geblieben war, ließ ich zwischen Sein und Nichtsein, und schloß die Thüre hinter mir zu. Meine Leutchen waren die Treppe hinunter; Angelika wollte sich nun freilich mit dieser Erlaubniß ex abrupto nicht zufrieden stellen, Groot hob sie aber schnell auf den Wagen, ich schob sein Schwesterlein nach; der Fuhrmann schwang die Geißel und der Wagen rollte mit ihren und meinen Segenswünschen dem Murgthale zu.

Da ich gegen Abend von einem Spaziergange nach dem lieblichen Lichtenthal zurückkam, erblickte ich in einer Bergecke, abseits der Allee, Herrn van der Seid's Gestalt; er saß auf einem einsamen Bänkchen und schien zu schlafen; sein Kopf war auf die Brust gesenkt, der breitgekrempte Hut verdeckte das ganze Gesicht. Ich blieb an einen Baumstamm gelehnt und sah ihm in einiger Entfernung zu. Da rollte ein

leichter Phaëton vorüber und Herr van der Seid erwachte. Er rieb ſich die Augen und fuhr ſchnell mit den Händen zu beiden Seiten ſeines Sitzes, als ob er etwas ſuche; ſtand auf, bückte ſich, griff im Graſe umher und fand das Verlorene nicht. Ich ſprang eiligſt zu ihm hinüber und fragte ihn, was ihm denn fehle. Er ſchaute mich anfangs — wahrſcheinlich wegen meines frühen Morgenbeſuchs und deſſen Folgen — mit großen zornigen Augen an, erhob ſie aber bald wie flehend zu mir und brachte heraus: „Mein Meerſch— Stock!“ „Ihre Pfeife alſo und Ihren Stock vermiſſen Sie, wertheſter Herr van der Seid?“ ſagte ich theilnehmend. Aber ſo ſehr wir uns nun auch Beide bemühten die theuern Kleinodien zu entdecken, an welchen ſeine Seele hieng, fort war fort, verloren war verloren! Wir ſuchten eine ganze Stunde, der Mann war gar nicht zu tröſten, nicht aus der Stelle zu bringen. Da ich vorausſah, daß er es, ohnerachtet es beinahe um ſein Höchſtes galt, dennoch zu keiner verſtändlichen Erklärung bei der Polizei bringen würde, ſo verſprach ich ihm mein Möglichſtes zu thun, um den unverſchämten Dieb zu entdecken und ihn wieder in Beſitz des geraubten Gutes zu ſetzen. Er ſah mich mit betrübten dankenden Augen an und nickte mir mit ſtummer Innigkeit zu, als hätte ich ihm das Leben verſprochen. — Ich geleitete ihn zum Gaſthauſe und ließ mir von ihm einige Zeilen geben,

in welchen er die verlorenen Gegenstände näher beſchrieb und mich zu allenfallſiger Zurücknahme derſelben ermächtigte.

Kaum war ich wieder aus dem Hauſe getreten, um auf die Polizei zu gehn, da ſah ich an einer Straßenecke einen Knaben eifrig mit einem Juden unterhandeln; der Jude hielt einen Stock und eine Pfeiſe in der Hand; ich trat raſch auf ſie los, ehe ſie die Gegenſtände verbergen konnten, und erkannte Herrn van der Seid's großes Rohr mit dem Achatknopfe und goldenen Reif, ſeinen Meerſchaum mit dem ſchweren Silberdeckel an dem eine getriebene Tulpe glänzte. — „Diebsgeſindel!“ rief ich ihnen zu und faßte den Juden am Kragen, „wo habt ihr dieſen Stock und dieſe Pfeife her?“ Der Junge entwiſchte wie ein Aal. Der Jude, den ich feſt hielt, betheuerte bei Moſes und den Propheten! er wiſſe nichts von Diebſtahl, er habe dem Knaben, den er übrigens nicht kenne, Beides um den geltenden Werth abkaufen wollen. Ohne mich in lange Erläuterungen einzulaſſen, führte ich meinen Gefangenen auf die Polizei und überließ ihn derſelben, während ich mir auf die ſchriftliche Ermächtigung des Holländers, die geſtohlenen Gegenſtände zurückgeben ließ. Ich war froh Herrn van der Seid, den ich dieſen Morgen ein wenig über den Löffel balbiert hatte, durch einen ſo namhaften Dienſt wieder einigermaßen verſöhnen zu können.

Schnell eilte ich mit meiner Beute zurück; da fuhren gerade Angelika und ihre Begleiter am Gasthofe an. Ich machte sie mit dem Vorgefallenen bekannt, und versprach ihnen, dies solle auch für sie von der segensreichsten Wirkung sein. Wir stiegen mit einander die Treppe hinauf. Angelika wollte dem Vater, den sie nun den ganzen Tag nicht gesehn, in die Arme fliegen, dieser erblickte mich aber mit Stock und Pfeife —

„Da griff er erst nach seiner Pfeife" —

Und dann?

— Nach seinem Stock!

Er hielt beide triumphirend eine Zeitlang in der Linken, dann reichte er mir die Rechte hin und sagte: „Dank! — Freund!"

Seine Augen glänzten in kindischer Freude; er küßte nun auch Angelika auf die Stirne, grüßte Nichte und Neffen und schien über der Wonne die ihn beseelte, gar nicht mehr an die apokryphische Reiseerlaubniß zu denken.

Leise sagte ich Grooten in's Ohr: „Schmieden Sie das Eisen dieweil es warm ist; in so guter Stimmung finden Sie den Alten vielleicht in Jahren nicht mehr!"

Groot nickte mir beifällig zu, faßte Angelika bei der Hand und wandte sich zu Herrn van der Seid. „Gütigster Onkel," sagte er, „machen Sie nun auch mich und ihre Angelika glücklich und geben Sie Ihren Segen zu dem Bunde der unsre Herzen eint! Meines Vaters

Einwilligung haben Sie, die Ihrige wird uns auf Erden keinen Wunsch mehr übrig lassen!"

„Das thun Sie heute gewiß!" stimmte ich ein. „Ja, lassen Sie uns diesen Abend durch eine Verlobungsfeier unvergeßlich machen; Sie werden dann mit neuer Jugendkraft an dem edeln Rohrstabe, den ich Ihnen wieder erobert, durch's Leben schreiten; mit frischen Zügen blaue Aetherwolken aus Ihrem wiedergefundenen theuern Meerschaume hauchen!" —

Die Worte Rohr und Meerschaum gaben den Ausschlag. Herr van der Seid ergriff die Hände der Liebenden, drückte sie zusammen und sagte: „Geht heut!" —

Jubelnd flogen die Glücklichen dem Alten um den Hals, der unter der Last der Liebesbezeugungen angstvoll ersenfzte und mit beiden Händen Stock und Pfeife hinausstreckte, einen neuen Unfall von ihnen abzuwenden.

Die Brautleute baten mich den Abend bei ihnen zu verweilen und versicherten mich ihrer ewigen Dankbarkeit und Freundschaft.

Herr van der Seid that Wunder der Selbstüberwindung. Bei der zweiten Flasche Markgräfler hielt er an das Brautpaar eine Rede von sechs Worten; beim Rheinweine sang er die halbe Strophe eines alten holländischen Schelmenliedchens; beim Champagner ergriff er seine Nichte und tanzte mit ihr ein allerliebstes Menuet, zu dem er die Musik nach eigener Komposition pfiff.

## 3. Anſelm.

### Ein Märchenbild.

„Dem friſchen Blick, dem Herzen voll Glaubens
treu und rein,
Will noch die Welt voll Wunder, voll ſüßer
Wunder ſein.“

Zu den Sommervergnügungen eines Landſtädtchens, am Fuße freundlicher Berge, gehörten die wöchentlich mehrmals unternommenen Badefahrten. Sechs bis acht große Wagen fuhren Abends eine Stunde weit nach dem klaren Mühlbache, der ſich durch dichtes Weidengebüſch hinwand und eine Menge dunkler heimlicher Buchten bildete, die rings von grünen Zweigen umhangen, natürliche Badkämmerlein darboten. Unten erweiterte ſich der Bach und ließ den kunſtfertigen Schwimmern genugſamen Spielraum, die Wellen nach allen Richtungen hin zu durchſchneiden. Jung und Alt, wer die zwei Groſchen Fuhrlohn erſchwingen konnte, nahm auf den Wagen Platz, und luſtig unter Sang und Klang, raſſelten die Fuhrwerke dem Badorte zu. Leutchen mit bemüthigerm Geldbeutel machten wohl auch den Weg dahin, durch die dunkeln Gänge

eines Buchenwäldchens, zu Fuße, schüttelten den Staub von den Füßen und warfen sich nicht weniger wohlgemuth in die kühle Fluth. Und wenn sich die Ersten, nach dem Bade, im Baumgarten der Dorfschenke, bei einem Glase schäumenden Weißbiers, oder einer Flasche Alten gütlich thaten, so lagerten diese sich unter den Uferbäumen und sangen zu ihrem mitgebrachten Schwarzbrod und Obste, ein nicht minder fröhliches Lied.

Zu dieser letzten bescheidenern Klasse von Badgästen, gehörte auch ein junger Bursche, Anselm genannt. Dieser hatte das Eigene, daß er jedesmal, sowie er mit seinen Gesellen aus dem Walde trat, dieselben verließ, ehe sie sich's versahen und das Weidengebüsche entlang ging, bis er das verborgenste, stillste Plätzchen gefunden hatte. Den Andern fiel dies Betragen anfangs auf und sie schlichen ihm einige Male nach und fanden ihn, bald mit einem Schilfkranz im Haar und einer gelben Lilie in der Hand, fröhlich aus der geheimnißvollen Tiefe tauchend; bald im Ufergrase ruhend und mit unverwandtem Blicke dem Spiel der Fischlein zuschauend, die sich an seiner Gegenwart nicht störten, sondern lustig aus dem Wasser schnellten. Das dünkte sie seltsam und sie sagten zu einander: „Anselm macht wohl irgend einer schönen Wassernixe den Hof, daß er sich so schmückt und so sehnsüchtig nach dem Grunde blickt."

Es geſchah dies aber nur aus einer ganz beſondern Liebe, die er ſchon als Knabe hatte, einſam und verborgen im Waſſer zu weilen und dem ſanften Flüſtern der Wellen zu lauſchen, die erquicklich und zutraulich an ſein klopfendes Herz ſchlugen, als hätten ſie ihm etwas anzuvertrauen. Auch ließen ihn die Andern bald gewähren, ſtörten ihn nicht mehr in ſeinen Träumen und hatten ihre Freude dran, wenn er mit heiterm Muthe, mit glänzenden Augen zu ihnen zurückkehrte und in ihre Lieder einſtimmte.

Anſelm hatte ſchon als zweijähriger Knabe Vater und Mutter verloren, und lebte bei einer alten Baſe, die ihn aufgezogen, froh, daß er ihr und ihrem Gretchen, von dem kleinen Taglohn, den er durch Arbeit oder Botengehn verdiente, den Unterhalt erleichtern konnte. Was er heimbrachte, legte er freudig der Baſe in die Hand und bat ſie nur immer ſich zu gedulden, wenn er einmal in die Welt hinaus komme, wolle er ſich etwas Tüchtiges erwerben und ihr dann gewiß alle Liebe und Mühe reichlicher vergelten.

Anſelm und Gretchen hatten einander, ſchon als Kinder, lieb wie Geſchwiſter. Mit den Jahren wuchs ihre Liebe; ſie konnten Stunden lang vor der Hausthüre ſitzen, Hand in Hand, und einander ſchweigend ins Auge blicken und lächeln wenn Eines ſein Bildniß im Augenſtern des Andern ſah — denn das wußten ſie, ſei ein Zeichen der Liebe; — oder ſich Märchen

erzählen und von der Zukunft träumen. Anſelm hatte für Gretchen die zarteſte Aufmerkſamkeit: im Frühling hatte ſie immer die erſten Veilchen, die erſten Schlüſſelblumen, von ſeiner Hand gepflückt, im Glaſe duften; ſo lange es Erdbeeren gab im Wald und auf den Rainen, wurde ihr von Anſelm geflochtenes Binſenkörbchen nicht leer; über ihrem Bettlein hieng ein Hollunderkäfig, den Anſelm verfertigt; daraus weckte ſie früh Morgens das Lied des Diſtelzweigleins, das er gefangen, und ſang ſie Abends in ſanftem Schlummer ein. Dafür ſpann ſie aber auch für ihn in den langen Winterabenden und hielt ihm ſeine dürftige Waſche ſo blank und rein, als wär er ein Königsſohn; und wenn er ſpät von der Arbeit zurückkam, wiſchte ſie ihm den Schweiß von der Stirne und küßte ihm die glühenden Wangen.

Frau Brigitte, ſo hieß Gretchens Mutter, ſchüttelte dann oft bedenklich den Kopf, wenn ſie dem zutraulichen Treiben der Kinder zuſah.

„Nun darfſt Du Anſelm nicht mehr lange küſſen," ſagte ſie einſt zu Gretchen, „Ihr Leutchen werdet groß, da ſchickt ſich's nimmer; auch iſt Anſelm jetzt ein rüſtiger Junge, er muß hinaus in die Welt, ſich etwas erlernen, und wenn er ſein Glück macht, dann holt er ſich irgendwo eine reiche Frau, etwa gar eine Prinzeſſin, wie er's als Knabe immer träumte, und Gretchen und die alte Baſe ſind vergeſſen."

Gretchen fuhr bei dieſen Worten der Mutter zuſammen und wiſchte zwei große Thränen weg, die ihr über die Wangen liefen.

„Denkt Ihr ſo Arges von mir, Frau Muhme!“ ſagte Anſelm betrübt, „ich ſollte Euch und Gretchen je vergeſſen und verſäumen können? da wäre ich nicht mehr werth, daß mich die Sonne beſchiene! Und was die Prinzeſſin betrifft, ſo hatte diejenige, die ich mir ſchon als Knabe erträumte, Gretchens blaues Auge, ihr blondes Lockenhaar, ihr gutes Herz, und wenn ich's einmal zur Prinzeſſin brächte, ſo müßte ja Gretchen mit der Krone geſchmückt ſein! denn ich nehme ſie und keine andre, und müßte ich ſie auf den Knieen von Euch erbetteln!“

Gretchen drückte die Hand die er ihr reichte und ſchmiegte ſich beruhigt an ſeine Schulter.

„Der Herr wird's fügen, wie's ihm wohlgefällt und Euch am Beſten iſt!“ ſagte Frau Brigitte, „ſeid wacker und fromm, ſo ſoll's auch an meinem Segen nicht fehlen!“ —

---

Anſelm ſollte einſt für den Bürgermeiſter des Städtchens einen Brief nach einem vier Stunden entfernten Orte tragen. Da es im hohen Sommer war, wählte er die Nacht zur Reiſe. Gretchen hatte ihm

ein gutes Stück Brod, nebſt einem halben Firnkäſe eingeſteckt, und ihm, mit bangem Herzen, es möchte ihm bei dem einſamen Gange durch Thal und Wald ein Unglück zuſtoßen, das Geleite bis vor das Städtchen gegeben. Rüſtig ſchritt er nun weiter und kam bald an dem Mühlbache an. Die Bewohner des Dörfchens waren ſchon alle zur Ruhe; feierliche Stille lag ringsumher, nur daß die Heimchen im hohen Halmengras der Wieſe ſich noch zirpend von den Angelegenheiten des vergangenen Tages unterhielten, und fernher eine einſame Wachtel im Korne ſchlug; der Vollmond ſchwamm am blauen Himmel wie eine goldene Seeroſe; Leuchtkäfer wiegten ſich, fliegenden Sternchen gleich, in weiten Kreiſen über den Geſträuchen hin, und aus den Gärten ſchickten Reſeda und Nachtviolen ihre ſüßeſten Düfte herüber. Anſelm ſtand einen Augenblick am Ufer des Baches ſtill. Es ward ihm ſo wohl bei dem Plätſchern der Wellen, die im Mondlicht wie flüſſig Silber übereinander hinſpielten. Die Luft war ſo lau, ſo ſchmeichelnd. Er konnte ſich nicht entwehren; raſch flog das Linnenwams weg und bald beſpülten die Wellen ſeine Bruſt. Allein die Furcht ſich zu verſpätigen, ließ ihn ſich dieſem Genuſſe nicht lange hingeben. Er ſtieg nach einer Viertelſtunde wieder an's Ufer und ſetzte ſeine Reiſe weiter.

Er war eine gute Strecke gegangen, als er nach dem Briefe greifen wollte, und ſiehe, er war nicht mehr

in ſeiner Taſche. Er zürnte auf ſeine Leichtfertigkeit und wandte ſich ſchnell um, zu ſehen wo er ihn verloren. Er kam bis zur Stelle wo er ſich gebadet, ſuchte im Graſe umher, aber nirgends war der Brief zu finden. In ſeiner Beſtürzung wollte er dem Städtchen zueilen; da ſah er auf dem großen Blatte einer gelben Nymphea etwas Weißes ſchimmern. Er war im Begriff abermals in's Waſſer zu ſpringen, als ſich das Blatt plötzlich in Wirbeln herumdrehte und in die Tiefe hinabſank; aus derſelben Stelle aber erhob ſich die lilienweiße Geſtalt eines Jünglings; um das Haupt nickte ihm eine ſilberne Schilfkrone, um die Schultern hieng ein Mantel, ſo fein und durchſichtig, als hätten ihn kunſtreiche Spinnen aus Mondſtrahlen gewoben.

„Wir kennen uns wohl, Anſelm!“ rief der Jüngling dem beſtürzten Jungen entgegen, „wir haben einander oft in die Augen geſchaut, Du vom luftigen Ufer herab und ich aus der kryſtallenen Tiefe drunten. Wiſſe, ich bin der Geiſt dem dieſes Bächlein unterthan, und ſchirme die mich und mein Element lieben. Die Böſen nennen mich „WaſſernecK“, weil ich den faulen Müllerburſchen zuweilen Steine in's Mühlrad werfe, wenn ſie ſchlafen, oder ſchlimme Buben mit Waſſer ſpritze, damit ihnen die argen Gedanken vergehn, oder eiteln Gecken, die ihr zierlich Antlitz in meinem Waſſerſpiegel bewundern, eine lange Naſe entgegen ſtrecke, oder Uebermüthigen, die meinen ich ſei ein Flecken-

putzer, der nur gemacht ſei ihre Unſauberkeit weiß zu waſchen, mit Schlamm überdecke. Aber ich helfe den Guten; ich habe ſchon manches Kind, das dem Ertrinken nahe war, der Mutter an's Ufer zurückgeſpült; habe, bei langer ungedeihlicher Trockene, den fleißigen Armen in ſtiller Nacht ihre Felder aus ſilbernen Gießkannen getränkt, und trage auch meine Liebe zu wackern Menſchenkindern, auf Dich und dein liebes Gretchen über."

Anſelm wußte nicht wie ihm geſchah; er wollte reden, aber er brachte die Worte nicht heraus; der Athem blieb ihm zurück und er mußte ſich an einem nahen Weidenſtamme halten. Da regte ſich's plötzlich in all den heimlichen Buchten des Baches und wunderliebliche Mädchengeſtalten tauchten, halb verſchleiert, mit ſilbernen Kränzen geſchmückt, aus den Wellen und ließen helle Kryſtallglöcklein ertönen, und tanzten ſingend über der Waſſerfläche hin. Die Leuchtkäfer der ganzen Nachbarſchaft ſchienen ſich jetzt dieſes Plätzchen zum Stelldichein erkoren zu haben, denn in allen Zweigen der Uferbäume funkelten ſie in grüngoldnem Scheine; ſchwirrende Nachtfalter wiegten ſich auf den Binſen und gelben Waſſerlilien und in ihren Neſtern ſangen die Vögel leiſe, lieblich wie in Träumen. Aber die Waſſerjungfrauen warfen lüſterne Blicke nach dem ſchönen Menſchenkinde herüber.

„Anſelm!" rief die Eine, „komm' in meine kryſtallene Burg!"

„Anſelmus, Du ſüßer Knabe, komm herab in's Perlenſchlößlein, ſei mein Gebieter!“ rief die Andere.

„Anſelmo!“ liſpelte eine Dritte, „Du warmes Menſchenkind, wohne mit mir im heimlichen Korallenhauſe, wo die Waſſer ſo kühl und purpurdunkel rauſchen! ich will Dich auf den Händen tragen, will Dich in Schlummer wiegen, in hellen Liedern Dir die wunderhaften Märchen ſingen!“...

Aber kein „Anſelm!“ kein „Anſelmus!“ kein „Anſelmo!“ rührte den Treuen. So ſehr ihm auch, ob dem zaubervollen Leben das ihn umwogte, das Herz pochte — ein ſtärkerer Schlag, der Schlag der Liebe zu ſeinem Gretchen, überpochte Alles; ihr lieblich Bildniß ſchwand nicht aus ſeiner Seele.

„Ungezogen Volk!“ zürnte der Geiſt den muthwilligen Waſſermädchen entgegen, „kann man Euch doch nie erlauben aus euerm tiefen Grund emporzutauchen, ohne daß ihr durch eure Unbeſonnenheit Euch Strafe zuzieht! ſchnell hinunter! und rührt Euch nicht mehr!“ Der Geiſt that mit einem Rohrſtengel einen Streich auf die Waſſerfläche und alſobald war die ganze Erſcheinung verſchwunden.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als Anſelm am folgenden Morgen die Augen aufſchloß und ſich zwiſchen den hohen Grashalmen, die ganz mit Thau bedeckt waren, erblickte. Schnell ſprang er auf, ſchüttelte die

Silbertropfen von ſich und beſann ſich auf den ſeltſamen Traum der Nacht. „Denn ein Traum war doch Alles! Aber das iſt kein Traum,“ rief er, ſich unwillig vor die Stirne ſchlagend, „daß Du, leichtſinniger Junge, den Brief des Bürgermeiſters verloren haſt, und hier die Nacht verſchliefeſt, ſtatt deinen Auftrag zu erfüllen! Wie willſt Du nun Gretchen vor die Augen treten? wie vor dem Bürgermeiſter deine Nachläſſigkeit rechtfertigen?“ So ſich Vorwürfe machend, lehnte er troſtlos den Kopf an einen Weidenſtamm, als ſein Blick auf die Mütze fiel, die ſo tief in den Grashalmen verſteckt lag, als hätten ſie ſich zu einem Netze über derſelben zuſammengeſtrickt. Er griff darnach und war nicht wenig erſtaunt, als er darin ein hellgrünes, künſtlich gearbeitetes Säckchen fand, auf welches mit blitzendem Goldfaden, ſeltſame Schriftzüge geſtickt waren. Das Säckchen war ſchwer; er ſchüttelte es und es klang wie eitel Gold. Was ihn jedoch noch mehr freute, war, daß auch der Brief in der Mütze lag — aber es war ja der Brief nicht, den er überbringen ſollte, denn die Adreſſe desjenigen, den er in der Hand hielt, lautete an den Bürgermeiſter. Da ſtanden dem guten Anſelm die Gedanken ſtille; ſchüchtern blickte er umher, ob nicht Jemand in der Nähe ſei; es war aber überall ruhig, nur meinte er, es plätſchere jetzt im Bächlein auf ungewöhnliche Weiſe und liſple geheimnißvoll im Rohre.

Er nahm ſeinen Stab und ging in ſeltſamer

Stimmung dem Städtchen zu. „Es muß mir Jemand einen Spuk geſpielt haben," dachte er — „aber wie iſt dies möglich? Oder wollten ſie mich mit dem Gelde verſuchen? — Nein, das hat wohl Einer der Badenden hier verloren! — Aber wie kam es dann, ſammt dieſem räthſelhaften Briefe, in meine Mütze?" Dies Alles war dem ehrlichen Jungen eben ſo dunkel, als manchem Philoſophen ſein neues Syſtem. So viel ſtand ihm aber gewiß, daß er Beides dem Bürgermeiſter zu überbringen habe.

Dieſem erzählte er den ganzen Vorfall getreulich, und verſchwieg ihm auch den Traum nicht, denn für einen ſolchen hielt er die nächtlichen Wundererſcheinungen noch immer. Der Bürgermeiſter machte eine bedenkliche Miene und ſandte ſogleich einen reitenden Boten an den Freund ab, dem Anſelm den Brief überbringen ſollte, um zu erfahren wie er zu der Antwort gekommen ſei, denn die Antwort war richtig und erwünſcht, und die Schriftzüge des Briefes waren diejenigen ſeines Freundes.

Der Bote brachte den Beſcheid: ein fremder, freundlicher Knabe, mit lichtblondem Lockenkopf, habe den Brief in früher Morgenſtunde gebracht und auch die Antwort mitgenommen und ſei damit eiligſt fortgelaufen, ohne weitere Worte zu machen. — Wegen des Beutels ließ der Bürgermeiſter Anzeigen in alle Blätter des Landes rücken; alle Ausrufer, Ausſpeifer und

Austrommler der benachbarten Ortſchaften verkündeten den Fund; aber Niemand zeigte ſich der das Verlorene zurückforderte. Die Gelehrten des Städtchens zerbrachen ſich den Kopf die ſeltſamen fremdartigen Schriftzüge und Zeichen darauf zu entziffern: Einige behaupteten es ſei eine chineſiſche Sentenz; Andere ein patagoniſches Lied; Andere ein Räthſel aus den hinterlaſſenen Papieren der Sphinx; ein Profeſſor der Mathematik, der ſich viel mit Herrſchels neuen Entdeckungen im Monde zu ſchaffen gemacht, bewies daß es lunariſche Buchſtaben ſeien und daß der Beutel wohl einem reichen Bankier im Monde aus der Taſche gefallen ſein müſſe.

Noch hätte man das Säckchen nicht geöffnet: denn das Schnürchen, das es umſchloß, war ſo feſt und wunderbar verſchlungen, daß ſelbſt die kunſtfertigſten Hände nicht damit zu Ende kamen. Es wurden alle nur erſinnlichen Mittel angewandt: Der Hirte mußte Zauberkräuter kochen und den Knoten damit beräuchern — es half nicht; ein Chemiker wollte ihn durch einen chemiſchen Prozeß auflöſen — es gieng nicht; der wachehabende Feldweibel unterminirte den Beutel mit Pulver und ſprengte ihn in die Luft — er kam wieder unbeſchädigt, klingend auf die Erde zurück. Eben wollte der Bürgermeiſter, in der vollzähligen Verſammlung des Stadtraths, den gordiſchen Knoten mit der großen Papierſcheere entzweiſchneiden, als plötzlich ein ſonderbar gekleideter Fremder eintrat und

ſich erbot, ſeine Kunſt daran zu verſuchen. Der Bürgermeiſter zog der Rathsherren Rath zu Rathe, und alle willigten in das Begehren des Fremden. Und ſiehe, kaum berührte dieſer den Beutel, ſo ſchnellte das Schnürchen auf und ſchwirrte blitzgeſchwind einige Male im Kreiſe um den Beutel herum, aus dem nagelneue, funkelnde Goldſtücke auf den Rathstiſch rollten. Auch zog der Fremde daraus eine koſtbare Perlenſchnur, nebſt einem kunſtvoll gebildeten Herzchen von dunkelrothen Korallen; auf einem Zettel aber ſtanden die Worte: „Ausſteuer und Brautſchmuck für Anſelmus Willner und Margaretha Hold.“

Der Bürgermeiſter und die Rathsherren machten ſechsundzwanzig große Augen und ſchüttelten ihre dreizehn Köpfe bedenklich über dieſes ſonderbare Ereigniß. Sie hatten wohl, im Falle der eigentliche Beſitzer des Schatzes ſich in Monatsfriſt nicht zeigen würde, dem ehrlichen Anſelm einen Theil ſeines Fundes zugedacht, allein — bemerkten einige Juriſten — da das Säckchen noch beinahe im Weichbild der Stadt, auf der Gränze des Gebiets gefunden worden war, müſſe der andere Theil der Stadtkaſſe zu Nutz und Frommen anheimfallen. Es ſollten daraus die Anzeige-, Ausruf-, Auspfeif- und Austrompetkoſten gedeckt und für die Stadt ein neues Mundſtück zum Nachtwächterhorn, ein Klöppel in das geſprungene Rathhausglöckchen, eine neue Feuerſpritze und andere gemeinnützige Dinge angeſchafft werden.

Nun aber gehörte Alles von Rechtswegen Anſelm zu und er ſollte es auch erhalten; dagegen brachten ſelbſt die Juriſten keinen Kniff mehr auf.

Der fremde Mann war derweilen verſchwunden. Der Bürgermeiſter wollte aber den ganzen Vorgang, für ewige Zeiten, zu Protokoll gebracht wiſſen und den Fremden als Zeugen unterſchreiben laſſen. Er ſchickte daher ſogleich die Stadtwächter nach allen vier Winden aus, um ihn zurückzurufen. Es kamen aber alle unverrichteter Sache zurück, bis auf Einen. Dieſer hatte den Fremden bald auf hundert Schritte vor ſich entdeckt, konnte ihm aber, ſo ſchnell er auch eilte, nicht nachkommen, wiewohl dieſer einen ganz gewöhnlichen Schritt zu verfolgen ſchien und ſogar zuweilen ſtehn blieb. Er huſtete, klatſchte in die Hände, pfiff, rief — der Fremde wollte den Kopf nicht herumdrehen. Der pflichtgetreue Rathsdiener ließ ſich jedoch nicht irre machen; er verfolgte ſeinen tollen Vorgänger bis vor die Stadt und ſah wie er ſeinen Weg nach dem Mühlbache einſchlug. Da, dachte er, wird er wohl ein Bad nehmen wollen und muß mir doch einmal Stand halten. Allein kaum hatte er den Bach im Angeſicht, ſo ſah er, zu ſeiner nicht geringen Beſtürzung, wie der Fremde ganz angekleidet in's Waſſer ſprang und nimmer wieder zum Vorſchein kam.

Es kommen, es kommen die Waſſer all';
Sie rauſchen herauf, ſie rauſchen nieder,
Den Fremden bringt keines wieder.

Nur ſein großer ſtark gekrempter Strohhut ſchwamm noch ruhig auf der Oberfläche hin, und da er von einer Brandungswelle ans Ufer getrieben wurde, reichte der Stadtdiener ihn mit dem Stocke. Da er aber den Hut zu ergreifen glaubte, war er abermals gefoppt, denn er hielt, ſtatt ſeiner, einen großen Krebs in der Hand, der ihn gewaltig in die Finger kneipte.

Abermaliges Schütteln der dreizehn Rathsherrenköpfe, als der Stadtdiener mit ſeinem Berichte zurückkam. „Da geht es nicht mit rechten Dingen zu," meinte Einer, „gut daß wir das Geld nun nicht ſelbſt zu behalten brauchen; wer weiß was damit iſt, es könnten uns die Goldſtücke am Ende auch noch als Krebſe an den Fingern hängen bleiben, wenn wir darnach griffen."

Es wurde übrigens beſchloſſen, daß der Beutel das heutige Nachtquartier nicht mehr im Rathhauſe nehmen dürfe, und daß der Bürgermeiſter ihn ſogleich Anſelm einhändigen laſſen ſolle.

Anſelm's und Gretchen's Freude läßt ſich denken. Der alten Brigitte wollten die Nebenumſtände bei der Sache nicht gefallen; die jungen Leute ließen ſie dahingeſtellt ſein und dachten nur an die nahe Erfüllung ihrer ſchönſten Wünſche. Gretchen meinte übrigens ganz naiv, daß wenn der Beutel das Geſchenk eines Geiſtes ſei, ſo könne dieſer nur ein guter Geiſt ſein, da er ſie ſo glücklich gemacht habe. Und als

Anſelm ihr am nächſten Sonntag den ſchimmernden Perlenkranz auf die üppigen Locken drückte und das Korallenherz über das ihrige hängte, rief er der Baſe freudig zu: „Da ſteht ſie ja, meine erträumte Prinzeſſin!“ und küßte das ſchöne verwirklichte Traumbild auf die ſüßen Lippen.

Fünfhundert Goldſtücke waren der Inhalt des Säckchens. Anſelm verließ mit den Seinigen die Stadt und baute ſich ein freundliches Häuschen an die traulichſte Stelle des Mühlbachs und pachtete das Fiſcherrecht an demſelben auf zwei Stunden weit; zudem kaufte er einige Feldſtücke und legte einen Garten hinter dem Häuschen an.

Ein Jahr nach dem erzählten Ereigniſſe, ſchauten Anſelm und Gretchen ſchon als Eheleute zuſammen aus den Fenſtern des Häuschens, und lebten in treuer Liebe und Einigkeit, fromm, arbeitſam und wohlthätig gegen Arme, und pflegten der alten Mutter auf's Beſte. Die Badgäſte des Städtchens hielten gerne bei ihnen an und ließen ſich die friſchgebackenen Fiſchlein, die Anſelm für ſie fieng, und die Gretchen ſchmackhaft zu bereiten wußte, wohl ſchmecken.

Und nach einigen Jahren ſaßen neben dem glücklichen Paare allerliebſte rothwangige Knaben und Mädchengeſichter am Ufer, und wenn ſie ſo mit einander vergnüglich in die klaren Wellen des Baches hineinblickten und ſich ihre Bildniſſe darin zulächelten,

war es Anſelm oft im Grunde des Waſſers, als ſähe er ein Paar wohlbekannte Augen leuchten und die flüchtigen Geſtalten der Waſſergeiſter leiſe auf- und niedertauchen. Er drückte dann ſeinem Weibe die Hand und ſchritt mit den Kindern noch heiterer der Wohnung zu.

# 4. Der Punſch.

Aufzeichnungen eines reiſenden Poeten.

Unſre Poſtchaiſe rollte an einem kalten Dezemberabend des Jahres 1838, über das Pflaſter von Raſtatt. In Erwartung des baldigen ſplendiden Trinkgeldes, das wir ihm zugeſagt, blies der Schwager die eingefrorenen Töne ſeines Hornes wach; ein luſtig Lied ſchmetterte heraus und der Wagen donnerte durch die Einfuhr des Poſthauſes.

Stallknecht, Hausknecht, Kellner, Stubenmädchen, Poſtmeiſter und Poſtmeiſterin traten mit Stalllaternen und Lampen in den Händen und Fragezeichen auf den Geſichtern, aus ihren reſpektiven Gemächern und beleuchteten die vier bemäntelten Geſtalten, die ſich zu der froſtigen Rollarche heraus zwiſchen den Bücklingen der Poſtſippſchaft durchwanden. Es waren vier luſtige Brüder von höchſt lyriſchem Muthe und ich war Einer davon.

„Um welche Stunde fährt der Eilwagen nach Karlsruhe ab?“ fragten wir allzumal, nachdem in der Stubenwärme unſre erſtarrten Lippen aufgethaut. „Zwiſchen Eins und Zwei Uhr Morgens,“ war die Chor-Antwort. Wir

hielten Rath und beſchloſſen nach dem wohlverdienten Nachteſſen uns ein Zimmer wärmen zu laſſen, und bei einem Glaſe Punſch die Abfahrtſtunde zu erwarten, denn morgen mit dem Frühſten wollten wir die preciöſe Fächerreſidenz erreichen.

Wenn's dich gelüſtet, lieber Leſer, ſo wiſſe, daß wir mit einer confortablen Sagoſuppe, mit Schwarzwurzeln, beafsteak, Frankfurter Wurſt, Aſſenthaler und Markgräfler Gemeinſchaft pflogen und uns ſodann in den obern Saal verfügten, wo uns eine zutrauliche Porzellanofenwärme entgegenfloß.

Die drei Freunde rückten ſich den Spieltiſch zurecht; mit einem piquet normand wollten ſie ſich wach erhalten. Die Punſchbowle dampfte dabei und der gefällige Kellner verſprach die Aromaquelle nicht verſiegen zu laſſen. Ich aber warf meine Blicke nach dem ſchwellenden Sopha, das in der Nähe des Ofens ſtand und ſchmiegte mich, nicht ſowohl aus Müdigkeit, als um meinen Träumen bequemer nachhängen zu können, in die purpurnen Sammtkiſſen; mein Kelchglas zur Seite füllte der Poſt-Ganymed mit beiſpielloſer Emſigkeit.

„Vierzehn Könige!“ ſchallte es bald vom Tiſch der Freunde drüben.

— Ach, mir iſt oft Einer zu viel!

„Neunzig, achtundneunzig, neunundneunzig!“

— Apothekerrechnungen!

„Vierzehn Damen!“

„Vierzehn? .... Habe ich denn je mehr gehabt, mehr geliebt, mehr beſungen, mehr beſeufzt, mehr erſehnt, als Dich, Du Eine, Einzige, Ewigliebe, Ewigmeine — Maria!“

Ich ſchloß meine Augen, damit kein fremdes Bild ſtörend zwiſchen Sie und mich trete. Und ſiehe — da ſtand Sie in ihrer holden, frommen, ſüßen, unausſprechlichen Lieblichkeit vor meinem Geiſte! Ja, das iſt des zarten Roſenmundes liebes Lächeln! das des Auges freundlich Licht! der Stirne Himmelreine! das iſt der Engellaut ihrer Worte! das iſt das Zephyrwiegen ihres Ganges! Ich ſprang auf und öffnete meine Arme — da faßte mich Bruder Kellner dienſtfertig bei der Hand und ſagte:

„Herr, hier ſteht Ihr Glas!“

— O Du Erzphiliſter!

Unwillig verſchlang ich die heißen duftenden Punſchwelrlen und warf mich in die Poeſie der Sophakiſſen zurück. Es ward mir ſo warm: die Freunde bliesen gewaltige Dampfwolken aus ihren Pfeifen und ich ſah die Umriſſe ihrer Geſtalten bald nur als Oſſianiſche Nebelbilder durchſchimmern. Ich mußte mir Luft verſchaffen.

Vorwärtstappend ſteuerte ich durch das Nebelmeer und gelangte zu einer Thüre; ſie ging auf — es waren zwei Glasflügel, die ich vorhin nicht bemerkt hatte. — Ich ſtand auf einer Terraſſe; inſtinktmäßig ging ich weiter; ein Paar Treppen führten hinab. Ich ſtutzte.

Die Luft war milder, Frühlingsahnungen wiegten ſich drin. Weiter — ich ſtand vor einem Eiſengitter, zwei Sphinxe nickten mit den Marmorhäuptern, das Gitter flog tönend auf. Der Vollmond lächelte vom reinen blauen Himmel herab; würziger Maienhauch umwehte mich: ein herrlicher Garten mit blühenden Beeten, Springquellmurmeln und Vogelſang. — Albertus Magnus, alter Geſelle, hältſt Du heute Quartier im Poſthauſe zu Raſtatt und gibſt Gratisvorſtellungen zu deinem Privatvergnügen? rief ich erſtaunt und wollte eben Betrachtungen anſtellen, um die Identität meines jetzigen Weſens mit meinem Weſen von vor wenigen Minuten zu konſtatiren; da trat ein ſchelmiſch lächelnder Gartenjunge aus dem nahen duftenden Lilabuſche hervor: „Belieben Sie nur immer herein zu ſpazieren, Herr Doktor Markus Sondersheim, rief er mir zu, Sie werden ſchon lange erwartet, meine gnädige Gebieterin iſt in der Laube — hier die ſüße Jungfrau Zuckerina, das äſthetiſche Fräulein Theelinde, die blaſſe ſchmachtende Citronia und das feurige Südkind Nack werden Sie geleiten.“ Und wirklich traten vier allerliebſte Mädchen zu mir her, die mich ſcherzend und kichernd bei der Hand nahmen und mich durch die Labyrinthe des Gartens fortzogen. Leuchtkäfer ſchwirrten über unſern Häuptern dahin; blühende Büſche ſchüttelten ſich bei unſerm Vorübergehen und ſtreuten ihren Regen auf uns nieder. Aber ein goldgelber Vogel flog mit klu-

gen Aeuglein und mit hellem Schmettern um mein Ohr und zwitſcherte: Komm allein! komm allein!

Dem Zauber konnte ich nicht widerſtehn; ich riß mich los und rannte, was meine Füße vermochten, meine Begleiterinnen weit hinter mir laſſend, durch die Laubgänge des Gartens. Ein Zweig von Goldregen zitterte funkelnd vor mir im Mondlicht, haſtig wollte ich darnach greifen — plumpy! lag ich im Becken eines Springquells, der ſeinen Silberbogen neckiſch auf mich herabgoß. Im Gebüſche höhniſch Gelächter; die vier Jungfrauen patſchten in die Hände und ſchlugen mir Schnippchen. Unwillig wand ich mich heraus. Das Vöglein umflatterte mich wieder: Komm allein! komm allein! — Ich folgte ſeinem Fluge; aber es hatte ſo viel mit den Nachtviolen, Johanniswürmchen, Nachtigallen und Mondſtrahlen zu verkehren, daß ich durch die Kreuz- und Querzüge erſchöpft, niederſank.

Ein Schlag auf meine Schulter weckte mich. „Ei, Herr Doktor Markus Sondersheim, raunte mir ein koboldartiges Weſen zu, Er Allerweltskegelvirtuos, wir duns doch die Ehre einer Partie im Mondſchein nicht verſagen.“

Ich ſchaute mich verblüfft um. Ein heller duftender Raſenplatz lag vor mir, rings von Roſenbüſchen umgränzt; ſonderbarliche Geſtalten, hellgrün montirte Zwerge — ein leibhaftiges Regiment Laubfroſch — tummelten ſich darauf herum und ſchoben Kegel. Die Kegel waren flammende Feuerlilien, die Kugeln

rothe Hortenſienballen. Mich aber nahm ein anderer Gegenſtand in Anſpruch: aus einer dunkeln Roſenlaube leuchteten ein Paar wohlbekannter Augenſterne, ſprachen ein Paar wohlbekannter Lippen. Maria! Du hier! Du der ich entgegenflog mit Extrapoſt! Jawort des Vaters! Anſtellung! Jubel! Himmel! Seligkeit! Hochzeit! ſchrie ich in einem Athem! und wollte zu ihr hinüber fliegen. Aber der ganze Chor der grünen unheimlichen Geſellen umtanzte mich: „Herr Doktor Markus Sondersheim! Herr Doktor Markus Sondersheim! an Ihnen der Wurf!“ ... Und im Nu hatten ſie mich auf der andern Seite; keine Roſenlaube mehr; keine Maria mehr zu ſehn!

— „Aber meine Herren, meine beſten, obwohl höchſt räthſelhaften und unbekannten Herren, wandte ich ein, ich bin gar kein beſonderer Liebhaber von Kegelſchieben, habe auch wirklich gar keine Zeit dazu, im Gegentheil!...“

„Müſſen! müſſen! Herr Doktor Markus Sondersheim! müſſen!“ krähte der Chorus und tanzte wieder im Reigen um mich her, bis ich in höchſter Verzweiflung eine Hortenſie ergriff und in die Feuerlilien hinein warf. Die Kegel nickten mit den Häuptern, aus welchen grüngoldne Käfer aufflogen, und richteten ſich wieder in die Höhe.

„Schlecht gemacht! ſchlecht gemacht!“ ſummten die Kerle, „dafür wird er auch recht ausgelacht!“ Und alſo-

bald flatterten aus den Büſchen eine Menge Spottvögel, die klatſchten mit den Flügeln, ſchwirrten, pfiffen, krächzten in wirrem Gewimmel — ein wahrhaftes Walpurgisnachtgeſindel!

„Noch einmal!“ riefen die Geſellen.

Ich faßte von Neuem die Kugel, zielte, warf, — da ſtürzte Maria leichenblaß vor mir nieder — ich hatte Sie getroffen!

„Nieder mit ihm! nieder!“ ſchrie es wildlärmend um mich her, „er hat die Königin gemordet!“ und wüthend fielen ſie auf mich los, riſſen mich zu Boden; eine Unzahl von Hortenſien regneten auf mich herab; immer mehr, immer mehr; es wölbte ſich zum ungeheuern Berg über mir; ich konnte nicht mehr athmen; ich erſtickte. Da lag ich begraben, tief in den Blumen drin mir klar bewußt, daß ich lebe, ach, ohne Hoffnung! „O nur noch ein Wort, ein einziges vor meinem Ende, Dir meiner Maria! daß ich unſchuldig bin an Deinem Tode, daß ich auch jenſeits noch Dich lieben, ewig lieben werde! Maria! Maria!. ſchrie ich in Todesangſt!“

„Quintmajor und fünf macht zwanzig und vierzehn Buben macht vierundneunzig!“ rief es plötzlich zu meinem Ohre.

Ich ſprang auf und rieb mir die Augen — ſo war denn Alles nur ein Traum! Die vier Jungfrauen: Zuckerina, Theelinde, Citronia, Rack — Punſchelemente!

das goldne Vöglein — Punſchſpiritus! Der Garten, die Kobolde — Punſchphantaſie!

Die Freunde ſaßen theilnahmlos im blauen Nebel, während ich in blauem Dunſt, dem Tode nahe, in Verzweiflung gerungen.

Unten auf der Straße aber ſchallte Hufſchlag und Poſthornklang; der Kondukteur rief: Eingeſeſſen, meine Herren! es iſt Zeit abzufahren!

Die Freunde warfen die Karten hin und hüllten ſich in ihre Mäntel. Ich zog die Mütze tief über die Ohren und wickelte mich in meinen Kragen. In einer Ecke des Eilwagens will ich ſüßen Träumen nachhängen; weiß ich doch, daß beim Erwachen meine Lippen auf denjenigen meiner bräutlichen Maria ruhen dürfen und daß dies kein blauer Dunſt ſein wird.

## 5. Aus den Leiden und Freuden des Professors Valdrian Scarabäus.

Es war eine mondhelle, ſtillwarme Juninacht, als durch das böhmiſche Rieſengebirge, längs der ſilbernen Elbe, dort zu Lande Labbe genannt, ein ſeltſames mit einem kleinen Schimmel beſpanntes Fahrzeug, ſich langſam vorwärts bewegte. Die ganze Nomenklatur der Lokomotive hat dafür keinen Namen: Kutſche, Wagen, Karren, Droſchke, Phaeton — Alles nichts! Es iſt ein leichter viereckiger Kaſten, eine Noahsarche, hellgrün von außen und innen, nur daß an der himmelblauen Decke ein ſilbernes Halbmondhorn durch einen Wolkenbuſch lächelt; die Wände ringsum ſind mit Glastafeln behängt, in welchem ſich Inſekten aller Art, familienweiſe gruppirt, vorfinden. In beiden Ecken ſtehen Spiritusgläſer, in denen hier das Prachtexemplar eines Froſches eben erſt den letzten Ballettſprung zu machen ſcheint, während dort eine ſchillernde Eidechſe ſich durchſchlängeln will; dort eine glänzende Blindſchleiche mit klugen Augen und feinem Nadelzünglein des unwillkürlichen Weingeiſtbades überdrüſſig iſt; dort wieder ein Goldkarpfe, der den regungsloſen Mumienzuſtand

gerne mit einer Luftfahrt durch den klaren Teich vertauſcht hätte. Zur Seite ſteht ein gewaltiger ausgeſtopfter Orangoutang, mit fletſchenden Zähnen, ironiſch grinſend, als rezenſirte er ſeine Umgebung. Auf der Kaſtendecke wölben ſich Schachteln von allen Größen und Geſtalten einige Schuh hoch pyramidalförmig empor.

Du erräthſt, freundliche Leſerin, daß Inhaber dieſer ſchweigſamen Menagerie ein Naturkundiger ſein müſſe. Und das iſt er auch der vortreffliche Profeſſor Valdrian Scarabäus, der als Fahrender und Geführter im Vordergrund des Kaſtells ſitzt, im leichten Nankingſtaubmäntelchen und weitgekrempten Binſenhute, zwiſchen den Schmetterlingsklappen, Netzen, Vogelflinten und Weingeiſtgläſern.

Schon als Knabe hatte er jeder Schnake die ihn geſtochen auf den Zahn gefühlt, ſie ſorgfältig aufgeſpiest oder ſecirt; jeder zirpenden Grille, deren er habhaft werden konnte, den Kopf geſpalten, um ihrem Gehirnnervenſyſtem nachzuſpüren; im vierzehnten Jahre ſchrieb er eine lateiniſche Diſſertation über das Rückwärtsgehen der Krebſe und deſſen myſtiſchem Zuſammenhang mit den liberalen Ideen in gewiſſen Menſchenköpfen; eine andere über die Migräne der Auſtern und des delirium tremens der Seekälber. Nachdem er ſeit langen Jahren Schleſien, ſein Vaterland, ausgebeutet, und eine Menge animaliſcher Weſen zu Glas und Wein-

geiſt verurtheilt hatte, wollte er ſeinen Raubzug auch durch Süddeutſchland, die Schweiz und Italien fortſetzen. Und ſo fuhr er nun durch die laue prächtige Juninacht im Rieſengebirge.

Jeden poetiſcher Geſinnten hätte eine ſolche Nacht mit freudigem Entzücken erfüllt, er aber ſchüttelte einmal über das andere den Kopf, fühlte ſich bald den Puls, ſchaute bald nach der Magnetnadel, bald nach den ſeltenen Sternbildern am Himmel, ob er nicht um einige Grade ſüdwärts verſetzt worden ſei: „Eine abnorme, anomale Nacht! rief er, durchaus unnatürlich, romantiſch, phantaſtiſch! hab' ich doch noch von keiner ſolchen jemals in irgend einem Kompendium geleſen!“ Und wirklich war es ſo: die milde warme Sommerluft, der helle Mondſchein hatten die Nacht zum Tage gemacht; ſelbſt die Waldvögel waren irre geworden; ſonſt lagen die Köpfchen ſchon längſt unter den Flügeln und wiegten ſich in holden Träumen, jetzt ſchlug es und ſang und ſchwirrte in Hag und Aſt. Die Blumen die ſonſt frühe die duftenden Kelche ſchloſſen, breiteten ſich noch luſtig aus und wollten die allnächtlichen Gäſte Glühwürmchen und Goldkäferchen noch nicht hereinlaſſen; die Quellen plätſcherten und wählig drin ſprangen die Fiſchlein und ſchnellten vergnüglich in die Luft hinauf.

Der Profeſſor huſchte von Zeit zu Zeit vom Sitze herab und ſetzte mit der Klappe einem Falter nach, der an ihm vorüberſtrich oder griff nach der Jagd-

flinte, einem fröhlichen Nachtſänger das Lebenslicht auszublaſen. Eben hielt die Arche in einer Vertiefung; der Schimmel ſtampfte Ausrufungszeichen in den Sand und verlor ſich am Ende in Gedankenſtrichen. Der Doktor ſchwang ſich wieder auf ſeinen Sitz und wollte die Pauſe mitfeiern. Da pfiff es plötzlich aus mehreren Punkten des Bergwaldes in grellen ſchneidenden Tönen. Scarabäus hielt den Athem zurück, ſprang vom Wagen, legte das Ohr an den Boden und erhielt die Gewißheit, daß ſich Menſchentritte thalwärts bewegten.

Eiligſt ſetzte er ſich in Vertheidigungszuſtand: zog die Gardine herab und ſchob den Orangoutang auf den vordern Sitz, nachdem er ihm ſeinen Staubmantel umgeworfen, den weiten Hut tief in den Kopf gedrückt, und einen ungeheuern Reiterſäbel in die Hand geſteckt hatte; ſodann lud er ſeine Vogelflinte, nebſt zwei Piſtolen und verbarg ſich im Hintergrunde des Wagens, die Ohren ſpitzend und durch eine Lucke ſpähend, was vorgehen ſollte.

Da brach wildes Hurrageſchrei aus allen Ecken des Waldes hervor, Piſtolenſchüſſe fielen; bald hatte die Rotte den Wagen umringt und das Pferd beim Zügel ergriffen. Scarabäus feuerte in Todesangſt eine Waffe nach der andern ab, ohne zu wiſſen wohin, und ach, nun blieb ihm keine Zeit mehr ſie wieder zu laden. Die Gardine ward weggeriſſen und zwei bärtige Kerle,

in Mäntel gehüllt, die blinkenden Piſtolen auf ihn richtend, ſtiegen in den Wagen und banden ihn an Händen und Füßen. Einer derſelben nahm den Vorderſitz neben dem Orangoutang ein, die andern liefen neben dem Wagen hin und ſo ging's mit dem armen ohnmächtig gewordenen Scarabäus über Stock und Stein.

Als er die Augen wieder aufſchlug, lag er auf einem Strohbette, in einer ſchmutzigen Kammer. Der Schimmer eines trüben Oellichtes fiel auf zwei vermummte Geſtalten, welche bei ſeinem Lager Wache hielten.

„Gnade! Gnade!“ rief er ſich plötzlich emporrichtend und dann auf die Knie ſinkend, „Gnade, mir armen Valdrian Scarabäus! Gnade, ihr Schrecklichen! Ach, ich habe nichts, das euer ſündliches Gelüſten nach Gold und Schätzen befriedigen könnte! Gebt mich meinen Käfern, meinem Gewürme, meinen einzigen Freunden wieder!“

Die bärtigen Männer ſchüttelten lachend die Köpfe.

„Ach“, ſeufzte er nach einigen Augenblicken wieder, „das habe ich an euch verdient, meine theuern Scholaren, denen ich mich ſo treulos entzog! ich wollte euern Bitten noch länger bei euch zu verweilen, tiefer euch einzuführen in die Geheimniſſe der Natur, nicht nachgeben; wies ſtolz das verdoppelte Honorar zurück, das ihr mir anbotet, um der Stimme meines falſchen Genius zu folgen der mich in die Ferne rief! Ach! ſäß' ich doch wieder vor euern wißbegierigen Angeſichtern,

beim ſüßen rauſchenden Gekritzel eurer Federn im beſcheidenen Katheder zu Hirſchberg! Ach Sigmund, mein Famulus, der du ſo nahe ſchon an der Auflöſung des Kryptogamenräthſels ſtandeſt! Medardus, der du ſchon ſo helle Blicke warfeſt in die Ökonomie der Infuſionsthierchen-Eingeweidewürmer! Beatus, der du das Gras wachſen hörteſt! Valer, der du durch deine baldige Doktordiſſertation die Wanzen wieder in guten Geruch bringen wollteſt! O vergebt, vergebt mir Alle!“

Nach dieſer Rede legte Scarabäus ſchluchzend den Kopf in beide Hände und ſank auf das Strohlager zurück.

Da ergriffen ihn die beiden Wächter beim Arme: „Herr Profeſſor, denn das ſind Sie doch wohl“, ſagte der Eine, „Sie bedürfen vielleicht einiger Erfriſchung? es ſoll Ihnen durchaus kein Leid geſchehen, folgen Sie uns!“

Scarabäus, der das Schlimmſte was ihm wiederfahren konnte, den Verluſt ſeiner theuern Naturalienſammlung, hinter ſich ſah, fürchtete nun nichts mehr; auf alles Uebrige gefaßt, ſtand er auf und folgte ſeinen Begleitern.

Durch dunkle Gänge, Treppe auf, Treppe ab, gelangten ſie endlich in einen geräumigen, hellerleuchteten Saal. An einem großen wohlbeſetzten Tiſche ſaßen ein halb Dutzend bärtiger Geſellen, in weite dunkle Mäntel gehüllt; eine flinke ſchmucke Kellnerin trug

emſig neue Flaſchen auf. Scarabäus wollte ſich an der unterſten Ecke des Tiſches niederlaſſen.

„Mit Nichten, Herr Profeſſor“, riefen die Räuber ihm einſtimmig zu, „hier oben wartet ſchon lange Ihr Ehrenplatz!“

Die Gläſer wurden gefüllt.

„Es lebe Herr Profeſſor Valdrian Scarabäus!“ ſchallte es von allen Sitzen und die Gläſer klangen zuſammen.

Scarabäus ſtutzte als er ſich beim Namen nennen hörte; allein bald verſank er wieder in ſeinen Mißmuth, ergriff ſein Glas und trank ohne aufzublicken vor ſich hin.

„Es lebe Herr Profeſſor Valdrian Scarabäus!“ ſchallte es abermals; „es lebe der gelehrte Forſcher, der vertraute Günſtling der Natur!“

Im lauten Jubel klirrten die Gläſer. Scarabäus konnte ſich nicht enthalten aufzuſchauen:

„O ihr Salamander! ihr Skorpione! ihr Chamäleone!“ rief er zwiſchen Freude und Zorn. So habt Ihr mir das gethan?“

Siehe, die Bärte waren den Räubern abgefallen die Mäntel abgeſtreift und ſtatt der furchtbaren Geſellen ſah ſich der Profeſſor von ſeinen Schülern umringt.

„Halten Sie uns dieſen Jugendſtreich zu gut, beſter Lehrer“, nahm Sigmund das Wort, „geſchah es doch

aus gränzenloſer Liebe zu Ihnen; der Schmerz, Sie nicht mehr beſitzen zu ſollen, hat ihn bei uns ausgebrütet, und ſo gaben wir uns das Wort Sie wieder nach Hirſchberg zurückzubringen, es koſte was es wolle."

„O du liebes Otterngezüchte!" rief der Profeſſor, bei dem die Rührung über ſeiner Schüler Anhänglichkeit die Oberhand gewonnen hatte.

„Aber meine Naturalien?"

„Stehen ſicher verwahrt im trockenen Schoppen!"

„Mein armer Schimmel?"

— „Läßt ſich den Hafer herrlich ſchmecken im reinlichen Stalle drunten!"

„Nun top! ſo ſoll er mich morgen wieder nach Hirſchberg ziehen!"

— „Ha Jubel! Jubel! neue Flaſchen! Und morgen nach Hirſchberg! „Hoch lebe Herr Profeſſor Baldrian Scarabäus!"

## 6. Mondnachtsoirée.

### im Reiherwalde.

Meinen Buchsweiler Freunden zur Erinnerung.

Zu meinen Privatgrillen gehört auch die, alljährlich eine Sommernacht ganz allein in einem beliebigen Walde zuzubringen. Ich bestelle mir dazu immer die laueste Luft und verbitte mir jeden rauhen Windanfall; nur das Lispeln des Zephyrs wird gestattet, bis zur Potenz, wo es etwa die Blätter einer Zitterpappel in gelinde verneinende Bewegung zu bringen vermöchte.

Diesmal hielt ich meine Mondnachtsoirée von meinem geliebten Buchsweiler aus. Es war im Hochsommer; die Luft warm und blütenduftig; der Vollmond warf einen glänzenden Strauß von Lilienlichtern zu meinen offenen Fenstern herein; der Röhrbrunnen mit dem Löwenbilde plätscherte lustig und die Wellen im Becken erzählten einander murmelnd die Geschichten vergangener Tage. Um die Ecke der Straße erklang noch der wohltönende kräftige Gesang der Stadtbursche. Nach und nach verhallte das Lied:

„Denn du warst meine erste Liebe,
Meine letzte sollst du sein!“

Da streifte ich das Staubhemd über mein grünes

Sommerröckchen, schwang die Strohflasche mit Gemüthsstärkung über die Schulter und griff nach Hut und Stock. „Ei, ei, Herr Sta-Ursus", rief mir eine Stimme entgegen, nachdem ich den Drücker der Thüre leise hinter mir sinken lassen wollte, um auf den Fußspitzen die Treppe hinunter zu schleichen, Niemanden in der Ruhe zu stören. — „Ei, ei! ich glaube, Sie wollen bei Nacht und Nebel davon!" Es war meine gute Hauswirthin, die eben von einer kranken Freundin zurückkehrte und mich mit großen Augen ansah — „Ich bin . . . ich will", stammelte ich, — „in eine Soirée gehen!" — „Aber um's Himmelswillen, doch nicht in diesem Aufzuge! fällt denn die Fastnacht dieses Jahr in den Juli?" — „Lassen Sie das gut sein, meine Liebe", entgegnete ich, „die Freunde, die ich besuche, haben sich diese Tracht ausgebeten und ich würde mich bei ihnen in Frack und Manschetten schlecht ausnehmen. Schlafen Sie wohl, Madame Renork, und seien Sie meinetwegen ganz außer Sorge!" Kopfschüttelnd ging sie und während ich die Treppe hinabstolperte, hörte ich noch immer ihr „ei! ei!" hinter mir nach.

Meine Schritte schallten bald durch die Herrengasse; rechts und links schnarchten wohlbekannte Schläfer und Schläferinnen. Nur an meines Freundes, des Professors J-Tunika's Fenstern zitterte noch Lichtschimmer. Er schwelgte wohl in Yemen's heiligen Gefilden und

ihm tauchten aus dem Geringel und Geſchlingel der arabiſchen Lettern, blühende Palmbäume, ziehende Caravanen, glühende Houris auf! „Gut' Nacht, mein Lieber, träume fort! ich gönne Dir's, wenn Du auf deinem arabiſchen Renner durch die brennenden Wüſten jageſt, dann auf Oaſen ruheſt und an friſcher Quelle, im Palmenſchatten Dich labeſt! Aber laß' auch mich weiter ziehen; auch auf mich warten freundliche Wunder und eine abendländiſche Zaubernacht!"

Ueber den öden Schloßplatz ging's. Die Kanzlei warf ihren mächtigen Schatten weit herüber. Bald rauſchte die Mühle hinter mir und ich ſtimmte ſecundirend in das Singen der luſtigen Müllerburſche. Der Mond, mein Getreuer, ließ mir auch den kleinſten Winkel der lieblichen Hügelgegend nicht verborgen.

Dort von der Kirrweiler Straße herab, ſich in's Wieſenthal verſenkend, erblicke ich den Pfad, den die geſpenſtigen Kinder jede Nacht wandeln und höre ihr leiſes Wimmern und den Bußgeſang der Mönche, die ſie in ihre ſchwarzen Särge verſchließen und zur kurzen Ruhe bringen.

„Ja, wenn ich noch dieſelbe Straß'
Zu ſpäter Nacht mußt' gehn,
So mußt' ich auch die Kinder blaß
Und ſtill dort wandeln ſehn."

Und weiter unten am Stege raſchelt's durch die Zweige; das iſt die ſchneeweiße Kuh mit der Silber-

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin



glocke, die allnächtlich dort weidet, ein auf Erlöſung harrender Geiſt. Und hinter dem Walde dehnt ſich der ſchwarze Egert bis zur Straße herab und die Geiſter warten des einſamen Wanderers, ihn mit ſüßem Rufen in ihre Nähe zu locken. Und um die Spitzen der Bäume des Moderer Waldes flackern bläuliche Lichter und wundervolle Klänge ſchwimmen durch die ruhigen Wellen der Nachtluft.

„Dem Wanderer rufet
Den Namen ein Laut,
Wie Stimme der Braut.

Er ſtammelt hin
„Hier bin ich, hier,
Wer rufet mir?“

Kaum floh das Wort.
Iſt Alles gewendet,
Das Aug' iſt geblendet.“

Das weiß ich wohl, ihr lockenden Spukgeiſter, und der Dichter, der dieſe Verſe im ſchaurigen Nachgefühle der Erinnerung dahinhauchte, ſoll mich nicht vergebens gewarnt haben; ich will heute nicht mit ihnen verkehren!

Oeffne du mir dein duftiges Zweigthor, heiliger Reiherwald, du klaſſiſche Stelle von jeher! du von ſüßen Ahnungen durchwogtes Wunderhaus! und laß mich eintreten in deine geheimnißvollen Hallen! Deine Pfade ſind lieblich verſchlungen und führen von einem Zauber zum andern.

Schläfriges Volk der Vögel, ihr ſitzt in den warmen

Neſtern und träumt und verträumt die ſchönſte Zeit, und zwitſchert nur leiſe, wie Rede träumender Menſchen! — Auch die Blumen ſchlafen; die blauen Glocken haben die Kelche geſchloſſen und auf einem jeglichen ſitzt ein Thautropfen, im zitternden Mondlichte wie ein ſilbernes Schloß erglänzend, damit kein frecher Nachtfalter einbreche. Nur ihr ſeid wach geblieben und wiegt euch in traulichem Geſpräche auf den wilden Roſenſträuchen, goldene Johanniskäfer, wandelnde Sternchen! ihr allein genießt dieſe herrliche Nacht! — Aber weiter! fort, von dieſen heimlichen Plätzchen, zu noch heimlicheren! Tiefer hinein in das Heiligthum; ringsum nur von dir umrankt, zauberiſche Waldnacht! Flüſtern nicht durch die Zweige die hier getauſchten Küſſe, die ausgeſprochenen Liebesworte und Verſicherungen ewiger Treue? Drängen ſie ſich nicht aus der Rinde der hundertjährigen Buchen, die verſchlungenen Namenszüge und nehmen die Geſtalten der Liebespaare an, die ſie eingegraben? Ja, ich erkenne derſelben manche, und rufe ihnen den warmen Gruß des Herzens zu; bin aber froh daß ſie abwärts wandeln die Ittenhofer Wieſenpfade; denn ich will allein ſein mit dir, mein Wald, und wir laſſen nur unſern dritten Freund im Bunde, den Mond, in unſere Geſellſchaft.

O wenn ich dich ſeh',
Auf himmliſcher Höh',
Du freundliches ſilbernes Mondengeſicht,

So lacht mir das Herz,
So flieht mir der Schmerz,
So schwelg' ich, wie selig! versink' in dein Licht!

Dieſes Moosbeet an der knorrigen Eiche hab' ich mir manchmal ſchon zur Ruhe erkoren; ſo will ich auch jetzt, im ſüßeſten Gefühle, im innigſten Wohlſein meiner Seele mich darauf niederlaſſen: will Menſch ſein, Naturweſen im All der Natur, und hören, was die Nacht, der Mond, der Wald, und die ſchwerathmenden Blumen, die ſchwärmenden Käfer und die träumenden Vögel wiſſen; was die Geſpenſter der Umgegend hier mit einander verkehren und die über meinem Haupte hinfliegenden Hexlein, die nach dem Baſtberge ziehen, ſo eifrig zu beſprechen haben. Der Wächter von Sulzbach ruft die Geiſterſtunde an und ſein Kollege von Weinburg gibt ihm Antwort und das Echo des Kaſtänienwaldes gibt es wieder und wirft es in der Runde umher von Berg zu Berg, von Thal zu Thal. Aber auch euere Nachtwächterlieder, ihr Edlen, ſollen mich nicht in Schlummer wiegen; nein, ſie ſollen mich nicht übermannen; ich will ausdauern bis der Mond ſich neigt und über den Schalkendorfer Hügeln die Morgendämmerung bleicht. Drum abermals weiter!

Welch' lieblich Rund! welch' heimlich Plätzchen! rings von jungem Gebüſch umblüht und durchfunkelt von der Elite der Leuchtmännchen des Waldes, den goldenen Illuminaten, die in tiefer Nacht dem

Obſcuranten Licht in's Auge blitzen. Ja hier, hier will ich von Neuem ſüße, ſanfte Ruhe halten, das Haupt in's halmende Gras tauchen und die ſchlummernden Blumen ſollen ihren Thau auf mich herunter träufeln. Alles Denken will ich zurückdrängen und nur die Fühlhörner der Seele ausſtrecken, nur die tauſend Augen der Phantaſie öffnen! . . . Ich möchte die Springwurzel haben, um die verborgenen Pforten der tief unten rauſchenden Waſſer zu öffnen und ſie zu einem klaren Weiher ſammeln, von goldenen Seerosen und blaßgelben Waſſerlilien umblüht, von luſtig ſchnellenden Fiſchlein durchzogen, und Waſſerhühnchen und Tauchente ſollten in den hohen Binſen am Ufer koſen und Rohrſpätzchen ihr ſchwankes Neſt an's wogende Schilfgras heften! Fiſcher und Jäger ſollten ſich hier begrüßen und holde Jungfrauengeſichter im Silber der Wellen ſich zulächeln! Ich möchte den Erdſpiegel beſitzen und die Zaubergerte, die ſich herniederneigte, wo ein verborgenes Erz im Schachte blinkt! Ich möchte geheime Worte ſprechen können, die Zauber zu löſen, die hier gebunden liegen, und dem Eichhörnchen das eben vom Ahorn zur Buche ſpringt das Erlöſungswort zurufen, damit es als befreites Königstöchterlein zu meinen Füßen ſinke und ich es an mein Herz drücke! Ich möchte! . . .

Wollt' ich doch noch nicht dich verlaſſen, trauter Wald! Warum führt mich dieſer Pfad, ſo ganz gegen Willen

ins Freie? Eine ſtattliche Allee öffnet mir ihre weiten Schattengänge! Wo wird ſie mich hinführen? Hier links am Wege, rauſchte ja vor wenig Stunden noch die Mühle und die Müllerburſche ſangen und ich ſang mit ihnen! und rechts blinkte das Tuch auf Meiſter Eckart's Bleiche, weithin wie eine unendliche Schneewieſe! und hier lag der Krempiſche Garten mit dem zerfallenen Gitterthor und dem Obſtbaumreichthum und den ſchönen Erinnerungen der Freundſchaft! Nun iſt Alles gewendet. An den hohen Pappeln vor dem Holzhof hängen Aeolsharfen; ihre Saiten klingen und ein Nachtigallenpaar ſchlägt aus dem nahen Roſenbuſche drein! Zwei große Wagen halten vor einem Hauſe; Gemüſe von allen Arten ſind auf dem einen hoch aufgeſchichtet und ein friſcher Gärtnerburſche in hellgrüner Schürze ſteht dabei; auf dem andern wölben ſich Weidenkörbe empor zu einer unendlichen Pyramide, drin ſchnattern fette Gänſe, peroriren dumme Enten, hüpfen piepende Hühner, flattern ruchzende Tauben. „Wo fährt Ihr noch hin, ſo ſpät zu Nacht?“ fragte ich den Fuhrmann, der eben aufſaß und luſtig mit der Peitſche klatſchte. „Ei, nach Pirmaſens“, antwortete er „des gnädigen Landgrafen gnädige Küche zu verſorgen!“ — Pirmaſens? gnädiger Landgraf? gnädige Küche?... Ich mußte mich am Stabe halten und, zu näherem Verſtändniß dieſer neueſten Sphynxiana, den letzten Zug aus meiner Flaſche thun. — „Seid

ihr denn toll, ihr Leute?“ ſchalt ich ihnen zu, „was geht uns denn Pirmaſens an und der Landgraf und ſeine Küche?“ Sie aber wandten ſich lachend um, und an einen Baum gelehnt, ſah ich die Wagen langſam vor mir wegrollen, um die Ecke biegen und dahinter verſchwinden. Ich folgte eiligſt, der Sache auf den Grund zu kommen; denn, dacht' ich, dieſe Leute könnten wohl Vettern irgend eines berühmten Rapax ſein, auf ungewiſchten Bänken gewiſcht und mir in aller Schnelligkeit von blauen Enten vorgeprebigt haben.

Im Amtseifer verdoppelte ich meine Schritte, feſt entſchloſſen, die allzeitwache und rüſtige Kanzleiwache auf die Beine zu ſtellen; im Nothfalle ſelbſt eines Gewehres mich zu bemächtigen, Allarm zu ſchlagen, die Sturmglocke zu läuten und die Thäter im Triumph zurückzuführen, und eine wohlverdiente Ehrenmeldung im „Anzeige- und Unterhaltungsblatt für Buchsweiler und die Umgegend“ einzuſtreichen.

Voll von dieſen kühnen Entſchlüſſen ſtand ich bald an — einem Thore, und es fiel mir ein dämmriger Schleier vor die Augen! denn was da ein Thor ſein wollte, ward ja vor einigen Jahren bereits niedergeriſſen und auch keine Spur mehr davon zu ſehen und ich war ja eben erſt hier durchgegangen. Die Möglichkeit einer Geiſtesabweſenheit meinerſeitlich annehmend, ſtieß ich die halboffenſtehende Pforte zurück und ſchritt über ein Paar langer Beine, die ſich weit hinausſtreckten, ſchob

einen langen Speer zurück und hörte einen ſchläfrigen Kerl, dem dieſe langen Verehrungen anzugehören ſchienen, in kläglichem Tone die Worte von ſich geben: „Laßt mich in Ruh!“ —

Nachdem ich auch die Exiſtenz dieſes Weſens angenommen hatte, trat ich in den Schloßhof. Aber da war ja wieder Alles verkehrt! Da ſtand ja der alte Herrengarten; da ſtand ja das Schloß ſelbſt leibhaftig, weißblendend, mit roſenrothem Rande überall eingefaßt, wie es, von dem ſeligen Profeſſor Lutz gezeichnet, in allen Häuſern Buchsweilers — auch in meinem Zimmer — als Glanz-Reliquie prangt! So will ich mich denn begeben und annehmen und meine Wanderung gläubig fortſetzen.

Das wohlbekannte ehemalige Gitterthor ſtand weit offen und mit langſam abgemeſſenen Schritten trat mir ein Spießträger entgegen, mich nach meinem Begehr fragend und im Namen ſeiner hohen Herrſchaft, des Landgrafen von Hanau-Lichtenberg, ſeine bequaſtete Waffe mir entgegenhaltend. Da ſprudelte aber doch die bisher dumpfbrauſende Quelle meines Ingrimms hervor und klopfte als wildſtürmender Strom in meinen Adern. „Wiſſe, du langer Spießbürger“, donnerte ich ihm zu, „daß ich dich nicht annehme! daß ich der Spiegelfechtereien müde bin und weichſt du nicht auf der Stelle, ſo werde ich dir den Charakter zu legen wiſſen und dem wachhabenden

Artilleur bedeuten, daß er dir zu freier Koſt und Logis neben der Hofkapelle verhelfe! Iſt doch der Lieutenant Karl Meininger, vom eilften hier in Kantonnement liegenden Regimente mein alter Jugendfreund und hat der ſelige Magiſter **** im Straßburger Gymnaſium einſt über mir und über ihm daſſelbe Meerrohr und dieſelbe Kraftſtimme erhoben! Der wird mich auch jetzt nicht im Stiche laſſen!“ Gegenwärtige Improviſation, die ich ihm in einem Athem von der Leber zufließen ließ, ſchien ihren Eindruck nicht verfehlt zu haben; denn der Spießträger wich zurück und ſchob ſich hinter die Platanen, ſeinen Zorn an einer Flora auslaſſend, auf die er mit ſeiner Pike losſtach. Nun gewahrte ich auf einer Steinbank eine räthſelhafte Kreatur, die den Kopf nach mir umwendend, aufſtand und die Hände in die weiten Taſchen des purpurrothen Rockes getaucht, gravitätiſch auf mich zuſchritt. Das Männlein machte tauſend Bücklinge und verſicherte mich, daß ich ihm ſehr willkommen ſei und daß mich der gnädige Landgraf ſchon ſeit einigen Tagen erwarte, maßen die Decke im Hauptſaale des Schloſſes von inländiſchen Malern bereits ſo grundiert ſei, daß ſie das Kunſtwerk des italieniſchen Meiſters nun ſo bald wie möglich aufnehmen könne.

Der Mann, der ſich mir als gnädig landgräflichen Haushofmeiſter vorgeſtellt hatte, ſchlug ſeinen Arm vertraulich in den meinigen und lud mich zu einer

Promenade im Platanen- und Kaſtanienſchatten ein. Wir wandelten zwiſchen den weißen Steinbildern, zwiſchen den üppig duftenden Blumenrainen hin, durch blühende Orangenbäume, und traten vor das künſtliche Vogelhaus, in welchem Kanarienvögel und Kolibri's luſtig hin und herflatterten, und keck herausflogen, im kryſtallenen Waſſerbecken die Flüglein netzend und im Regenbogen des Springquells ſpielend. Nachdem er ſich bei mir genau nach der letzten Orangen- und Citronenernte in Italien, nach den Reisfeldern und Zuckerrohrplantagen erkundigt hatte, und ich ihm auf Alles genügenden Bericht erſtattet, vertraute er mir an, wie des gnädigen Landgrafen Federvieh dieſes Jahr ſo erſprießlich gedeihe, wie ſeine Schweine ſo appetitlich fett werden, wie ſeine Wieſen tauſendfältig geben und wie viel Ohm Zwetſchgenwaſſer, Birn- und Aepfelmoſt, Reidter, Freudenberger, Käsberger und Baſtberger im hanaulichtenberglandgräflichen Keller zu ruhen die Gnade hätten, und wie der Zehnte ſo richtig eingehe; lauter Dinge (wie er mir, parentheslich, zuflüſterte) von welchen auch er ſein beſcheidenes Etiam ziehe.

Nun flog plötzlich ein großer ſtämmiger Burſche an uns vorüber, in rothem Hute und rothem Wammſe, und pfiff ſein Liedchen. Mein Begleiter belehrte mich daß dieſer der berühmte Lure-Jerri ſei, der bei dem gnädigen Landgrafen in großer Gunſt ſtehe, da er im

vorigen Jahre den Preis des rothen Hutes davon getragen, den Höchstderselbe gnädige Landgraf demjenigen ausgesetzt, der ihm zuerst die Ankunft der wasserreichen Quelle an der Schäferei, die unter der Leodegarius-Kirche hervorsprudelt, ankündigen werde. Der Glückliche hat den Sieg errungen, und allem Anschein nach wird er sein Fischgarn nun bald bei Seite legen und dafür in Staatstracht, den Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite, als geheimer Hofquellenrath daherstolzieren. Mit ehrfurchtsvollen Blicken schaute ich dem Berühmten nach, der von seiner künftigen Glückseligkeit noch keine Ahnung zu haben schien, sondern fortpfeifend im Garten verschwand.

Ein schwarzgekleideter, blasser Mann, der schon einige Zeit um die zahlreichen Bildsäulen geschlichen war, und wie in Sehnsucht manche derselben umarmt hatte, trat jetzt zum Weiher und wusch sich die Stirne. Mein Freund Haushofmeister zog mich zurück und machte ein bedenkliches Gesicht: „Das ist unser Hofbildhauer", Herr Marderstecken, sagte er mir, „der alle diese Statuen und dort jene Grotte am Vogelhaus gefertigt hat, und in der nächsten Nacht soll das letzte Bild, diesem Postamente hier bestimmt, vollendet werden. Der gnädige Landgraf weiß es nicht, aber mir haben es Wohlunterrichtete anvertraut, daß der unglückliche Meister, um seine Aufgabe in der eingeräumten Zeit zu lösen, sich dem Bösen verschrieben habe, der allnächtlich in seine Werkstatt komme

und ihm arbeiten helfe. Wär' es denn anders möglich? Der Meiſter iſt ganz allein, wollte nie einen Gehilfen annehmen, und jeden Morgen ſteht ein neues Bild auf dem Poſtamente. Gott ſei ſeiner Seele gnädig!"

Ich ſtimmte in ſein Seufzen ein und wir kamen dem Schloßgebäude näher, aus dem uns ein anderer ſchwarz gekleideter und wohlbeleibter Mann, mit dreieckigem Hute, weißer Halskrauſe und mächtigem Stabe entgegenſchritt. „Verzeihen Sie, Maëſtro Vojazo," ſagte der Haushofmeiſter eiligſt zu mir, „daß ich Sie für einige Augenblicke unſerm hochgelehrten Herrn Informator überlaſſe; meine Dienſtinſpektion ruft mich in die Stallungen: einige unſrer wälſchen Hühner müſſen ausgebrütet haben, auch ſollen zwei weiße Kaninchen heute werfen, zwei Kühe ſtehen trocken, der Leibeſel der gnädigen Landgräfin . . ., die Pferde . . ." Ich weiß nicht, was er mir Alles noch im Forteilen nachrief, nachdem er mich dem eben Angekommenen an die Seite geſchoben und mich ihm als den längſt erwarteten italieniſchen Maler vorgeſtellt hatte.

Mich ekelte das ewige Annehmen offenbarer Lügen, offenbarer Unmöglichkeiten an, und ich war nun feſt entſchloſſen, allen dieſen Hirngeſpinnſten mit einem mal ein Ende zu machen, mit Entſchiedenheit aufzutreten und dem ſogenannten Herrn Informator klaren Wein einzuſchenken. „Alſo, demnach . . ." lautete er mir zu, indem er zum tiefſten Bückling, der noch je vor mir ge-

ſchnitten worden, einen Halbkreis um mich beſchrieb, „demnach, alſo, habe ich die Ehre, in Ihnen den weltberühmten kunſtgeſchickten Maëſtro Bojazo aus Florenzia zu begrüßen?“

„Mit nichten, mein Herr“, entgegnete ich geradezu „ich bin weder Maëſtro Bojazo, noch ſonſt ein Malermaëſtro, ſondern mit Ihrer Gunſt, Schulmaëſtro allhier und mit dem Unterricht der obern Mädchenklaſſe beauftragt!“

Mein dicker Nebenmann fuhr bei dieſen Worten auf wie ein Schnellfiſch, hob ſein ſpaniſches Rohr gegen mich empor, ſtemmte die Linke in die Seite und blies ſich roth auf wie ein Wälſchhahn, ſo daß die weiße Halskrauſe in roſigem Wiederſcheine auf und niederwogte.

„Wie, mein Herr!“ ſchrie er mir zu, „Sie ſind nicht Maëſtro Bojazo, als den man Sie mir vorgeſtellt, als den Sie ſich wahrſcheinlich hier einzuſchleichen die Frechheit hatten! Ja, Sie haben noch die größere Frechheit, ſich mir als Jugendlehrer, als hieſigen, mit dem Unterrichte der hieſigen Mädchenklaſſe beauftragten Jugendlehrer zu präſentiren, während ich Magiſter Ambroſius Dintenrührerius, in eigener Perſon vor Ihnen ſtehend, die Stelle durch landgräfliche gnädige Ernennung ſchon ſeit dreißig Jahren begleite, was ich nöthigenfalls durch Unterſchrift und Siegel meines vielgeliebten Herren und

Gebieters, des Landgrafen von Hanau-Lichtenberg, beweisen kann. Wenn Sie kein italienischer Maëstro sind, so mögen Sie wohl — was mir ihr leichtfertiger Anzug zu muthmaßen erlaubt — ein italienischer Landstreicher oder ein neapolitanischer Lazzaroni sein, der seine Lagerstätte auf einer Kirchenstaffel einmal mit einem weichern Pfühle, und seine geröfteten Seefische und trockenen Makkaroni's mit unserer exemplarischen Hofkost vertauschen möchte!"

„Mäßigen Sie sich, mein Herr", entgegnete ich auflachend, „und erlauben Sie mir Ihnen ganz kaltblütig und auf's Gründlichste zu beweisen, daß Sie eigentlich gar nicht existiren; daß Sie vielleicht einmal existirt haben, was ich in den alten Kirchenbüchern nachsehen will, wenn Sie mir Ihren langen werthen Namen noch einmal anvertrauen wollen; daß ich vielleicht jeden Tag zehnmal über den Ort stolpere, wo das letzte Stäubchen Ihrer Leibhaftigkeit vermodert ist. Gehen Sie! Sie sind eine längstvergangene Zeit, ein altes Plusquamperfektum, das außer Gebrauch ist!" — „Und Sie! Und Sie!" wüthete er mir zu, seine vorigen Hypothesen vergessend, „Sie sind eine Chimäre, ein problematisches Wesen, von dem es noch in den Sternen steht, ob es einmal ein Wesen werden wird oder nicht! Sie sind jedenfalls sehr zukünftig und liegen noch im weiten Felde!"

„Ich fahre fort, mein vorgeblicher Herr Kollege",

ſagte ich, „und bin bereit, Ihnen aus Johann Friedrich Auffſchlager's Elſaß Ihre ganze Ehemaligkeit nachzuweiſen; Ihnen darzuthun daß nicht nur Sie, ſondern auch dieſes Schloß und ſeine Gärten und die ganze Sippſchaft die es bewohnen ſoll, eitel blauer Dunſt iſt, und daß die ganze Herrlichkeit in meinem Zimmer im Contrafe am Nagel hängt. Laſſen Sie's Tag werden, ſo ſollen Sie, wenn Sie beim erſten Hahnenſchrei nicht in Ihr körperliches Nichts zurückſinken — unſere Kanoniere hier manövriren, unſere Schuljugend ſich hier herumtummeln ſehen und die Mädchen ſingen hören:

„'s regnet auf der Brücke,
Das wär' naß,
's hat mich was verdroſſen,
Weiß wohl was!"

„Ja, Sie ſollen den Schutt ſehen, der allein Ihr vermeintliches Schloß noch errathen läßt; die naſenloſen Köpfe Europa's, Aſia's, Afrika's und Amerika's und die übrigen verſtümmelten Bildſäulen! Drüben an der Kanzlei ſoll Ihnen die dreifarbige Zinkfahne entgegenknarren, und wenn Sie ſich nicht davon machen", fuhr ich immer hitziger fort, „ſollen Sie ſelbſt von mir aufgefaßt, in Spiritus geſetzt und als Antiquität dem hieſigen Publikum gezeigt werden."

Er wollte eben in höchſter Wuth auf mich einſtürmen... da erklangen die holdſeligſten Guitarre-Ak-

korde, da begann die himmelreinste Stimme zu singen und vom nahen Altan neigte sich eine Engelsgestalt hernieder. Außer mir von Entzücken, warf ich meinen Gegner über die Brückenlehne hinab in den Weiher, rannte durch eine Reihe von Spießträgern, die breiten, rechts und links mit blühenden Orangen- und Granatenbäumen besetzten Treppen hinauf, durch einen goldprunkenden Saal zum Söller und sank zu den Füßen der Herrlichen hin. Alsobald sah ich mich aber von einer glänzenden Schaar von Hofleuten umringt, und ein hoher stattlicher Mann mit gepuderter Perrücke, mit Ordenszeichen geschmückt — es war der Landgraf selbst, der Vater der Holdseligsten — trat mit finsterer Stirne auf mich zu. Die Sinne vergingen mir. Es war mir als würde ich gebunden, die Treppe hinunter geführt, in den Schloßgarten geschleppt; man verband mir die Augen und . . . „abgedrückt!“ kommandirte eine Donnerstimme. Der Schuß fiel . . .

Lachend warf mir mein werther Freund, Herr Rivusvir, einen eben geschossenen Fuchs vor die Füße und rief mir zu: „Nahm ich Sie doch für einen Wilddieb, mein bester Herr Sta-Ursus! Aber was machen Sie denn so frühe im Reiherwald?“

Ich sprang auf, strich die Haare aus der Stirne, rieb die Augen und schüttelte den Thau von den

Kleidern und mit ihm die letzte Spur meines Traumes von der Seele.

„Das war also meine abendländische Zaubernacht! das meine diesjährige Mondnachtsoirée!“ sagte ich leise in mich hinein und schritt mit meinem Begleiter langsam der Stadt zu.

## 7. Madame Bernard

Nach der mündlichen Erzählung meines verstorbenen Freundes Jules Létoublon, von Paris.

In meiner Kindheit, so erzählte der selige Freund, besuchte ich oftmals liebe Verwandte in C**, einem Städtchen der Bretagne. Neben ihnen wohnte ein Arzt, Herr Bernard mit seiner Gattin; sie hatten nur ein einziges Kind, der Liebling des Vaters, der Abgott der Mutter. Da die Kinder meiner Verwandten weit über meine Jahre hinaus waren, so brachte ich einen großen Theil meines Aufenthalts in C** bei Herrn Bernard's zu. Der kleine Armand und ich waren in demselben Jahre und Monat geboren und er war mir recht zugethan; er hatte eine Menge Spielzeug, das in einem großen Zimmer aufgestellt war, welches uns gewöhnlich als Tummelplatz diente. Diese Umstände und die liebreiche Art, womit mich seine Eltern immer aufnahmen, machten mich beinahe zum täglichen Gast in ihrem Hause.

Herr Bernard war den Tag über in der Stadt oder in den umliegenden Dorfschaften beschäftigt, so daß die Sorge für Armand's Erziehung

ganz der Mutter überlaſſen blieb. Ich kenne wenige Mütter, welche dieſe Pflicht mit mehr Hingebung erfüllt hätten. Sie vergaß ſich ſelbſt über ihrem Knaben; ſie lebte nur in ihm, nur für ihn. Früher war ſie Erzieherin zweier jungen Gräfinnen geweſen, und beſaß für eine Frau ungewöhnliche Kenntniſſe. Ihre Frömmigkeit und Herzensgüte waren in C** ſprichwörtlich geworden; wollte man in dieſer Hinſicht eine Perſon loben, ſo ſagte man: ſie iſt fromm und gut wie Madame Bernard, ſie iſt eine zweite Bernard. Lehre und Beiſpiel waren bei ihr immer im Einklange. Als der kleine Armand über die erſten Kinderjahre hinaus war, begann ſeine Mutter den Unterricht mit ihm auf eine Weiſe, über die ſie ſeit ſeiner Geburt vielfach nachgedacht hatte und die ſein ganzes Weſen, nach allen Richtungen hin, ergreifen ſollte. Daß die Religion die Grundlage desſelben war, braucht nicht erſt erwähnt zu werden. Der gute Gott, ſagte ſie, hat mir in meinem Kinde ſein Kind anvertraut, ich will täglich zu ihm beten, damit er mir Kraft verleihe, es ihm wieder als einen zum Himmel reifen Engel zurückgeben zu können. Mit welchem Ernſte und mit welcher Herzlichkeit kam ſie dieſem Vorſatze nach! Ich war davon ſchon als Knabe oft ergriffen und bin noch jetzt tief gerührt, wenn ich daran denke.

Nichts weniger als ſteif und pedantiſch, ließ ſie unſerer Fröhlichkeit, manchmal unſerer Ausgelaſſenheit,

freie Flügel und lachte herzlich mit, wenn wir unſere luſtigen Streiche trieben. Hatten wir uns dann müde geſpielt und gelaufen, ſo kauerte ſie ſich zu uns auf ein Stühlchen nieder, oder auf die Thürſchwelle gegen den Garten hin, und ſang uns ein altes Bretagnerliedchen oder erzählte uns liebliche Märchen und Geſchichten. Ging die Sonne unter, ſo ließ ſie uns die Händchen falten und hinaufblicken zum abendrothen Himmel und ſprach mit uns ein Dankgebet zum lieben Gott, der uns auch heute wieder ſein freundliches Licht auf die Erde und in die Seele leuchten ließ, und wir nahmen immer den Entſchluß mit zu Bette, recht fromme Kinder zu werden und Gott und unſern Eltern Freude zu machen und allen Menſchen ein Wohlgefallen zu ſein.

Aber die Sonne ging nicht immer ſo ſchön unter für meine Freunde. Als ich in ſpätern Jahren wieder nach C** kam und, nach dem Willkommgruße, nach Armand und ſeinen Eltern fragte, ſagte man mir: „Guter Jules, da hat ſich gar Vieles verändert! Herr Bernard iſt vor einem halben Jahre geſtorben und Armand mit ſeinem Onkel, der auch ſein Vormund iſt, vor einem Monat nach New-Orleans abgereist wo er ſein Glück machen ſoll. Die arme Madame Bernard hat ſeitdem kein trockenes Auge; der Kummer verzehrt ſie. Was ihrem Herzen aber beſonders wehe thut, iſt, daß Armand ſich gleich ſo willig zeigte,

ſich von ihr zu trennen und nach dem fernen Welttheile abzugehen, wo ihm freilich durch die angeſehenen Verbindungen des Onkels in einigen Jahren eine glänzende Stelle im Seedienſte offen ſtehen ſoll. Dieſe Ausſicht und das Verſprechen einer baldigen Wiederkehr, auf einige Wochen wenigſtens, ſind auch der einzige Troſt, der die gebeugte Mutter noch aufrecht erhält."

Bei dieſer Nachricht konnte ich mich nicht halten; ich lief in einen Winkel und ließ meinen Thränen freien Lauf. Mit rothgeweinten Augen ging ich zu Madame Bernard, die, in tiefer Trauer, blaß und abgehärmt am Fenſter ſaß und über die Roſentöpfe hinaus zum fernen Weſten ſchaute.

Als ſie mich erblickte, ſtieß ſie einen Schrei des Schmerzes aus, ſtürzte mir entgegen und preßte mich in ihre Arme. Ein Strom von Thränen rieſelte über mein Geſicht; ich ſchluchzte laut. Wir konnten uns lange nicht faſſen. Endlich ergriff ſie meine Hand und deutete hinauf zum Himmel.

„Gott hat mich ſchwer geprüft, lieber Jules," ſagte ſie. „Meinen Gatten hat er zu ſich gerufen und meinen Armand weit über die Meere geführt. Ich klage ſeine Vaterliebe nicht an, aber ich bin jetzt ſo allein und verlaſſen auf der Welt, und außer meinen Thränen habe ich nur Gebete und den heißen Wunſch, meinen Armand bald wiederzuſehen und einſt mit

ihm, bei Gott und ſeinen Engeln, meinen ſeligen Bernard!“

Sie erzählte mir nun Alles was ſich ſeit unſerer Trennung zugetragen hatte, und ich fand in meinem Herzen Worte des Mitgefühls und des Troſtes, die ihr wohlzuthun ſchienen.

Nun führte ſie mich in ein entlegenes Zimmerchen. Sie ſtieß einen Laden auf; die Sonne war gerade auf dem Niedergang; ihre Strahlen fielen auf einen kleinen Hausaltar; ein goldenes Kruzifix von einem Immortellenkranz umwunden, und zwei abgebrannte Kerzen waren ſeine einzige Zierde. Gegenüber an der Wand hing das Bildniß ihres Gatten, darunter dasjenige Armand's, und längshin befanden ſich Reliquien aus der Kindheit des geliebten Knaben: eine ſcharlachrothe Huſarenjacke mit ſilbernen Knöpfen, ein paar weiße Höslein, Säbel, Patrontaſche u. ſ. w.

Das Herz wurde mir abermals ſchwer. Wir fielen vor dem Altare nieder und beteten lange, aber jedes ſtille für ſich, und hingen unſern traurigen Gedanken nach.

Endlich erhob ſich Madame Bernard und ſchien geſtärkt und gefaßt zu ſein. Sie küßte mich. Ich nahm Abſchied von ihr und verſprach ihr, ſie jeden Tag zu beſuchen, was ich auch treulich hielt.

Einige Wochen darauf reiste ich mit meinen Eltern ab und ſah Madame Bernard nicht wieder. Was ich

noch von ihr vernommen, haben mir meine Verwandten berichtet.

Armand hatte ſeiner Mutter in den erſten Tagen ihrer Trennung häufig geſchrieben und jedesmal den Wunſch einer baldigen und ſpäter dauernden Wiedervereinigung ausgeſprochen. Bald aber kamen ſeine Briefe ſeltener; er ſchrieb oft kaum ein Mal in einem halben Jahre. Madame Bernard war tief betrübt durch dieſes Schweigen ihres Lieblings. Sie weinte, betete, duldete; ihre Liebe zu ihm und die Hoffnung ihn wiederzuſehen, wuchs aber mit jedem Tage.

Armand war in zehn Jahren nach und nach bis zum Range eines Schiffkapitäns emporgeſtiegen, ehe es ihm möglich geworden, wieder nach Frankreich zu kommen. Nach der Ausſage eines aus Amerika zurückgekehrten Mitbürgers, war er ein reicher, ſtolzer Herr geworden und ſollte nun bald mit einem großen Handelsſchiffe in Havre einlaufen.

Mit freudeſtrahlendem Angeſicht verkündigte Madame Bernard dieſe frohe Nachricht allen Freunden. Ihre jahrelangen Trennungsſchmerzen wollte ſie für nichts achten, im Vergleich mit der Wonne des Augenblicks, wo ihr Sohn wieder an ihrem Herzen liegen würde.

Arme Mutter! deine jahrelangen Schmerzen ſollten ſich dieſes Balſams nicht erfreuen!

Sie ſaß eben, in Erwartung ſelig, bei einer Freun-

bin und ſprach von ihrem Armand und erzählte, wie ſie alle Zimmer im Hauſe ſo ſchmuck und freundlich zu ſeinem Empfange aufgeputzt und eingerichtet, und alle Verwandte und Freunde zur Feier ſeiner Wiederkehr eingeladen habe. Da kam der Briefträger und brachte ein Journal von Havre.

„Hier, liebe Madame Bernard," ſagte die Freundin, indem ſie ihr das Blatt überreichte, „finden Sie vielleicht die Ankunft Ihres Armands ſchon gemeldet."

Haſtig ergriff ſie das Blatt und durchlief es mit eiligen Blicken. Plötzlich aber ſtieß ſie einen Jammerſchrei aus; in ihrer Bruſt krachte es, als wäre ſie zerſprungen. Sie lag todt in den Armen der erſchrockenen Freundin.

Man war außer ſich vor Schrecken. Ein Arzt, welcher ſchnell herbeigerufen worden, öffnete ihr eine Ader; es war vergebens, ihr Herz hatte ausgeſchlagen.

Die Stelle der Zeitung, welche die hoffende Dulderin im Todeskampfe zerknittert hatte, enthielt folgende Anzeige:

„Der Dreimaſter Espérance, Kapitän Herr Armand Bernard, iſt nach dreimonatlichem Aufenthalte im Hafen, heute wieder nach New-Orleans abgeſegelt!"

## 8. Immer kleiner.

Ein Genrebild.

Die letzten Strahlen der Sonne fielen auf das blasse Angesicht eines langen, hagern Mannes, in phantastischer Kleidung, der auf der blumenduftgen Wiesentrift unter einer Silberesche saß. Durch Thränen lächelnd schaute er in's Abendroth hinüber, preßte die Hände auf die Brust und seufzte: „So bin ich denn immer, o noch immer, der Tantalus der Poesie! Mitten im Zaubermeer des Frühlings, das über mir zusammenschlägt in Ton- und Farbenwellen, leide ich glühenden Durst! mitten in der Gesundheit der Natur, bin ich krank, schwerkrank! denn Ahnung und Sehnsucht, ohne Aussicht auf Lösung und Befriedigung, sind eine böse, unheilbare, todtbringende Krankheit. Und doch liegen mir in der Brust die heiligen Keime, die sich zum goldenen Sonnenlichte hinauszuschwingen sehnen und in üppigen Blumenkronen prangend dastehen möchten! doch liegt mir in der Brust ein Reichthum gebundener Töne, die zur vollsten Harmonie ausbrechen möchten! der göttliche Geist brennt mir in der Seele, aber nur bis zur Lippe steigt er auf und das Wort komm' ich

noch immer nicht finden, ihn auszusprechen; das Lied sitzt auf der Spitze der Feder, aber die irdische Feder gibt es nicht los, und doch möcht' ich es mit tausend Zungen in die Welt singen! .... Und wenn ich dann erst an Dich denke, Lila-Rosa! Du herzlich, Du schmerzlich geliebtes Da- und nicht Für-Mich-Sein! daß Du mich vielleicht lieben könntest, wenn ich Liebe würdig zu besingen vermöchte; daß mein erster Vers mir deinen ersten Blick, meine erste Strophe dein erstes Lächeln, mein erstes Gedicht deinen ersten Kuß! . . ."

Also klagte der Seelenkranke, dem der Schmerz alle Haut von den Knochen und alle Freudigkeit vom Herzen nahm, so daß er nur noch wie die lebendige Silhouette seiner selbst, im röthlichen Abendlichte unter der Silberesche saß, der arme Tantalus der Poesie und der Liebe, Herr Franz Friedrich Sehnschmerzlich.

Durch den Thränenflor, der ihm über den Augen hing, bemerkte er kaum, daß sich ihm ein Fremder zugesellt hatte, der ihn mit mitleidvollen, freundlichen Blicken ansah. Es war ein ellenhohes Männlein, in grasgrünem, allenthalben mit Vergißmeinnichtsternchen besäeten Röckchen, mit einem zierlichen Binsenhütchen auf dem blondlockigen Scheitel; es hielt ein versiegeltes Krüglein in der Hand und ließ sich neben Sehnschmerzlich in die Halmen nieder.

„Deuten Sie mir's nicht übel," sprach es in weichen Nachtigallenlauten, Lieber und Geschätzter, wenn ich Sie

in Ihrer Abendbetrachtung ſtöre und mich als einen theilnehmenden Freund bei Ihnen präſentire."

— „Theilnahme und Freunde ſind mir ſchon längſt abhanden gekommen," ſagte Sehnſchmerzlich und lächelte wehmüthig; „ich bin weltverlaſſen und allein und würde mich doch ſo gerne an jedes Weſen ranken, das ſich mir in Liebe zuneigen wollte! Aber wer ſind Sie, neuer Theilnehmender?"

„Ich heiße Krokus Flurmännchen," entgegnete der Fremde, „gebe mich mit meinen Kindern, den Wieſenblumen ab und nebenbei mit unglücklichen Poeten, denen ich manchmal einen Kunſtvortheil zufließen laſſe, nach einer ſelbſterfundenen Methode deren Produkt ich in Krüge gezapft, an freundliche Gemüther um den Preis einer dankbaren Anerkennung abtrete."

Sehnſchmerzlich wußte nicht wie ihm geſchah; ſein Herz klopfte, ſeine Augen tropften; krampfhaft drückte er Flurmännchen's Hände und ſprach mit von Rührung gebrochener Stimme:

— „O mein unbekannter, theilnehmender Freund, wenn Sie mich mit Ihrem geheimnißvollen Tränklein beglücken wollten, ſo dürften Sie meiner ewigen Dankbarkeit verſichert ſein, ja der ewigen Dankbarkeit der ganzen ewigen geiſtigen Welt und Nachwelt, der Sie einen großen, bis jetzt noch in latentem Poeſiefeuer ſchlummernden Dichtergeiſt geweckt haben werden!"

Das Männchen lächelte und übergab ihm das Krüg-

lein, das er ſchwärmeriſch an Herz und Lippen drückte. „Aber," ſetzte es hinzu, „haben Sie beim Gebrauche meines Trankes wohl Acht jedesmal, bevor ſie ihn zum Munde führen, nachfolgende Worte zu ſprechen:

Weltgeiſtfunken, Urſonnſchein,
Nix- und Sylph'- und Elfenreihn,
Alles was in Nacht gebunden,
Sei befreit zum Licht entwunden.

„Vergeſſen Sie ja nicht dieſes Sprüchlein in gehöriger Ordnung und Folge herzuſagen, ſonſt könnte Ihrer geiſtigen und leiblichen Größe ein gewaltiger Eintrag geſchehn!"

Sehnſchmerzlich, außer ſich vor Entzücken, ſchrie laut auf, warf ſeinem Wohlthäter die heißeſten Dankworte zu, und ſein Krüglein mit beiden Händen faſſend, lief er, nichts von der Außenwelt ſehend und hörend, ſeiner Wohnung zu.

— Als er wieder zum klaren Bewußtſein gekommen war, fand er ſich auf dem purpurnen Sammtſopha ſeines „Dichterſaales" ausgeſtreckt. Auf dem weißen Marmortiſche brannte die Lampe und neben ihm ſaß, mit ängſtlicher Miene, ſeine alte, treue Haushälterin, Frau Barbara Spitteltroſt, die ihm von Zeit zu Zeit einige Tropfen ſtärkender Eſſenzen auf Stirne und Schläfe gegoſſen und unausgeſetzt jeder ſeiner Bewegungen gelauſcht hatte.

Sehnſchmerzlich's Dichterſaal bildete eine hohe, ge-

wölbte Rotunde, der das Licht von oben her durch feuerfarbene Fensterscheiben zufloß; nur auf einer Seite, der Wohnung der erwähnten Lila-Rosa gegenüber, hatte er eine ovale Fensteröffnung, inwendig mit einem Schieblädchen versehn, anbringen lassen, an welcher er zu Ihr hinüberseufzen konnte. In den Nischen ringsumher standen Götterstatuen und Brustbilder von Dichtern, zwischen drin deren Werke und drunter hin zog sich eine Reihe vergoldeter Schachteln mit verschiedenen Ueberschriften, als: „Gedanken zu Naturgedichten; Reime zu Liebesliedern an Lila-Rosa; Ideen zu Ungereimtem; Anfangsworte zu Dichtungen der Sehnsucht, der Hoffnung, des Trostes, der Trennung, des Wiedersehns; Spitzfindigkeiten zu Epigrammen; Stoff zu Satyren; allgemeine poetische Anwandlungen u. s. w.“

Nach einer Weile dumpfen Hinbrütens, strich Sehnschmerzlich die schwarzen Lockenringe aus dem blassen Antlitz und fuhr mit elektrischem Sprunge auf: „Wo ist mein Heil?“ rief er, „wo ist mein Wundertrank, aus dem eine neue Weltsonne, eine neue Weltphasis aufbrechen soll?“ und um sich tappend, fand er das Krüglein seiner Hoffnung.

„Belieben Herr Franz Friedrich Sehnschmerzlich, mein Herr und Gebieter, nicht etwas an Speise und Trank zu sich zu nehmen?“ fragte Frau Spitteltrost, die diesem Treiben mit banger Besorgniß zugesehn und vergeblich nach Worten gesucht hatte.

„Ungeweihter Erdenkloß!“ rief er ihr mit schmettern-der Stimme und funkelnden Augen zu, „Mensch, der an der Scholle klebt! was soll mir hinfort noch Speise und Trank, da ich nun nicht mehr Erdenbürger, son-dern freier Geist mit freien Geistern verkehren werde! Legt Euren alten Leib von Staub und Asche zur Ruhe und laßt mich mit meinem Himmel allein!“

Barbara kannte den festen Willen ihres Gebieters und das Gewicht seiner oft wunderlichen Befehle und ging, indem sie vor sich hin murmelte: „Böses Fieber! böses Fieber!“ aber zur halboffenen Thüre rief sie noch herein: „Wenn Herr Franz Friedrich Sehnschmerz-lich, mein Herr und Gebieter, diese Nacht des Arztes bedürftig wären, so belieben sie nur ....“

Nachdem sich Frau Spitteltrost entfernt, zog Herr Sehnschmerzlich einen himmelblauen, mit silbernen Sternchen besetzten Talar an, drückte den Immortellen-kranz auf's Haupt und legte die Leier vor sich auf den Tisch. Unter bangem Herzklopfen entsiegelte er das Krüglein und ließ daraus einige Tropfen in einen goldnen Pokal perlen.

„Lila-Rosa!“ rief er mit verklärter Stimme, „du meine Taglilie, du meine Nachtrose! Du Erste, du Letzte meiner Gedanken! Dir sei mein erstes Lied gesungen!“ Eben wollte er den Pokal an die Lippen führen, da erinnerte er sich, daß er zuvor die Worte spre-

chen müſſe, die ihm Krokus Flurmännchen aufgegeben hatte, und er begann nach langem Beſinnen:

„Elfnixfunken .... Sylphwaltſchein ...."

— So lauteten ſie doch nicht!“ ſagte er und rieb die Stirne.

„Urſonngeiſtbund .... Nachtlichtſchein ...."

— „Aber auch ſo nicht!“ rief er und wurde unruhiger.

„Reihnſchein .... Bundwund ...."

— „Und ſo auch nicht!“ ſchrie er und ſprang von ſeinem Sitze auf. Mit ſtürmiſchen Schritten ging er im Zimmer umher und ſagte noch einmal die einzelnen Wörter in der bunteſten Verwirrung her. Plötzlich aber blieb er, in Angſt und Schweiß gebadet, vor dem ovalen Fenſterchen ſtehn und ſtieß es, nach Kühlung lechzend, auf. Der Vollmond ſchien draußen in ſeinem hellſten Lichte, die Luft war lau und ſtill; vor Lila-Roſa's Fenſter ſchlug die Nachtigall im Käfig, in weichen, ſchmelzenden Tönen, und es war ihm, als vernehme er in den Zwiſchenräumen das leiſe Athmen der Geliebten. Gefaßter trat er zum Tiſche und ohne ſich weiter um die geheimnißvollen Worte zu bekümmern, leerte er den Pokal in einem Zuge.

— Als Frau Spitteltroſt des folgenden Morgens in's Zimmer trat, fand ſie ihren Herrn in fieberhaften Zuckungen, mit kreiſenden Augenſternen und lautpo-

chendem Herzen; die Lippen bebten in Einem fort und rangen nach Worten. Er richtete ſich empor und auf Barbara's ängſtliche Fragen nach ſeinem Befinden, antwortete er:

„Nixſcheinlila .... Weltgeiſtroſa ....“

Die arme Frau wußte ſich nicht zu rathen; ſelten noch war ſie aus ihrem Herrn klug geworden, und jetzt ward er ihr vollends unfaßlich; auch meinte ſie, es ſei eine Veränderung mit ſeiner Geſtalt vorgegangen: der lange, hagere Mann ſchien ihr kleiner als gewöhnlich.

„Verehrter Gebieter, beſter Herr Franz Friedrich Sehnſchmerzlich,“ rief ſie mit flehender Stimme, „belieben Sie denn nicht zu fühlen, daß Sie ſich in einem ſonderbaren Zuſtande befinden? belieben Sie nicht zu befehlen, daß ich nach Ihrer wertheſten Geſundheit ſchicke? daß ich Herrn Doktor Krankenſchreck ....“

Krampfhaft fuhr Sehnſchmerzlich auf, ergriff das Krüglein, goß deſſen letzten Inhalt in den Pokal, und leerte ihn in haſtigen Zügen.

„Lilafunken ... Roſaſchein ...

rief er und taumelte wie ein Trunkener durch den Dichterſaal.

Frau Spitteltroſt aber flog die Treppen hinab und kam bald darauf mit dem Doktor zurück.

„Um's Himmelswillen!“ rief ſie aus und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, „er iſt wahrhaftig kleiner geworden!“

Sehnſchmerzlich ſtand am geöffneten Fenſter, den Kranz auf dem Kopfe und ſchlug mit wilder Haſt in die Saiten der Leier und ſtieß dabei in größtmöglicher Verwirrung die zauberhaften Worte aus; während Lila-Roſa, im gewöhnlichen Leben Jungfer Suschen Krankenſchreck genannt, des Doktors hochrothwanzige und hochgoldlockige Tochter, hinter ihren Vorhängen drüben kicherte und in der Morgenſonne noch hochröther und hochgoldlockiger glänzte.

„Er iſt kleiner geworden!“ ſagte nun auch der Doktor, dem Frau Barbara in aller Eile die ſeltſamen Zuſtände ihres Herrn erzählt hatte.

Krankenſchreck hatte ſich ſchon mehrere Male hinter Sehnſchmerzlich's Rücken verbeugt und ihn vergeblich beim Namen gerufen; endlich zog er ihn leiſe am Aermel, aber auch dieß verblieb ohne Wirkung.

„Er nimmt ſichtbarlich ab“, flüſterte er der verzweifelnden Dienerin zu und legte ihm von hinten den Zollſtab an, „nur noch drei Fuß, zwei Zoll und einen Linienbruch! der lange Mann von ehemals! Das iſt ja ein ſo ſonderlich-ſeltſamer Fall, werthe Frau Spitteltroſt, daß ich nicht umhin kann, in größter Schnelligkeit das ganze mediziniſche Kollegium zur Konſultation zu ziehen.“

Der Doktor eilte fort; Barbara rang die Hände; Sehnſchmerzlich ſchlug die Saiten immer wilder, ſchrie immer heftiger und wurde immer kleiner; während

Lila-Rosa-Suschen drüben immer lauter kicherte und immer röther und goldner strahlte.

Nach Verlauf einer Stunde kam Krankenschreck wieder, von sämmtlichen Doktoren und Professoren der Fakultät begleitet; jeder zog eine andere Bedenklichkeitsmiene. Sehnschmerzlich aber war so klein geworden, daß er mit dem Gesichte nicht mehr an's Fenster reichte. Er schnellte plötzlich im Kreise herum und sprang auf den Marmortisch, in die Saiten schlagend und schrie mit heiserer Stimme, ohne daß er von den Umstehenden die geringste Kenntniß zu haben schien.

Die Doktores hielten nun hohen Rath. Alle Namen geistiger und physischer Krankheiten wurden aufgezählt, keiner wollte auf den Kasus passen; alle Tränklein, Pülverlein, Sälblein geprüft, keines wurde als anwendbar erfunden. Endlich meinte ein junger Arzt, man müsse der neuen unbegreiflichen Krankheit doch einen Namen geben und die Wissenschaft damit bereichern, wenn man sie dann einmal an einigen Dutzenden concentrirter Poeten experimentirt hätte, würde man schon Mittel finden, sie zu heilen. Nach langen, lebhaften Debatten vereinigte sich endlich die Versammlung, den Zustand delirium tremens poeticum extenuans zu benennen und man zeichnete sofort alle Symptome und Phasen desselben mit treuester Genauigkeit auf.

Sehnschmerzlich war zuletzt so klein geworden, daß man ihn kaum noch sah; er schwirrte auf dem Tische

herum, wie eine Mücke, die ſich die Flügel verbrannt, und man hörte die kleine Leier und das heiſere Stimmlein nur noch wie leiſes Grillengezirpe.

Doktor Krankenſchreck, als Hausarzt, die Beobachtungen leitend, faßte den Patienten mit einem Zänglein und ſetzte ihn in ein Theeſchälchen, in welches er einige Tropfen Waſſer goß. Er war nichts mehr als ein ſchwarzes, ſchwirrendes Pünktchen, deſſen Bewegungen der Doktor nun mit dem Vergrößerungsglas verfolgte. Noch konnte er mit Hülfe deſſelben, deutlich den himmelblauen, fliegenden Talar, den kleinen Immortellenkranz auf dem ſchwarzen Lockenköpfchen, die winzige Leier erkennen, und theilte ſeinen Kollegen mit: wie jetzt die Infuſionsthierchen im Waſſertropfen in tanzende Schwingungen geriethen, wie ſie über und unter ihm wegſchnellten und ſich um ihn bekriegten, wie jetzt eine Monade nach ihm ſchnappe und — wie es jetzt mit Herrn Franz Friedrich Sehnſchmerzlich aus ſei.

## 9. Jungfrau Sara.

### Ein Straßburger Märchen.

Zur Zeit der ersten großen Rathsänderung in Straßburg, im Jahr 1332, war Rulin, der einzige Sohn des Städtmeisters Hans von Schöneck, einer der wohlgebildetsten und tapfersten unter Straßburgs Jünglingen, und Sara, die Burkard Twinger, der Ammeister, an Kindesstatt angenommen hatte, die lieblichste und holdseligste aller Jungfrauen. Sie sahen sich zum erstenmale bei dem glänzenden Fest, welches Herr Twinger einige Wochen nach seiner Amtseinsetzung den Städtmeistern und Rathsherren in seiner stattlichen Wohnung, in der Elsbethergasse gab. Rulin führte Sara zum Tische; er führte sie zum Tanze und als sich die Gesellschaft in der lauen Abendluft im Garten erging, bot er Sara den Arm und führte sie, die seinen süßen Reden lauschte, durch die duftenden Rosenlauben, und sagte ihr bald daß er sie auch gerne als Ehefrau in seiner Väter Haus führen möchte, Auge tauchte in Auge, die Lippen brannten zusammen und die Herzen schlugen in einem Schlage; die Nachtigall über ihnen im dunkeln Busch, die schon lange zu singen auf-

gehört, gedachte der frühern Liebestage und ſchlug noch einmal in ſchmetternden Jubeltönen, das Bundesfeſt der beiden Seligen zu feiern.

Folgenden Tags kam Rulin mit der Einwilligung ſeiner Eltern, die förmliche Bewerbung um Sara beim Ammeiſter und deſſen Gattin, zu machen. Sie wurde mit Freuden aufgenommen und der Tag der feierlichen Verlobung feſtgeſetzt. In der ganzen Stadt war man *eines* Lobes und wünſchte beiden Familien zu der ſchönen Verbindung Glück. Rulin und Sara ſchwammen in Wonne.

Allein es durfte nicht alſo bleiben. So innig und treu Sara auch an ihrem Geliebten hing, ſo überſelig ſie auch anfangs ſchien, eben ſo niedergeſchlagen und beklommenen Herzens war ſie in der Folge, wenn ſie Rulin einſam in der Fenſterwölbung oder in den entfernteſten Theilen des Gartens fand, und er wußte ſich's nicht zu deuten, wenn dem liebenden Auge, das in wehmüthigen Blicken auf ihm ruhte, helle Thränen entſtrömten. Was war wohl Sara's Geheimniß?

---

In jenen längſtentſchwundenen Tagen des Mittelalters waren die Wunder nicht in Lied und Sage gebannt, wie jetzt; ſie griffen in's Leben ein und traten in Verkehr mit den Menſchen. In Bächen, Flüſſen und Seen walteten Nixen und Waſſerleute, in den Bergen und Wäldern Gnomen und Erdgeiſter, die

um die Liebe der Menſchenkinder buhlten und in ihr oft ſchmerzlich untergingen. So hauste damals in dem ungeheuern Walde, der ſich zwiſchen dem Rhein und der Metzgeraue hinzog, und von dem jetzt nur noch ein geringer Theil übrig geblieben, ein mächtiger Geiſt. Sein Zauberreich war durch die ſich in weiterm Umkreis hinziehenden Moräſte, auch durch den Arm des Rheins, der ſüdweſtlich der Ill zufließt, den Menſchen unnahbar. Der Waldgeiſt ſelbſt hatte ſich ihnen jedoch oftmals ſchon in menſchlicher Geſtalt zugeſellt; er hatte auch einmal einer Jungfrau Liebe errungen, war aber von ihr verrathen und vergeſſen worden und ſeit jener Zeit blieb er in ſich verſchloſſen und wollte nichts mehr von den Sterblichen wiſſen. Er verſenkte ſich in ſeinen Wald und verkehrte mit den ihn bewohnenden Thieren, die ihn verſtanden und die er in treuem Schirme hielt.

Eines Tages, als er in der heißen Mittagsſonne am Eingang ſeiner Grotte ruhte, ſchlüpfte ein grüngoldnes Eidechschen durch's Moos, ſetzte ſich ihm auf die Hand, ſchaute ihn mit den hellen Aeuglein freundlich an und leckte ihn mit dem feinen Nadelzünglein.

„Was willſt du, mein Thierchen?“ ſagte der gutmüthige Geiſt, „ich habe dich noch nie in meinem Reiche erblickt und biſt mir doch ſchon lieb!“

„„Ach,““ erwiederte die Eidechſe und ihr Herzchen klopfte ſichtbar, „„ich habe eine Bitte an dich, wenn du mir ſie doch gewähren möchteſt!““

„Sprich unverhohlen!“

„„Die Waſſerhühnchen und Wildenten, die manchmal dem Fluſſe nach weit fort aus dem Walde fliegen, haben mir viel von der ſchönen Stadt erzählt, die jenſeits deines Gebietes liegt und von den ſchönen Menſchenbildern, die ſie bewohnen, und da ich weiß, wie du mächtig biſt und Alles vermagſt, will ich dich bitten, mir eine menſchliche Geſtalt zu verleihen und mich unter die ſchönen Menſchen, in die ſchöne Stadt gehen zu laſſen.““

Des Waldgeiſts Blicke verfinſterten ſich, eine Thräne lief ihm über die Wange, doch faßte er ſich: „Thörichtes Geſchöpf,“ ſagte er, „dir ſollte wohl ſein im friſchen Grün unſerer Gebüſche, wo du frei und fröhlich biſt, wo weder Trug noch Liſt den Frieden ſtören; dich gelüſtet nach einem Gute, das ſchon Manchen von uns in's Verderben geſtürzt hat; jedoch einmal noch will ich's mit den Menſchen verſuchen und ihre Herzen prüfen und ſo mag dein Wunſch in Erfüllung gehen. Du ſollſt als ein zartes Kindlein unter ſie treten; kannſt du eines Jünglings Liebe erringen, ſo geht bei ſeinem erſten Kuß eine unſterbliche Seele in dein Weſen über und du biſt wie andere Menſchenkinder, ſo lange er dir treu bleibt: ſo läßt's der große Geiſt der Natur zu. Einmal jedoch im Jahre, am längſten Tag, von Sonnenaufgang bis zur Mittagsſtunde, mußt du deine frühere Geſtalt annehmen und wenn dich dein Geliebter

in derſelben erblickt, dein Geheimniß kennt und dich nicht zurückſtößt, ſo biſt du auf ewig geborgen und ich bin verſöhnt mit den Menſchen; bricht er dir aber die Treue, ſo biſt du wieder der Natur verfallen und endeſt dein Leben wie du's in dieſem Walde begonnen.“ Heftiger klopfte das Herzchen der Eidechſe, heller blitzten ihre Aeuglein; da berührte ſie der Geiſt mit ſeinem Stabe und ſie ſtand als ein holdes zweijähriges Mägdlein, in grüngoldnem, ſchillerndem Röckchen vor ihm.

Als der Vollmond aufging, nahm er es bei der Hand und führte es dem Arme des Rheins zu welcher der Stadt Straßburg zufließt. Auf ſeinen Wink brachten vier blendend weiße Schwäne einen kleinen Nachen mit einem friſchen Mooſsitze, über dem ſich ein blühendes Zweigdach hinwölbte. Die Schwäne ſpannten ſich mit ſilbernen Bändern, je zwei und zwei, vor den Nachen und nachdem der Waldgeiſt das Mägdlein mit Inbrunſt auf die Stirne geküßt hatte, ſetzte er es in den Nachen und rief ihm zu: „Fahr wohl! fahr wohl, mein Kind! und hab ein freundliches Loos unter den Menſchen!“ Lächelnd blickte das Mägdlein ihn an und winkte ſcheidend mit der Hand und die Schwäne zogen mit ihm klingenden Flügelſchlags durch die dunkelgrünen Wellen des Rheins.

Des früheſten Morgens, am folgenden Tage, trippelte die Gärtnerin des Ammeiſters ungeduldig vor dem Schlafzimmer ihrer Herrſchaft hin und her und horchte jeden Augenblick an der Thüre, ob ſich's noch nicht drinnen rege; dann eilte ſie leiſe die Treppe hinunter, durch den Hof, in den Garten, kam zurück, horchte abermals und trippelte abermals hin und her. Endlich ging die Thüre auf und der Ammeiſter trat mit ſeiner Gattin heraus und beide ſahen die kaum ſich faſſende Dienerin mit verwunderten Augen an. Aus dem Schwall von Worten mit denen ſie dieſe überſchüttete, brachten ſie heraus, daß ſie ihr doch ſogleich in den Garten folgen möchten, wo ihnen in aller Frühe eine ſeltſamliebliche Beſcheerung gemacht worden ſei.

Kopfſchüttelnd und erwartungsvoll ſtiegen ſie mit der Gärtnerin hinunter und fanden unter den Roſenbüſchen am Gartenhaus ein holdes Mägdlein, das eben aus ſanftem Schlummer erwachend, ihnen lächelnd beide Aermchen entgegenſtreckte. Wir kennen es bereits an dem grüngoldnen Röckchen, an den blitzenden Aeuglein, an dem ſichtbar klopfenden Herzchen, und übergeben es getroſt der guten Ammeiſterin, die es in die treulichſte Pflege nehmen will. Herr Burkard Twinger hatte jedoch, deſſelben Tages noch und mehrere Wochen hindurch wiederholt, die Stadtknechte in der Stadt ſelbſt und auch in den benachbarten Ortſchaften herumgeſandt, den theuern Fund bekannt zu machen und die

Eltern des lieblichen Kindes zu erforschen; er hatte sogar das Bildniß desselben durch einen geschickten Meister aufnehmen und es an dem großen Thore der Pfalz aufhängen lassen, damit es jeder Vorübergehende sehen könnte; allein es geschah auch nicht die geringste Nachfrage, und so behielt er das Mägdlein bei sich, nahm es an Kindesstatt an und nannte es Sara.

Sara wuchs zur Freude und Ehre ihrer Pflegeltern auf und wer sie kannte, liebte sie wegen ihres freundlichen, lebendigen Wesens. Eins an ihr war aber Allen auffallend, daß nemlich, wenn in den schwülen Sommertagen Jedermann Schatten und Kühlung suchte, sie allein, mit besonderem Wohlgefallen in der Sonne wandelte, oder sich an eine glühendheiße Mauer lehnte und mit Begier die goldnen Strahlen in sich zu saugen schien, wobei ihre Augen von wundersamer Freude glänzten. Sobald die Tage kürzer wurden, und vollends zur Winterzeit, wurde sie traurig und ihr zartes Schneegesichtchen schaute dann schüchtern und verfroren aus der weichen Pelzvermummung. Auch in ihren Reden war etwas Eigenthümliches, Fremdartiges; sie erzählte von Gegenden und Wesen, die Niemand kannte; sprach in Bildern, die Niemand verstand, und wenn Vater und Mutter dann eine bedenkliche Miene machten, oder sie um den Grund ihrer räthselhaften Aeußerungen fragten, fuhr sie zusammen und schaute ängstlich und flehentlich umher. Einige Tage vor ihrer jährli-

chen Verwandlung wurde ſie noch unruhiger und zog ſich in die Einſamkeit zurück, um ihren Thränen freien Lauf zu laſſen. Glücklicherweiſe machten um jene Zeit ihre Pflegeltern gewöhnlich, und dieß ſchon ſeit den erſten Jahren ihrer Ehe, eine Sommerreiſe zu Verwandten am Fuße des Wasgaus, ſo daß ihnen Sara's Geheimniß ſtets verborgen geblieben war.

Wie es der Geiſt verheißen hatte, mit dem Brautkuß war ihre dunkelahnende, von dem in der ganzen Natur verbreiteten Drang der Liebe erfüllte Seele zu einer menſchlichen geworden, und eine neue Welt, ein Himmel von Gedanken, Gefühlen, Bildern, Genüſſen und Hoffnungen hob ihr reines, von ſo wunderſamen Saiten geſtimmtes Herz. Sie konnte ihr Glück kaum faſſen, hielt es für einen ſchönen Traum, und als ſie nach und nach zu ſich ſelbſt kam, an ihre Zukunft dachte, an die Bewährung der Liebe ihres Rulin, da zog die rührendſte Wehmuth, das bitterſte Leid in ihre Seele.

Wie war es ihr zu Muth, als einige Wochen nach der Verlobung, die verhängnißvolle Zeit herannahte! wie zitterte ſie an Rulin's Arme! wie bang klopfte ihr Herz an dem ſeinigen! wie kummervoll blickte ſie ihn an und lächelte unter heißen Thränen, und war ſo weit lieblicher und holdſeliger als je! Mehr als einmal ſchwebte ihr das Geheimniß auf den Lippen, allein immer drängte es eine namenloſe Bangigkeit in den

Grund ihrer Seele zurück, denn es konnte sie ja unendlich glücklich, aber auch unendlich elend machen.

Herr Twinger hatte auch dießmal wieder mit seiner Gattin die jährliche Reise angetreten und Sara waltete allein in der Wohnung.

---

Am Vorabend des längsten Tags im Jahr saßen die Liebenden in einer Laube des Gartens. Die Luft war lau und von Blütenhauch durchwürzt; der eben aufsteigende Mond warf seine Silberlichter durch die blühenden Weinranken und Sara, an der Seite ihres Rulin, lauschte dem süßen Liede, das er zur Laute sang und in dem er die bis in den Tod sich bewährende Treue, die bis über die Sterne dauernde Liebe feierte.

Nachdem er geendigt und, in ihr Anschauen versunken, lange sprachlos an ihrer Seite gesessen, ergriff Sara seine Hand und drückte sie sanft an ihr klopfendes Herz und sagte mit thränenfeuchtem Auge und bebender Stimme: „Wenn wir morgen Abend also beisammen sitzen, mein Geliebter, so soll nichts uns trennen und ich bin das glückseligste Wesen der Erde!“

„„Wie seltsam du wieder redest, meine Sara!““ sagte Rulin betroffen, sie näher an sich ziehend, „„und warum sollten wir nicht auch morgen Abend mit gleicher Lust und gleicher Liebe, warum nicht jeden Abend mit stets wachsender Lust und wachsender Liebe

uns umfangen, bis zu dem geſegneten Tage, der uns auf ewig verbindet?""

„Ich wohl, Geliebter, ich gewiß und ewig! ..... aber du? — wird deine Liebe nie wanken?"

„„Du biſt mir unbegreiflich, meine Sara! Du liebſt mich nicht, denn du zweifelſt an mir und Zweifel und Liebe haſſen ſich wie Finſterniß und Licht; wo jene iſt, mag dieſes nicht weilen!""

„Wohl mir, wenn du ausharrſt! ausharrſt unter jeder Bedingung!"

„„Keine Macht der Erde, kein Geiſt des Himmels noch der Hölle wird mir dich je entreißen! Aber, Geliebte, ſage mir doch, woher dieſe ſeltſamen Reden? woher deine öftere Bangigkeit? woher die Thränen, die du verſtohlen trocknеſt und die mir wie glühende Tropfen auf die Seele fallen?""

„Morgen, mein Herz! morgen, mein Nulin, ſoll dir Alles klar werden! Suche mich morgen um die Mittagsſtunde hier im Garten auf, und wenn du Eines dann ertragen kannſt, wenn Eines dich nicht an mir irre macht, nicht von mir zurückſtößt, o dann lebe ich ewig wie du, ewig für dich!"

Und mit liebeglühender Inbrunſt ſchlang ſie ihre Arme um ſeinen Hals, hing an ſeinem Munde und ſog ſeine heißen Küſſe ein.

---

— In glänzender Rittertracht, mit dem blinkenden Schwert am goldenen Wehrgehänge, als ſollt' es zum Turnier oder zur Hochzeit gehen, betrat um die Mittagsſtunde des längſten Tags im Jahre, Rulin von Schöneck des Ammeiſters Garten. Nachdem er ſeine Geliebte vergebens in allen Gängen und Lauben geſucht hatte, rief er ſie wiederholt bei ihrem Namen. Die Gärtnerin war auf den Ruf herbeigeeilt und verſicherte, ſie habe Jungfrau Sara heute noch mit keinem Auge geſehen; ſie müſſe ſchon frühzeitig ausgegangen ſein. „Sie iſt im Garten!“ entgegnete der Jüngling, ich bin's gewiß! Sie verbirgt ſich wohl, das ſchelmiſche Kind, und hat mir irgend eine Ueberraſchung bereitet. Sara! Sara!“ rief er abermals.

„„Rulin! Rulin!““ tönte jetzt ängſtlich ein feines Stimmlein, das vom Gartenhäuschen herzukommen ſchien. Dorthin wandten ſie ihre Schritte; allein auch dort fanden ſie die Jungfrau nicht.

„Sara! Sara!“ rief der Jüngling. Siehe, da huſchte eine grüngoldne Eidechſe, mit blitzenden Aeuglein, mit ſichtbar klopfendem Herzchen an der blendenden Mauer hin, öffnete das züngelnde Mündchen und ängſtlich rief das feine Stimmlein: „„Hier bin ich, hier bin ich, mein Geliebter!““

Rulins Geſicht glühte; er zitterte an allen Gliedern. Da läutete die Mittagsſtunde auf der nahen Kloſterkirche. Die Eidechſe ſchlüpfte unter einen Roſenbuſch und

alſogleich trat Sara aus demſelben hervor und fiel laut-weinend zu Rulin's Füßen.

Dieſer, feuerroth, in verzweifelter Wuth, ſtieß ſie von ſich und warf ihr das blitzende Schwert in die Bruſt, daß ein heller Blutſtrahl daraus hervorſprang. „Spuk der Hölle!“ ſchrie er in wildem Zorne, „Geiſt der Finſterniß! ich verfluche dich und deine Liebe!“ Und raſend ſtürzte er aus den. Garten.

Die Gärtnerin war auf die Kniee geſunken und ſah ſtarr und bewußtlos auf die Leiche hin, jeder Bewegung unfähig.

Da trat eine glänzende Geſtalt mit wehmüthigen Blicken vor die Jungfrau. Die Roſenbüſche rauſchten, ihre Blumen fielen alle auf Sara nieder und bedeckten ſie über und über. Der Geiſt aber berührte ſie mit ſeinem Stabe. Sie war wieder der Natur verfallen.

Als die Gärtnerin zu ſich kam, war Alles verſchwunden. Von Sara war keine Spur mehr zu finden.

Die Geſchichte der Unglücklichen ging von Mund zu Munde und ſeit jener Zeit nennt man in Straßburg die Eidechſe Jungfrau Sara.

## 10. Die sieben Männer

### von Drei-Häusern, bei Lützelburg, im Unter-Elsaß.

Ein Justizmord aus dem Jahre 1769.

Im Dörfchen Mittelbronn, auf der Straße von Pfalzburg nach Finstingen, lebten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zwei Brüder Moses und Salomon Hirtz mit ihren Weibern, Kindern und einer gemeinsamen Dienstmagd Esther Levy. Sie hatten gute Geschäfte in mancherlei Handel gemacht und galten deßhalb bei den Leuten für vermögend; sie lebten übrigens sehr sparsam und zurückgezogen.

In der Nacht vom 24. September 1768 herrschte tiefe Stille im Dorfe. Die Feierabendglocke hatte längst die Gäste aus der Wirthsstube entfernt; ein Licht nach dem andern erlosch in den Häusern; auch im Hause der Gebrüder Hirtz war Alles zur Ruhe gegangen. Draußen schüttelte der Herbstwind die schon zum Fallen bereiten Blätter der Bäume; schmetterte hie und da einen Laden zu und strich unheimlich durch Speicher und Schornsteine.

Da hätte man, zwiſchen zehn und eilf Uhr, dumpfe Tritte und leiſes Geflüſter von einem Trupp vermummter Geſellen vernehmen können, die ſich die Wohnung der Judenfamilie zu reicher Beute auserſehen hatte.

Einige Axtſchläge waren hinreichend die ſchlechtverwahrte Hausthüre zu öffnen. Dreißig bis vierzig Räuber drangen ein, überfielen die Schlafenden, knebelten ſie, daß ſich keiner rühren konnte, und nahmen was Kiſten und Käſten von Werth enthielten mit ſich fort. —

Zitternd und ächzend, unvermögend ſich zu vertheidigen oder um Hülfe zu rufen, hatten die Unglücklichen dieſen frechen Ueberfall erleiden und dem Raube ihrer ſorglich geſammelten Glücksgüter zuſehen müſſen.

Da der Tag zu bleichen begann, ſuchten ſie ſich ihrer Bande zu entledigen, und blickten mit Entſetzen auf die zertrümmerten, geplünderten Geräthſchaften, doch froh noch mit dem Leben durchgekommen zu ſein.

Die beiden Männer riefen die Nachbarn herbei, klagten ihnen ihre Noth und baten ſie die Frauen und Kinder in ihren Schutz zu nehmen. Sie ſelbſt begaben ſich zum Oberrichter nach Pfalzburg und legten ihre Klage bei ihm nieder. Den Schaden ſchätzten ſie, an Geld, Silbergeſchirr, Koſtbarkeiten und andern Gegenſtänden, auf dreißig bis vierzig Tauſend Livres.

Wer aber waren die Thäter?

Es konnten nur ſolche ſein, die im Hauſe bekannt waren, meinten die Brüder Hirtz, und erklärten zuletzt dem Oberrichter: es ſeien die Deutſchen auf Dreihäuſern bei Lützelburg.

Südlich von Pfalzburg, wenn man über das Flüßchen Zorn durch den Burgerwald auf die Höhe ſteigt, liegt ein zu Lützelburg gehöriger Weiler, Dreihäuſern (Trois Maisons) genannt, der zum Metzer Gebiet zählte. Dort wohnten, zu jener Zeit, ſieben aus Deutſchland ſtammende Familien, die untereinander durch Verheirathung verwandt, ihre Felder bauten, Viehzucht trieben und von Allen die ſie kannten als friedliche, fleißige, ehrſame Leute angeſehen wurden. Die Familienväter hießen: Wilhelm Braun, Mathias Ewette, Michael Fix, Johann Kaſpar Becker, Joſeph und Ludwig Sigler[1]) und Ulrich Becker.

„Der Dunkelheit der Nacht ungeachtet", ſagten die Brüder Hirtz aus, „haben wir unter den Räubern Wilhelm Braun, Michael Fix, Johann Kaſpar Becker und Mathias Ewette, erkannt; für die drei Andern ſei ſtarker Argwohn vorhanden."

Dem Rechtsverfahren jener trüben Zeit zufolge, war das Zeugniß eines Juden vor Gericht zwar ungültig;

[1]) Dieſer Name wird in den Prozeßakten auch Siegler und Ziegler geſchrieben.

der Oberrichter nahm jedoch Rückſicht darauf, in Betracht daß daſſelbe auch von der Dienſtmagd Eſther Levy beſtätigt wurde.

Der Urtheilsſpruch lautete dahin daß die vier namentlich Verklagten des Verbrechens von nächtlichem Einbruch und Beraubung in der Wohnung der Gebrüder Hirtz, in Mittelbronn, zwiſchen 10 und 11 Uhr, in der Nacht vom 24. September 1768, ſchuldig erfunden und dieſes Verbrecher mit dem Tod am Galgen zu büßen hätten. Das Urtheil ſolle auf dem öffentlichen Platze zu Pfalzburg vollſtreckt, ferner die Güter der Verurtheilten eingezogen werden, und, im Falle dieſe Einziehung nicht zu Gunſten ſeiner Majeſtät des Königs geſchähe, habe jeder der Verurtheilten an dieſen 150 Livres Geldſtrafe zu bezahlen. Außer dieſem ſollen ſie noch auf der Folter zum Geſtändniß des Verbrechens und zur Angabe ihrer Mitſchuldigen gezwungen werden.

Nun wurden auch die drei übrigen, Joſeph und Ludwig Sigler und Ulrich Becker eingezogen und auch ihnen das Geſtändniß durch die Folter auferlegt.

Das Obergericht zu Pfalzburg war damals, für Alles was das Militärweſen anbelangte, von der Provinz Elſaß abhängig; gewöhnliche und peinliche Vorfälle, welche Bürgerliche betrafen gehörten aber ſeit 1767 dem Parlamente von Metz zu.

An dieſes appellierten den 10. Dezember 1768 ſämmt-

liche Angeklagte; allein vergebens, das Parlament erklärte das in Pfalzburg gefällte Urtheil für gültig (17. Hornung 1769); nachdem die Unglücklichen über zwei Monate im Kerker geschmachtet hatten.

In Metz wurden sie nun, Einer nach dem Andern, einzeln, zur Folter gebracht. Inmitten der fürchterlichsten Qualen, war der Ausruf eines Jeden von ihnen: „Ich bin unschuldig; ich habe keine Mitschuldigen anzugeben; der Himmel ist mir Zeuge!"

Mit dieser Betheurung und bis zum letzten Augenblicke auf derselben beharrend, wurden Wilhelm Braun, Michael Fix, Johann Kaspar Becker und Mathias Ewette auf dem öffentlichen Platze von Metz am Galgen hingerichtet.

Heulend vor Schmerz und Verzweiflung, kehrten die Frauen und Kinder der Hingerichteten, die ihre Männer und Väter bis zum Tode begleitet hatten, nach Dreihäusern zurück, und schrieen mit herzerschütternder Stimme: „Sie sind unschuldig! sie sind unschuldig!" „Sie sind unschuldig!" rief auch die empörte Volksmenge.

Ludwig Sigler, Ulrich Becker und Joseph Sigler wurden zu lebenslänglicher Galeere verurtheilt, wo die beiden Ersten starben, während es dem Letzten gelungen war sich durch die Flucht zu retten.

Die Familien der Unglücklichen verließen das Land. Die Brüder Hirtz aber traf der Haß des Volks der

Umgegend wo man allgemein an die Schuldloſigkeit der Verurtheilten glaubte, ſo ſehr, daß ſie ſich in Mittelbronn nicht mehr ſicher ſahen, ſich nach Zabern flüchteten und unter den Schutz des Biſchofs begaben.

---

In den letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts, waren die Wald- und Gebirgsgegenden beider Rheinufer, der Speßhart, der Thüringer Wald und die Rauhe Alp häufig durch kleinere oder größere Räuberbanden ſo ſehr beunruhigt, daß die gewöhnliche Landespolizei nicht mehr hinreichte, und oft mehrere Kompagnien Miliz aufgeboten werden mußten die frechen, gut bewaffneten Geſellen zu bekämpfen. Es wurden manchmal wirkliche Schlachten geliefert; auf beiden Seiten wurden Gefangene gemacht und fielen Todte.

Im September des Jahres 1786, achtzehn Jahre nach der Hinrichtung der Männer von Drei-Häuſern, bei Lützelburg, wurden nach langem Widerſtande, zwei Brüder, zwei Räuberhauptleute einer der gefährlichſten Banden, die Zigeuner Hanickel (ein noch im Elſaß populärer Schrecknamen, wie Hanstrapp) und Wenzel, nebſt mehreren ihrer Genoſſen, zu Sulz am Neckar, im Schwabenlande, eingefangen.

Der mit dem Verhöre beauftragte Oberamtmann von Sulz, vor dem, nebſt zweien Mitgliedern des Großen Rathes, als Beiſitzern, die Gefangenen manchfacher Raubfehden und Morde überwieſen waren, die ſie ſelbſt

nicht mehr leugneten, befragte die beiden Hauptleute, ob sie sich, außer den angegebenen und eingestandenen Verbrechen, nicht noch anderer Unthaten bewußt wären; das mehr oder minder Begangene könnte ihr Loos nicht wohl ändern. Sie fühlten, daß sie das Leben verwirkt hatten und machten nun völlige Geständnisse.

Jeder von Beiden wurde einzeln befragt und sie bekannten, unter Anderm, daß sie mit einer Bande von dreißig bis vierzig Gesellen, meistens Zigeunern, im September 1768 ein im Dorfe Mittelbronn, bei Pfalzburg, gelegenes Judenhaus, in der Nacht überfallen, die Bewohner desselben geknebelt und reiche Beute mitgenommen hatten.

Der Oberamtmann, der von diesem Verbrechen bis jetzt keine Kenntniß hatte, berichtete darüber alsogleich an den Oberrichter von Pfalzburg und bat ihn um die näheren Umstände dieses vor achtzehn Jahren verübten Raubüberfalles.

Den 20. Dezember erfolgte die Antwort, die dahin lautete, daß, auf die Angabe der Beraubten, der Gebrüder Hirtz, sieben Deutsche von Drei-Häusern verurtheilt worden seien: vier zum Galgen, auf dem sie hingerichtet, drei zu lebenslänglicher Galeerenstrafe; die Erstern seien Wilhelm Braun, Matthias Erette, Michael Fix und Johann Becker, die Letztern Joseph und Ludwig Sigler und Ulrich Becker gewesen.

Den 13. Jänner 1787 nahm der Oberamtmann von Sulz, den Zigeuner Hanickel wieder ins Verhör und beschwor ihn, Angesichts des Todes und seines baldigen Erscheinens vor dem höchsten Richter, die volle Wahrheit über das in Mittelbronn verübte Verbrechen einzugestehen.

Hanickel nannte sämmtliche Spießgesellen die mitgeholfen bei ihrem Namen und fügte roch bei Jedem zu, was seitdem aus ihm geworden. Derjenige, der ihn und seine Bande zur Verübung der Juden von Mittelbronn aufgefordert, sei Heinrich Tangen, Hemerle genannt, der auf der Mittelmühle wohnte und alle Gelegenheit wohl kannte. Die Namen Wilhelm Braun und Konsorten habe er nie gehört, noch weniger seien sie mit ihm gewesen. „Barmherzigkeit!“ rief er zuletzt aus, „wie konnte man solche unschuldige Leute verurtheilen?“

Wenzel, ohne deßhalb mit Hanickel in Verbindung gebracht worden zu sein, sagte den 16. Jänner dasselbe vor dem Oberamtmann aus: Die Genannten seien ihm unbekannt, seien nicht bei der That gewesen und unschuldig verurtheilt worden.

Auch an die übrigen noch lebenden Theilnehmer am Raube von Mittelbronn, die beinahe Alle an verschiedenen Orten eingethürmt waren, hatte der thätige, gerechte und ächthumane Oberamtmann von Sulz Berichte ergehen und sie vor den bestellten Behörden be-

fragen lassen — Keiner kannte die Unglücklichen von Drei-Häusern!

Sämmtliche Berichte wurden nun, gehörig beglaubigt, an den Oberrichter von Pfalzburg geschickt, und derselbe ersucht die Ehrenrettung und Schuldloserklärung der Hingerichteten oder zur Galeere Verurtheilten zu bewirken. Ueberdieß hatte sich der edle Herzog von Würtemberg selbst der Sache angenommen, und sie seinem Geheimrathe, Herrn von Thun, in Paris, übertragen.

Der Schluß des Briefes den der Pfalzburger Richter, Schleider, an den Oberamtsrichter von Sulz ergehn ließ, lautet in unverantwortlicher, nicht genug zu brandmarkender Leichtfertigkeit also: „Es ist wahr, daß ich jene sieben Partikulare, auf die alleinigen Erklärungen der Juden verurtheilt habe, weil ich keine andere Beweise in Händen hatte; da das Verbrechen heimlich verübt worden war, so wurde das Zeugniß der Juden, in Ermangelung anderer Beweise, unumgänglich nothwendig, kraft der im Metzer Parlamente üblichen Gerichtsordnung."

Die Hinterlassenen der unschuldig Verurtheilten, wurden nun von den ihnen so sehr zu Herzen gehenden Vorfällen in Kenntniß gesetzt, und fanden in dem pariser Präsidenten Dupaty einen eifrigen Vertheidiger der Ihrigen. Vergebens forderte dieser jedoch die Mittheilung der Prozeßakten von Pfalzburg, die auch

im Parlaments-Archiv von Metz nicht zum Vorschein kommen konnten. Die merkwürdige Denkschrift, welche Dupaty zur Ehrenrettung der sieben Opfer einer unerhörten Verurtheilung verfaßt hatte, blieb ohne Erfolg. Der großmüthige Menschenfreund J. B. Mercier-Dupaty — ihm Dank und Ehre! — starb 1788 zu Paris. Die Gerichte verharrten in ihrem starren Schweigen; keine öffentliche Sühne ward den Opfern des Justizmordes zu Theil!

Rein aber vor der Welt, ehrenhaft und schuldlos werden auf den Bergen und in den Thälern der Zorn, noch jetzt, die Namen der Männer von Drei-Häusern genannt!

---

Die hier erzählten Thatsachen hat der Verfasser in den gerichtlichen Verhören und Bescheiden, aus den Prozeßakten geschöpft, wie sie die Schrift: „Les Sept Martyrs de Lützelbourg» von J. Liblin, Colmar 1869, mittheilt. Sie sind ein authentischer Beweis von der traurigen, unmenschlichen Gerichtspflege des vorigen Jahrhunderts und eine ernste Lehre für die des unsrigen.

## 11. Touliesa,

### Indisches Volksmärchen.

Nach einer englischen Quelle.

—

In einem der östlichen Reiche Asiens lebte ein armer Mann, Nursingh genannt; er war ein Holzhauer, aber so arm, daß er sich nicht einmal das nöthige Handwerksgeräthe anschaffen konnte. Da er weder ein Hackmesser noch eine Axt besaß, mußte er sich damit begnügen, die dürren Aeste mit den Händen abzulösen, die Zweige zu zerknicken und daraus Reisbündel zu verfertigen. Seine Frau und seine Tochter halfen ihm bei der Arbeit; und wenn sie, nach vieler Mühe und Anstrengung, das tägliche Brod herausgebracht hatten, waren sie zufrieden, ja sogar glücklich; oft aber brachten sie es nicht einmal so weit. Solcher Tage zählten sie leider immer mehrere und zuletzt sahen sie dem Augenblick entgegen, wo sie alle drei vor Hunger sterben müßten.

Nursingh und seine Frau ergaben sich geduldig in ihr Schicksal; wenn sie klagten, so war es vorzüglich darum daß sie sich um die Zukunft ihrer Tochter bekümmerten. Sie war bereits zu den Jahren heran-

gerückt, wo ſie einen Mann nehmen konnte, aber ach, es wollte ſich keiner zeigen. Wie ſollten ſie es übrigens anfangen, um dem Mädchen eine Mitgift zu verſchaffen? ſie lebten ja in einer tiefen Einſamkeit. Die ſonſt ſo geſchäftigen Zwiſchenhändlerinnen boten nur ſolchen Leuten ihre Dienſte an, welche ſie dafür reichlich belohnen konnten.

Touliesa, ſo hieß das Mädchen, hatte ſich oft mit Wohlgefallen im Spiegel der Quellen betrachtet; ſie fand ſich ſchön, war ehrgeizig und mitten in ihrer Armuth hieng ſie den glänzendſten Träumen nach. Oft dünkte ſie ſich eine Prinzeſſin geworden zu ſein; ſie vergaß dann ihr Elend und ſchwelgte in den Genüſſen eines glücklichen Zuſtandes, der ihr doch nie zu Theil zu werden ſchien. Obgleich ſie ihr Lager auf nackter Erde aufgeſchlagen hatte, bildete ſie ſich ein in einer ſilbernen Bettſtelle und unter der reichſten Brokart-Decke zu ruhen; an ihren Füßen fühlte ſie weiche Sandalen von Safian; die glänzendſten und koſtbarſten Gewänder lagen ringsumher und ein großer Spiegel mit ſilberner Einfaſſung warf ihre Züge zurück; alles was eine Sultanin nur wünſchen mag, ſtand ihrer Phantaſie zu Dienſten. Ueber dieſen Träumen, die ſie ſtundenlang beglücken konnten, vergaß ſie alle Bekümmerniſſe der Wirklichkeit.

Allein um ſo unglückſeliger fand ſie ſich, wenn ſie erwachte; ſie mußte in den Wald hinaus, dürres

Holz ſammeln, in Bündel vereinigen und nach Hauſe tragen.

Eines Tages, als ſie ihrem täglichen Geſchäfte nachgieng, kam ſie von ungefähr an eine alte zerfallene Ciſterne, welche das hohe Halmengras und andere Pflanzen die ſich zwiſchen den Steinritzen feſtgewachſen hatten, beinahe verdeckten. Touliesa fand zu ihrer großen Freude, daß dürres Holz in Menge um die Ciſterne herum lag. Eilig ſammelte ſie dasſelbe und band es zu einem Bündel, ſo groß wie ſie noch nie einen gebracht hatte. Eben wollte ſie ihre Laſt auf die Schultern laden, als eine Stimme, welche aus der Tiefe der Ciſterne zu kommen ſchien, ihren Namen rief. Von Erſtaunen ergriffen, ſchaute ſie ſich um, ward aber niemanden gewahr. Sie horchte und in einer Weile rief dieſelbe Stimme ganz deutlich:

„Willſt du mein Weib ſein?“

Touliesa fuhr vor Schrecken zuſammen, ergriff ihr Reiſig und entfloh, feſt entſchloſſen, nicht wieder an dieſen Ort zurückzukehren an welchem ein böſer Geiſt zu hauſen ſchien.

Allein nachdem das letzte Geldſtück vom Erlös des letzten Holzes ausgegeben war, und ſie im ganzen Waldrevier vergebens nach anderm Reiſig ſich umgeſehen hatte, ſah ſie ſich genöthigt nach jenem unheimlichen Orte zurückzukehren, wo ſie ſicher war welches zu finden. Nicht ohne Widerwillen ging ſie dahin; ſie zitterte,

und nur der Anblick der reichen Beute, die abermals rings um die Cisterne herum lag und noch in viel größerer Menge als vorher, gab ihr einige Fassung. Hastig las sie Zweig um Zweig auf und wollte mit einer gewaltigen Last enteilen, als zum zweitenmale die geheimnißvolle' Stimme aus der Tiefe zu ihr empor rief:

„Willst du mein Weib sein?"

Toulieſa erſchrak noch heftiger als zuvor, und lief ſo ſchnell als ihr's die Ladung die ſie auf dem Rücken trug, erlaubte.

Ohne Unfall erreichte ſie ihre Hütte. Der Verkauf des Reiſigs friſtete wieder auf einige Tage das Leben der dürftigen Familie; aber bald war Alles aufgezehrt und Nurſingh und ſeine Frau ſahen einander traurig an und ſeufzten: „Was ſoll noch aus uns werden?"

Ohne Erfolg durchſuchten ſie das benachbarte Gehölze; ſie fanden nichts mehr. Toulieſa ſollte ſich nun abermals in die tiefern Waldungen begeben. Da offenbarte ſie ihren Eltern das Geheimniß der Cisterne; ſie hatte es bis jetzt verſchwiegen, denn es war gefährlich den Ort zu verrathen, den ein Djin, ein Naturgeiſt, zu ſeinem Aufenthalt gewählt hatte. Nurſingh und ſeine Frau waren durch dieſes Geſtändniß nicht im geringſten beunruhigt.

„O meine Tochter," ſagte Nurſingh, „kehre wieder

zur Ciſterne zurück, und wenn die Stimme abermals ruft, ſo antworte, daß man ſich an mich, deinen Vater, zu wenden habe, der allein das Recht hat über deine Hand zu verfügen."

Nicht ohne Unruhe gehorchte Touliesa. Nachdem ſie, wie früher, ihren Reisbündel zuſammengerafft hatte, hörte ſie den bekannten Ruf:

„Willſt du mein Weib ſein?"

Touliesa nahm allen Muth zuſammen und antwortete mit zitternder Stimme:

„Ich vermag nichts, mein Vater muß dieſe Frage entſcheiden!"

— „Schicke deinen Vater," erwiederte die Stimme, „damit ich die Sache mit ihm abthue!"

Touliesa entfernte ſich, zufrieden ſo wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu ſein. Sie kehrte nach ihrer Hütte zurück und gab getreulichen Bericht über das Vorgegangene.

Nurſingh verlor keine Zeit; nach den Angaben der Tochter war es ihm leicht die Ciſterne zu finden. Kaum war er daſelbſt angelangt, als das in der Tiefe der Erde verborgene Weſen zu ſprechen begann:

„Nurſingh, du biſt arm und unglücklich: gib mir deine Tochter und du ſollſt reich werden; deine Schätze ſollen ſich mehren; was auch dein Herz wünſchen mag, bin ich im Stande zu erfüllen.

Durch dieſe glänzenden Verſprechungen geblendet,

zögerte Nurſingh keinen Augenblick mehr in das Begehren zu willigen; der Vertrag ward alſobald geſchloſſen.

Der Tag der Hochzeit wurde feſtgeſetzt.

Der Holzhauer ging fröhlichen Sinnes ſeiner Hütte zu und wünſchte ſich Glück zu der glänzenden Zukunft, die ſich nun vor ihm aufthun ſollte.

Allein da er mit leeren Händen kam, ſo waren Touliesa und ihre Mutter nicht wenig traurig, denn ſie hatten nun gar nichts mehr, um ſich nur irgendwie auf die Feierlichkeit zu rüſten.

Ihre Unruhe legte ſich jedoch bald. Wenige Tage vor dem zur Hochzeit anberaumten Zeitpunkte ſaß die Familie gegen Anbruch der Nacht in der Hütte beiſammen. Da erſchienen plötzlich, durch die Luft von unſichtbaren Händen getragen, hundert Körbe, in welchen ſich die reichſten Brautgaben befanden. Einige waren mit Früchten, Leckerbiſſen und eingemachtem Obſte angefüllt; andere enthielten reiche Shawls und Stoffe; alle waren auf's Herrlichſte ausgeſchmückt und funkelten aus einem Kranze farbiger Lichtlein.

Touliesa war durch dieſe Freigebigkeit des unſichtbaren Liebhabers gar ſehr geſchmeichelt; ſie und ihre Mutter fiengen an etwas Rechtes auf ihn zu halten. Mit ſtets neuem Entzücken verſuchten ſie jeden Tag bald dieſes, bald jenes Stück ihrer prachtvollen Anzüge.

Am feſtgeſetzten Tage begaben ſie ſich, in Begleitung

Nurſingh's, zur Ciſterne. Wie erſtaunt waren ſie aber, den Ort noch eben ſo öde und wild zu finden wie früher; kein Zelt war daſelbſt aufgeſchlagen worden; keine Zurüſtung zu ihrem Empfange getroffen; nichts bezeichnete daß hier eine Hochzeit gefeiert werden ſollte. Nurſingh fand ſich daher in ſeiner Erwartung recht getäuſcht.

„Bei meinem Bart!" rief er ärgerlich aus, „wem ſoll ich denn meine Tochter zur Frau geben, es iſt ja niemand da, der ſie aus meinen Händen in Empfang nehmen will?"

„Wir ſind alle da!" rief eine geheimnißvolle Stimme, „der Bräutigam und ſeine Freunde erwarten die Braut mit Sehnſucht! Streife nur dieſen Ring an den Finger deiner Tochter Touliesa, die Hochzeit iſt geſchloſſen und ſie iſt mein Weib!"

Im Augenblicke fiel ein Ring in Nurſingh's Hand, der ihn an Touliesa's Finger ſteckte.

Nun ſahen ſie ein prachtvolles Gezelte ſich aus der Erde erheben mit allen Zurüſtungen eines Feſtes; eine reiche Tafel mit den ſüßeſten Weinen und den köſtlichſten Speiſen beſetzt, in der Mitte. Nurſingh und ſeine Begleiterinnen gewöhnten ſich willig an die Wunder, die ſich nun vor ihnen erzeigten; ſie traten ein und labten ſich an dem herrlichen Mahle, das ihnen der Geiſt hatte auftragen laſſen; in ihrem Leben hatten ſie nichts Aehnliches genoſſen.

Nachdem ſie gegeſſen und getrunken hatten, hielt ein prachtvoller Tragſeſſel, wie ihn nur die vornehmſten Damen Oſtindiens beſaßen, vor dem Eingang des Zeltes. Der Augenblick der Trennung war gekommen; er fiel der Mutter und der Tochter jetzt überaus ſchwer. Aber es galt da kein Widerſtreben. Touliesa wußte daß ſie unwiderruflich in der Macht eines Geiſtes ſtehe und daß das Entweichen unmöglich ſei. Sie ergab ſich in ihr Loos und ſtieg in den Tragſeſſel, welcher rings mit Vorhängen umzogen war und nun ſogleich durch eine übernatürliche Gewalt einige Fuß über die Erde hin, in die Luft empor geführt wurde. Touliesa ſchob die Vorhänge zurück, um ihren Eltern einen letzten Blick zuzuwerfen. Dieſe folgten in geringer Entfernung, voller Unruhe über das Schickſal welches ihrer Tochter beſchieden ſein würde.

Als ſie nun ſo vorwärts ſchritten, durch eine Gegend die ihnen bekannt zu ſein ſchien, veränderte ſich nach und nach der Anblick der Natur. Sie kamen an einen Hohlweg welcher in die fruchtbare Ebene hinaus, oder vielmehr in einen wundervollen Garten führte, in deſſen Mitte ſich ein prächtiger, von hohen Mauern umgebener Palaſt erhob. Der Tragſeſſel flog dorthin, das Thor fuhr auf und er verſchwand in deſſen Wölbung.

Sie betrachteten eine Zeit lang dieſen Palaſt, in dem ſich auch nicht das leiſeſte Geräuſch hören ließ und in

dem eine zauberhafte Stille zu herrſchen ſchien. Sodann kehrten ſie zu ihrer Hütte zurück, mit gepreßtem Herzen und mit den heißeſten Segenswünſchen für das Wohl ihrer Tochter. Sie dachten daß der Geiſt, welcher den erſten Theil ſeines Verſprechens gehalten hatte, auch den zweiten halten würde.

Als ſie nach Hauſe kamen, fanden ſie einen Stoß von den ſchönſten Reisbündeln vor der Thüre, die ſie vortheilhaft abſetzten. So viele ſie auch derſelben verkauften, nahm der Stoß dennoch nicht ab.

Nun brauchten ſie nicht mehr zu arbeiten um ihr Brod zu verdienen; ſie ſchafften ſich Diener an, bauten ſich ein ſchönes Haus und lebten täglich in Freuden. Die Leute in der Nachbarſchaft die ſich früher nicht darum bekümmert hatten ob ſie Hungers ſterben müßten, fingen nun an ſie mit ihren Beſuchen zu beehren. Jedermann war neugierig zu wiſſen, auf welche Weiſe der Holzhacker und ſeine Frau ihre hölzerne Hütte in ein ſo ſchönes ſteinernes Gebäude verwandeln konnten; wie die ehemals ſo armen Leute nun plötzlich ſo reich geworden waren. Man fragte ſich namentlich, wer Touliesa geheirathet habe, wann und unter welchen Umſtänden die Hochzeit ſtattgefunden habe. Nurſingh fand nicht für nöthig auf alle dieſe Fragen zu antworten; er ſetzte ihnen ein ſtetes Stillſchweigen entgegen. Allein der Neid der Nachbarleute ließ es nicht dabei; dieſer wundervolle Glückswechſel wurde dem

Könige berichtet und der Holzhauer an den Hof beſchieden um über den Urſprung ſeiner Reichthümer Rechenſchaft abzulegen.

Er bekannte die völlige Wahrheit und erzählte bis ins Einzelne die Heirathsgeſchichte ſeiner Tochter, nebſt allen Vortheilen die für ihn ſelbſt daraus entſtanden waren.

Dieſe Offenherzigkeit ſchadete ihm aber in den Augen des Königs, welcher der Geſchichte dieſer ſonderbaren Begebenheiten keinen Glauben beimeſſen wollte. Er befahl Nurſingh auf die Folter zu legen. Nachdem dieſer aber auf der Wahrhaftigkeit ſeiner Ausſagen beſtund, verurtheilte ihn der erzürnte Monarch zum Tode.

Der Holzhauer und ſeine Frau verzweifelten; ſie fingen an zu bereuen daß ſie ihr Kind einem Weſen gegeben hatten, von welchem ſie nichts Genaueres wußten und deſſen Gaben ihnen nun ſo verderblich werden ſollten. Ihre Lage ward ſo ſchlimm als jemals. Hatten ſie früher mit dem Hunger zu kämpfen, ſo waren ſie jetzt der ſchonungsloſeſten Gewaltthätigkeit preisgegeben. Sie brauchten ehemals nicht für ihr Leben beſorgt zu ſein, und ſo groß auch oft ihr Elend war, tröſteten ſie ſich doch mit dem Gedanken an eine glücklichere Zukunft. Jetzt ſah Nurſingh ſeinen Tod vor Augen; er glaubte das Schwert des Henkers ſchon im Nacken zu fühlen. Und was ſollte dann aus ſeiner troſtloſen Wittwe

werden? ſie war allein, verlaſſen, ohne Rath und Stütze; ſie wußte ja nicht einmal in welchem Winkel der Erde ſie ihre Tochter Touliesa hätte aufſuchen ſollen.

So klagten die greiſen Eltern und warfen ſich ihre Leichtgläubigkeit und ihre Unklugheit vor. Allein ſie beſchuldigten ihren Tochtermann mit Unrecht, ſie verlaſſen zu haben: denn am Vorabend des zu Nurſingh's Hinrichtung beſtimmten Tages vernahm der Fürſt eine Stimme, die ihm zurief:

„O König! hüte dich über Alles, ein Haar auf Nurſingh's Haupte zu krümmen; er hat dich nicht betrogen; ich habe ſeine Tochter geheirathet und die ſchrecklichſte Rache ſoll dich treffen, wenn du ihm das geringſte Leid zufügſt!“

„Wer du auch ſein magſt,“ erwiederte der König, „ſo wiſſe, daß ich den Tag der Hinrichtung dieſes Betrügers verſchieben will, um zu erfahren ob du auch die Macht habeſt die du dir zuſchreibſt; übermorgen wird Nurſingh beſtimmt ſterben, und keine leere Drohung ſoll mich von meinem Vorſatze abbringen.“

Der Fürſt war in der That muthig. Die Stimme antwortete nichts. Als er aber den folgenden Tag erwachte, wurde er gewahr daß er und der Holzhauer die beiden einzigen lebendigen Weſen in der ganzen Stadt ſeien; alle übrigen Bewohner derſelben waren von Schlangen gebiſſen worden und lagen leblos in ihren Häuſern. An dieſem ſchrecklichen Zeichen er-

kannte der Fürſt, daß er es mit einem mächtigen Geiſte zu thun habe. Er eilte zu Nurſingh und bat ihn, er möchte den Zorn ſeines Tochtermanns von ihm abwenden und ihm deſſen Gunſt erwerben.

Da der arme Holzhauer nicht boshafter Natur war und ſich nicht rächen wollte, ſo verſicherte er den König, er wolle Alles verſuchen was dieſer wünſche, obgleich er ungewiß ſeie ob ſeine Bitten erhört würden. In demſelben Augenblicke aber hörte er die geheimnißvolle Stimme rufen:

„Schlangen, die ihr meine Befehle vollſtrecktet, ihr beſitzet ein Gegengift, das von euern Biſſen heilt; wendet es an, damit dieſe Menſchen wieder aus den Schatten des Todes zurückkehren!“

Die Schlangen gehorchten; die Bewohner der Stadt erſtanden vom Tode. Und der von all' dieſen Schreckniſſen noch bewegte König löste ſelbſt Nurſingh's Bande und ließ ihn nach Hauſe ziehen, nachdem er ihn reichlich beſchenkt hatte.

Seit dieſem Tage hatte Nurſingh Ruhe vor der unbeſcheidenen Neugierde ſeiner Nachbarn. Sie haßten ihn zwar noch, denn ſie mißgönnten ihm ſein Glück; aber die Furcht legte ihnen Stillſchweigen auf; denn wie hätten ſie es wagen können den Zorn eines Mannes auf ſich zu ziehen, den mächtige Geiſter ſo ſichtbar beſchützten?

Was war aber ſeitdem aus Touliesa geworden?

Sie lebte glücklich mit ihrem Gatten. Sie ſah ihn nur des Nachts; den Tag über war er immer abweſend. Er überhäufte ſie mit Geſchenken; was ihre Laune nur fordern konnte, ward ihr gewährt. Nur eines ward von ihr gefordert, daß ſie ſich nemlich nicht aus dem Palaſte entfernen und keinen Fremden einlaſſen möge.

Ihr Aufenthalt war übrigens von Wunderdingen erfüllt, deren Mannigfaltigkeit ihr keine Langeweile zuließ. Die Gärten waren weitläufig, reich an ſüßem Obſte und ringsum von friſchen Hagebuchen umzogen. Die herrlichſten Badwannen von Marmor waren mit Jaſpis und Agath eingelegt. Touliesa's Dienerinnen, alle von ausgezeichneter Lieblichkeit, beſaßen glänzende Talente. Die Einen ſangen mit harmoniſcher Stimme zum Klange der Leier; andere wußten wunderhafte Geſchichten zu erzählen; andere tanzten; wieder andere beſaßen eine ſeltene Fertigkeit Touliesa's Anzug zu beſtellen und zu ordnen. Dieſe befand ſich alſo überglücklich und ſchweifte zu jeder Stunde im Garten umher.

Eines Tages erblickte ſie ein Eichhörnchen welches von einem Geier verfolgt wurde. Das arme Thier war ſchon nahe daran die Beute des Raubvogels zu werden und warf einen bittenden Blick auf Touliesa um deren Beiſtand zu erflehen. Sie empfand Mitleid, vertrieb den Geier, und es gelang dem Eichhörnchen zu entfliehen.

Dieſe kleinen Begebenheiten bezeichneten ihr friedliches, einförmiges und verlaſſenes Leben. Stundenlang ſaß ſie in ihrem Vogelhauſe und liebkoste und fütterte ihr kleines Volk. Allein bald empfand ſie eine gewiſſe Leere in dieſen Zerſtreuungen und ſehnte ſich nach andern.

Die Thore des prachtvollen Palaſtes waren immer verſchloſſen. Bei Todesſtrafe war es den Dienern verboten ſie irgend Jemanden zu öffnen. Das Haus ſtand vereinzelt da und war von der übrigen Welt abgeſchnitten. Von Allem was außerhalb vorging, wußte Touliesa nichts. Es war ihr nicht erlaubt, die verſchiedenen Dinge, die ſie wünſchte, auswärts zu kaufen, noch ſich draußen zu ergehen und die Luft und das Licht der Freiheit zu genießen. Zur Zeit ihres größten Elendes war ihr doch dieſes noch vergönnt geweſen; jetzt, da ſie es entbehren wußte, kam es ihr als das größte und erſehnteſte Gut vor. Sie war dieſer immer wieder erzählten Geſchichten von Ländern, Städten und Leuten, die ſie nicht kannte, herzlich müde. Ihre Stickereien zerſtreuten ſie nicht mehr. Für eine im Walde gepflückte Jasminblüte hätte ſie gerne alle ihre Juwelen preisgegeben. Ihr Glück hatte allen Werth für ſie verloren. Jetzt da ſie keine Entbehrungen mehr hatte, vergaß ſie wie ſauer ſie dieſelben ehemals ertragen mußte; ſie betrachtete ſich als eine Gefangene; dieſer herrliche Palaſt erſchien ihr als ein großer Kerker.

Eines Morgens, als sie an einem Seitenfensterlein saß und traurig in die Ebene hinaus schaute, erblickte sie eine alte Frau, welche ihre Schritte dem äußern Thor zulenkte. Es war eine Krämerin, die Einlaß begehrte; allein der Pförtner, den Befehlen seines Herrn getreu, wies sie ab.

Aergerlich wandte sich die Alte um, setzte sich an den Fuß der Mauer, über welcher sich Touliesa's Fenster befanden und knüpfte ein Gespräch mit ihr an. Sie gebrauchte alle erdenklichen Schmeicheleien, alle verführerischen Versprechungen. Wenn sie zu dieser Königin der Schönheit gelangen könnte, sagte sie, würde sie ihr Ohr durch wunderhafte Märchen, ihr Auge durch unbekannte Schätze erfreuen.

Touliesa war von Langeweile geplagt; sie war von Natur schon neugierig: sie warf der listigen Alten den Zipfel eines Tuches zu und diese kletterte daran mit erstaunlicher Gewandtheit empor, und setzte sich auf die Zinne des Thurmes in welchem Touliesa sich befand. Ein übernatürliches Wesen war allein im Stande ein solches Wagestück auszuführen. Dies hätte die Tochter des Holzhauers wohl einsehen sollen; allein daran dachte sie am wenigsten.

Die vorgebliche Krämerin fing an mit Touliesa zu plaudern. Nachdem sie ihr tausend kurzweilige und geistreiche Dinge erzählt hatte, begann sie Touliesa auszuforschen.

„Meine Tochter," ſagte ſie zu ihr, „du rühmſt mir die Güte und zärtliche Liebe deines Gatten; aber, ſage mir doch: ißt er auch je mit dir und aus der nemlichen Schüſſel wie du?" — „Dieſe Ehre hat er mir noch nie erwieſen," antwortete Touliesa. „Deſto ſchlimmer!" ſagte die Alte, „das iſt ein Zeichen, daß er dich verachtet. Verlange doch von ihm dieſen Beweis von Achtung, die jeder Mann ſeiner Gattin ſchuldig iſt; wenn er ſich weigert, ſo ſiehſt du daraus wie wenig er ſich um dich bekümmert." Die Alte ſah daß das Giftkörnlein, das ſie in Touliesa's Seele geworfen, bereits Keim gewonnen hatte und entfernte ſich.

Touliesa war nun wieder allein; ſie hing ihren Gedanken nach, von welchen einer immer trauriger war als der andere. Mit unbeſchreiblicher Ungeduld erwartete ſie die Nacht und die Ankunft ihres Gatten; denn ſie war feſt entſchloſſen, ihn gleich heute auf die Probe zu ſtellen.

Die Nacht war herangekommen und wie ſonſt wurde die Mahlzeit aufgetragen. Die junge Frau berührte ſie nicht. Endlich trat ihr Gatte ein. Sie lief ihm entgegen und bat ihn mit ſchmeichelnder Stimme, er möge ſich doch zu ihr an den Tiſch ſetzen und das Mahl mit ihr theilen.

Nicht ohne Widerſtreben ergab er ſich endlich auf ihre fortgeſetzte Zudringlichkeit; er ſetzte ſich, berührte jedoch die Speiſen nur mit den Lippen, und nachdem

er Touliesa ernstlicher als je anempfohlen hatte, Niemanden in den Palast zu lassen, zog er sich zurück.

Nach einigen Tagen hatte Touliesa ihre gewöhnliche Lebensweise wieder fortgesetzt und jenen Vorfall beinahe vergessen, als sie zu ihrem Thurmfenster hinausschauend, die Alte erblickte, welche als Antimonium-Händlerin gekleidet war. Sie ließ sich zum zweitenmale durch ihre schönen Reden berücken und sie die Mauer emporsteigen.

Die Alte fragte sie: ob sie von ihrem Gatten erlangt hätte, daß er ihre Mahlzeit theile. Touliesa bejahte dieß mit stolzem Selbstgefühle.

„Aber," fuhr jene fort, „hat er dir auch ein Pan, d. h. ein Stück Fleisch angeboten, von dem er selbst genossen? Du weißt, meine Tochter, in unsern Sitten ist dies ein Beweis von Anhänglichkeit."

Daran hatte Touliesa nicht gedacht. Sie war darüber betroffen und beschloß ihres Gatten Liebe von neuem auf die Probe zu setzen.

„Mein Gott," sagte sie, als er sich das nächste Mal wieder an ihre Seite niedergelassen hatte, „warum hast du mir nie ein Pan angeboten? Alle Männer, die ihre Frauen lieben, wissen doch wohl, daß dieß schicklich ist!" — „O Touliesa," versetzte dieser, frag' mich nicht darüber. Ewige Trennung wäre unser Loos, wenn ich dir's entdecken würde."

Diese Antwort befriedigte die Neugierige nicht. Sie

hielt an, ſchmeichelte, ſchmollte; allein vergeblich. Ihre Unruhe wuchs und wurde immer gereizter. Sie glühte vor Ungeduld dieſes Geheimniß zu ergründen und fragte ſich Tag und Nacht: „Warum hat er mir noch kein Pan angeboten?“

Sie ſah mit Betrübniß daß ſie jene Macht, welche die Frauen ſo gerne über ihre Männer ausüben, noch nicht über den ihrigen habe und ſann über Mittel nach ſie zu erhalten. Allein da ſie von Natur gutmüthig war, verwiſchte ſich dieſer traurige Eindruck nach und nach und ſie dachte am Ende gar nicht mehr daran.

Da erſchien die ſchreckliche Alte zum drittenmale.

„Meine Tochter!“ ſagte ſie, „hat dir dein Gatte niemals ſeinen Namen genannt?“

Touliesa kannte dieſen Namen in der That nicht und verſprach ſogleich ihr Gatte müſſe ihr auch noch dieſen Beweis ſeiner Anhänglichkeit geben.

Sie fragte ihn alſo mit ungewohnter Dreiſtigkeit und Hartnäckigkeit. Zwanzigmal wurde ſie abgewieſen, aber nicht müde ſtets von neuem zu fragen. Vergebens verſicherte er ſie, daß ihre Neugierde ebenſo unvernünftig als gefährlich ſei; ſie antwortete auf Alles nur mit Thränen und heftigeren Bitten.

„O Touliesa!“ ſagte er endlich, „wenn du dieſen Beweis meiner Liebe durchaus verlangſt, ſo muß ich dir ihn geben, eine geheime Macht zwingt mich dazu.

Aber wiſſe, die Offenbarung dieſes Namens wird dir verderblich werden. Du wirſt in deine vorigen Verhältniſſe zurücktreten und nur den Kummer haben, dein Glück durch eigene Schuld verſcherzt zu haben."

Ein Weib, welches der Vorwitz ſticht, läßt ſich weder durch Drohungen noch durch Gefahr zurückſchrecken. Touliesa beharrte auf ihrem Begehren. Ihr Gatte machte ihr nochmals die dringendſten und liebevollſten Vorſtellungen; ſie hörte ihn kaum an.

„Nun denn!" ſagte er, „es geſchehe was du verlangſt: aber hier kann ich dir deine Bitte nicht gewähren."

Er führte ſie zum Palaſt hinaus: ſie ſchritten einige Zeit weiter, bis ſie an das Ufer eines Fluſſes kamen. Der Geiſt blieb ſtehen und ſagte dann mit traurigbewegter Stimme:

„Touliesa! beharrſt du noch auf deiner Frage nach meinem Namen? . . . Siehe, noch iſt es nicht zu ſpät, darauf zu verzichten. . . .

Touliesa's Eigenliebe war zu ſehr im Spiele; ſie fand es unter ihrer Würde, ſich zurückzuziehen.

„Ich beharre darauf!" ſagte ſie.

Nachdem ihr Gatte dieſen Beſcheid vernommen hatte, ſtieg er bis an das Knie in's Waſſer und wiederholte ſeine Frage. Touliesa's Antwort war dieſelbe. Er ſtieg abermals vorwärts, ſo daß ſie ihm nur noch Kopf und Schultern ſehn konnte, und beſchwor ſein Weib

mit den zärtlichſten Worten, ſich nicht einer ewigen Reue auszuſetzen. Ach! die Tochter des Holzhackers war von ihrem guten Genius verlaſſen: ihr Stolz hatte Liebe und Vernunft bezwungen; ſie winkte mit der Hand, daß ſie nicht weichen wolle.

„Mein Name iſt Vasnak-Dan!“ rief der Geiſt und verſank im Fluſſe.

In demſelben Augenblicke tauchte der Kopf eines Fiſches aus dem Waſſer und verſchwand wieder, nachdem er einen zornigen Blick auf die zitternde Touliesa geſchoſſen hatte. Darauf ward ringsum Alles ſtille.

Als Touliesa zu ſich gekommen war, befand ſie ſich allein und war wieder in ihre zerriſſenen Lumpen gekleidet wie ehemals. Traurig und in tiefer Reue ſchlug ſie den Weg zum Palaſte ein; allein der Palaſt war nicht mehr vorhanden: er war mit den prächtigen Gärten, die ihn umgaben, in der Luft zerronnen. Die Ebene, in deren Mitte er ſich erhoben hatte, war in eine ſandige Einöde verwandelt.

Touliesa ging vorwärts, ohne zu wiſſen wohin. Bald erkannte ſie das Haus oder vielmehr die Hütte ihres Vaters, denn auch dieſe war wieder, was ſie vormals geweſen und ſchien noch mehr zerfallen als früher. Wie von ihr, ſo war auch das Glück von ihren Eltern gewichen. Sie hatten kein Reiſig mehr, kein Geld, keinen Vorrath im Hauſe. Da ſie durch ihren kurzen Wohlſtand an den Müßiggang gewöhnt

worden waren, ſo kam ſie die Arbeit ſauer an. Ihre Tochter mußte ſich nun allein dazu verſtehen und bekam zu ihren eigenen Gewiſſensbiſſen noch die bitterſten Vorwürfe von ihren Eltern. Sie liebte den Gatten, den ſie durch ihre Schuld verloren hatte, mehr als ſie es wußte und verzweifelte nun ihn nicht mehr zu beſitzen. Aber warum hatte ſie ihn nicht beſſer zu würdigen gewußt? warum hatte ſie ſeine Liebe mit Undank und Herzloſigkeit vergolten? warum blieben ihre Augen verſchloſſen vor den vielen Reichthümern, die er ihr gegeben? So ſeufzte ſie oft im tiefen Herzen und zürnte ihrer Thorheit und hätte gern ihr letztes Blut vergoſſen, ihren Fehler wieder gut zu machen.

Jeden Tag ſetzte ſie ſich mehreremale an den Rand der Ciſterne, allein die geheimnißvolle Stimme ließ ſich nicht mehr vernehmen. Touliesa kehrte traurig nach ihrer Hütte zurück und war getröſtet genug, wenn ſie nur ſo viel Holz zuſammenleſen konnte, um einen Bündel daraus zu machen.

Welch trauriger Wechſel war in ihrem Schickſal eingetreten! Sonſt wohnte, nach Arbeit und Mühſeligkeit, Friede in dieſer ärmlichen Hütte; Touliesa legte ſich auf ihre Strohmatte nieder und überließ ſich ihren Lieblingsträumen; ihre Träume waren Phantaſieen und keine Reue über die Vergangenheit. Jetzt ließ ihr der Jammer weder Ruhe noch Erholung zu. Gerne hätte ſie im Tod eine Rettung aus dieſem unglücklichen

Zuſtande geſucht, wenn ſie nicht die Gewißheit gehabt hätte, daß ihre Eltern ohne ſie Hungers ſterben müßten. Sie entſchloß ſich alſo zu leben, zu dulden und zu arbeiten.

Eines Tages als ſie den Wald durchſtreifte, ſah ſie ein Eichhörnchen an ſich vorüberhüpfen. Dieſe niedlichen Thierchen waren an dieſem Ort in großer Anzahl; ſie hätte dieſes eben nicht bemerkt, wenn es ſie nicht auf eine ganz beſondere Art angeblickt hätte, wodurch ſie an das Abenteuer im Garten erinnert wurde. Sie beobachtete es genau und beſchloß ihm zu folgen. Das Eichhörnchen ſchien darüber erfreut zu ſein ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben und ſprang langſam vor ihr her, manchmal das Köpfchen umwendend, um zu ſehn ob ſie ihm in der That folge. Es führte ſie an einen Ort im Walde, wo dürres Holz in Menge lag. Touliesa machte einen großen Bündel und kehrte fröhlich in ihre Hütte zurück.

Den folgenden Tag erblickte ſie daſſelbe Eichhörnchen wieder; es führte ſie abermals an jenen Ort im Walde. Es war ein ſtilles, heimliches Plätzchen, ringsum von weichem grünem Raſen umgeben. Nachdem Touliesa ihren Bündel zuſammengebracht hatte, ſetzte ſie ſich in den Schatten und ſchlief bald darauf ein.

Ein leiſes Stimmengeflüſter weckte ſie aus ihrem

Schlummer auf, und als ſie die Augen halb öffnete, gewahrte ſie einige Eichhörnchen, die mit einander geheimnißvoller Geſpräche pflogen. „Ach!“ ſagte eines von ihnen, „wie iſt unſer Feind auf einmal ſo mächtig geworden! Als ich jüngſt dieſe Gegend verließ, war unſer ganzes Geſchlecht noch frei und nun ſinde ich es in tiefer Knechtſchaft.“

Ein anderes antwortete: „Wiſſe, daß der grauſame Geierkönig Sarkaſukus eine unerwartete Verbindung eingegangen iſt. Die Mutter Basnak-Dau's, des Königs der Fiſche, hatte erfahren daß ihr Sohn eine Tochter der Erde geheirathet; ſie wußte, daß wenn ſie dieſe überreden könnte den Namen ihres Gatten zu erfragen, ſie die Gewalt wieder erlangen könne, die ſie durch deſſen Großjährigkeit verloren hatte. Nun hat ſie ſich mit Sarkaſukus verbunden, der als Krämerin verkleidet, ſich in den Palaſt ſchlich und der jungen Gattin jenen verderblichen Rath gab. Sofort hat die Königin ihren Thron wieder erobert; ihr Sohn ſchmachtet in Gefangenſchaft, und Sarkaſukus, der durch der Königin mächtige Hülfe ſtolz und ſtark geworden iſt, verfolgt uns mit grauſamer Bosheit.“

„Wie ſehr beklage ich die Tochter der Erde!“ ſeufzte das andere Eichhörnchen: „ſie hat mich aus den Klauen des grauſamen Sarkaſukus gerettet, und gerne möchte ich ihr meine Dankbarkeit zu beweiſen ſuchen. Wird

ſie denn für immer von ihrem Gatten getrennt ſein? und gibt es kein Mittel, ihn wieder zu beſitzen?

— „Es gibt ein Einziges," ſagte mit bedenklicher Miene das beleibteſte unter den Eichhörnchen, das eine gelehrte und angeſehene Perſon zu ſein ſchien, „aber dieſes Mittel iſt gefährlich. Sie muß ſich gegen Morgen wenden und bis zu einem großen Fluſſe wandern. Nachdem ſie an das entgegengeſetzte Ufer desſelben gelangt ſein wird, muß ſie das Neſt des Hooma's aufſuchen. Wie ſie aber über dieſen Fluß gelangen kann, weiß ich nicht, denn ſie kann ſich keinen Nachen verſchaffen und wenn ſie hinüber ſchwimmen will, ſo werden ſie die Fiſche ſogleich auffreſſen; hat ſie aber das Neſt glücklich gefunden, ſo muß ſie eines der Eier in ihrem Buſen verſchließen, wo es alſobald ausgebrütet ſein wird. Verkleidet muß ſie ſich dann zur Königin begeben und ſich als Dienerin bei ihr anwerben laſſen. Dieſe wird ihr die ſchwierigſten Arbeiten auflegen; wenn ſie dieſelben nicht alle glücklich zu Stande bringt, ſo verräth ſie ihre ſterbliche Abkunft und wird ſogleich den Fiſchen zum Fraße vorgeworfen. Jedoch wird ihr der Vogel, der aus dem Ei des Hooma's ausſchlüpft, bei allen dieſen Aufgaben treffliche Dienſte leiſten. Dieſer Vogel wird der grünen Schlange, welche die Königin um den Hals gewunden trägt, die Augen auspicken und in demſelben Augenblicke wird Basnak-Dau ſeinen Thron und ſeine

Gattin wieder erhalten. Dieſe wird dann durch die Zauberkraft des Hooma's, in deſſen Beſitz ſie ſich befindet und der ein Talisman iſt, Königin ſein und das Recht haben den Namen ihres Gatten zu wiſſen."

Die Eichhörnchen zerſtreuten ſich nun wieder im Walde. Was Touliesa von ihnen gehört hatte, entflammte ſie mit neuem Muthe. Die Gefahren, denen ſie ſich ausſetzen ſollte, um in den Wiederbeſitz ihres Gatten zu gelangen, ſchreckten ſie nicht zurück. Nur die Furcht ihre alten Eltern dem Hungertode preis zu geben, betrübte ſie. Voll von dieſen traurigen Gedanken, hob ſie ihr Reiſig auf; aber wie groß war ihre Freude, als ſie darunter einige Goldſtücke fand! Sie dachte gleich, ihr Freund, das Eichhörnchen, habe ſie hierher gelegt.

Da dieſes Geld hinreichte, die Eltern während Touliesa's Abweſenheit zu nähren, ſo machte dieſe ſich auf den Weg, die Abenteuer die ſie beſtehen ſollte, aufzuſuchen. Sie wanderte lange Zeit durch unbekannte Gegenden ohne daß ihr etwas Unangenehmes begegnete; ſie ſchien durch höhere Mächte Kraft und Schutz zu erhalten.

Nachdem ſie während einigen Wochen gewandert war, kam ſie an einen großen Fluß. Eine Menge ſchwarzer Fiſche tauchten daraus von Zeit zu Zeit ihre häßlichen Köpfe empor, um zu zeigen, daß ſie da ſeien um den Fluß zu bewachen.

Touliesa sann über Mittel nach, über diesen Fluß zu kommen und glaubte eines gefunden zu haben. Sie hatte einen irdenen Wasserkrug bei sich, diesen leerte sie und schloß den Hals desselben hermetisch zu; um ihren Krug schlang sie Bambusrohre, welche sie mit Binsen vereinigte. So hatte sie bald eine Flöße zusammengebunden, welche auf dem Wasser hintrieb. Nun war aber die Frage: wie sie sich im Angesicht der gräulichen Fische darauf wagen könne. Während ihres Zögerns kamen einige Eichhörnchen, welche ihrem Treiben zugesehen hatten, herbeigesprungen und hüpften auf die Flöße. Touliesa hielt dieß für ein günstiges Zeichen und sprang selbst darauf. Mit einer langen Stange entfernte sie die schwarzen Fische, von welchen der Fluß wimmelte und die mit drohendem Rachen nach ihr schnappten, und siehe, sie erreichte glücklich das andere Ufer. Sie stieg an's Land, die Eichhörnchen thaten deßgleichen, was Touliesa zu großem Trost gereichte, denn sie hoffte, von ihnen den Weg zum Neste des Hooma's zu erfahren.

Unfern vom Strande kam ihr ein Bienenschwarm entgegen, was sie ebenfalls für eine glückliche Vorbedeutung nahm. Die Eichhörnchen hüpften um sie her und stießen ein Freudengeschrei aus. So führten sie Touliesa bis in ein Thal, in dessen Mitte sich ein prächtiger Baum erhob, dessen Blätter wie lauter Smaragden glänzten.

Auf diesem schönen Baume bauten der Hooma und sein Weibchen eben ihr Nest, indem sie dazu die schönsten Lieder sangen. Dieß Alles hätte Touliesa wohl bewundert, wenn sie der Gegenstand ihres Vorhabens nicht so sehr beschäftigt hätte. Das Nest war bald gemacht und das erste Ei hineingelegt. Die beiden wundersamen Vögel waren so glücklich, das erste Pfand ihrer Liebe zu betrachten, daß Touli:sa den Muth verlor ihnen dasselbe zu rauben. Sie wartete bis einige Eier im Neste lägen, nahm endlich das letzte und verbarg es in ihren Busen. Mit diesem köstlichen Talisman versehn, und im Geleite der freundlichen Eichhörnchen, setzte sie ihre Reise fort. Endlich kam sie vor die Mauern eines großen Palastes. Die Hälfte ihrer Aufgabe war hier gelöst, allein andere Prüfungen sollten nun für sie beginnen.

Nicht ohne heimliches Grauen pochte sie am Thore und begehrte in den Dienst der Königin aufgenommen zu werden. Man führte sie in ein prachtvolles Gemach, wo diese auf einem Thurm von Purpurkissen saß; um ihren Hals wand sich die große grüne Schlange, das Sinnbild ihrer Macht. Die Königin glich ihrem Sohne etwas; ihre einstige Schönheit hatte noch einige unzweideutige Spuren zurückgelassen; aber ihr Anblick war streng und ehrfurchtgebietend; wer sie ansah, zitterte unwillkürlich. Ihre Augen waren durchsichtig wie diejenigen der Fische, und ihre Haare fielen in langen,

ſchlangenartigen Locken um die Schultern. Wie milder war dagegen Vasnak-Dan's Anblick! Touliesa erkannte, daß auch bei den Geiſtern ſich der Charakter der Seele auf dem Geſichte abſpiegle. Während ſie in dieſe Gedanken vertieft war, betrachtete die Königin ſie von Kopf zu Fuß; hierauf ſagte dieſe zu ihr, daß ſie keine Dienſtfrau annehme bevor ſie die nöthigen Prüfungen beſtanden habe; es komme nun auf ſie an, ob ſie ſich denſelben unterwerfen wolle, allein der geringſte Fehler ſolle mit dem Tode beſtraft werden.

Obgleich die Tochter des Holzhackers durchaus nicht wußte was man mit ihr beginnen werde, antwortete ſie, daß ſie zu Allem bereit ſei.

Sogleich überreichte man ihr ein kryſtallenes Glas; man führte ſie in einen, von hohen Mauern umgebenen, gepflaſterten Hof und ließ ſie da allein zurück, mit der Aufgabe den Duft von tauſend Blumen in dieſem Glaſe zu ſammeln. In dem Hofe war aber keine einzige Pflanze, kein Halm, geſchweige die tauſend Blumen, deren Duft Touliesa ſammeln ſollte. Das arme Mädchen verzweifelte beinahe. Bis jetzt hatte ſie immer noch auf den Beiſtand ihrer Freunde, der Eichhörnchen, gezählt; allein es ſchien, ſie hätten ſie verlaſſen; ſie waren außerhalb des Palaſtes geblieben und ſie hatte ſie ſeitdem nicht wieder geſehen.

Als ſie eben in tiefer Betrübniß zu weinen begann, flog ein dichter Bienenſchwarm über die Mauer; jede

Biene trug ein Beutelchen in welchem ſich Blumendüfte befanden; ſie leerten ſie in das Gefäß und die Luft ward von den herrlichſten Wohlgerüchen erfüllt.

Einige Augenblicke hierauf öffneten ſich die Thore, es traten Diener herein und brachten das Gefäß zu den Füßen der Königin, welche mit dieſer Probe zufrieden war.

An dieſem Tage durfte die Tochter des Holzhackers zum erſten Male wieder, nachdem ſie ihren Gatten verloren hatte, in einem guten Bette ſchlafen; ſie träumte von Bisnak-Dav.

Den andern Morgen brachte man ihr einen mit Sand angefüllten Waſſerkrug und befahl ihr, daraus einen reichen Schmuck für die Königin auszuſuchen. Allein ſie mochte ſuchen, ſo lange ſie wollte, ſie fand auf dem Boden des Gefäßes nichts als Sand. Die Eichhörnchen kamen ihr zur Hülfe: ſie trugen ein Körnlein nach dem andern fort und ließen dafür eine Perle oder einen Diamant vom ſchönſten Waſſer zurück. Touliesa, die einen trefflichen Geſchmack hatte, machte daraus ein wundervolles Geſchmeide. Die Königin hätte ſie gerne beſchämt, allein ſie mußte ſelbſt eingeſtehen, daß Touliesa's Werk vortrefflich gerathen.

Mit gleichem Erfolge beſtand ſie einige andere Proben, und ſchon glaubte ſie ſich dem Siege nah', als ſie bemerkte, daß ihr treueſter Gefährte, das kleine Eichhörnchen, traurig und niedergeſchlagen war; mehrere

Male zog es ſie am Schleier, und Touliesa, welche auf das geringſte Zeichen achtete ließ ſich von ihm bis an's Ende des Gartens in eine Laube von Hagebuchen führen. Hier hielten alle Eichhörnchen Rath. Touliesa ſetzte ſich unter einen Baum, ſchloß die Augen und horchte ihren Berathungen zu. Eine traurige Nachricht brachte die Eichhörnchen in Beſtürzung. Der grauſame Sarkaſukus, der König der Geier, hätte ſich auf den Weg gemacht um nach dem Palaſte zu kommen: gelänge ihm dieß, ſo wäre Touliesa's bisherige Arbeit vergeblich; ſie würde ſogleich erkannt und den Fiſchen zum Fraße vorgeworfen werden.

Um dieſem drohenden Geſchicke zu entgehen, mußte Touliesa nun verſchiedene Spezereien verbrennen, welche den Einzug des Geierkönigs allein verhindern können. Allein der Rauch dieſer Spezereien vertrieb auch zugleich die Eichhörnchen und Touliesa war nun ſich ſelbſt überlaſſen und hatte allein gegen einen eben ſo liſtigen als wachſamen Feind zu kämpfen, bis zum Tage wo das Ei des Hooma's, das ſie auf ihrem Buſen trug, ausſchlüpfen würde.

Touliesa that pünktlich was ihr die Eichhörnchen anbefohlen hatten, und da ſie damit beauftragt war, die Rauchpfännchen zu unterhalten, in welchen die Wohlgerüche brannten, ſo wählte ſie diejenigen Spezereien, welche die Kraft hatten den grauſamen Sarkaſukus zu entfernen und zündete dieſelbe an allen Enden des Palaſtes an.

Mehrere Male ſchon hatten die häßlichen Augen des Geierkönigs zu den Thüren und Fenſtern des Palaſtes hereingegrinzt, allein der Rauch, der ihm entgegenqualmte, vertrieb ihn jedesmal wieder. Er flog unabläſſig um das Gebäude herum und das Brauſen ſeiner Flügel glich einem Sturmwirbel. Touliesa lief von einem Rauchpfännchen zum andern und war von Mattigkeit erſchöpft; bald hätten ſie Kraft und Muth verlaſſen. Sarkaſukus verdoppelte ſeine Angriffe; jeden Augenblick konnte er eine Oeffnung entdecken, welche der Rauch nicht beſchützte und in den Palaſt dringen.

Allein jetzt hatten Touliesa's Bemühungen ihr Ziel erreicht: mit leiſem Gekrache zerſprang die Schale des Hooma-Ei's und ein junger Vogel kroch heraus. Plötzlich ſtieß der Geierkönig ein fürchterliches Geſchrei aus, ſpannte ſeine rieſigen Flügel, brauste davon und verlor ſich in den Lüften.

In wenigen Augenblicken war der eben ausgebrochene Vogel mit Federn bedeckt und mit Schnabel und Klauen verſehn. Jetzt ſtürzte er auf die grüne Schlange los, welche den Hals der Königin umwand und hackte ihr die Augen aus. Der Zauber war gebrochen. Die Königin fiel betäubt zu den Füßen ihres Thrones und ein Heer von Genien, zahlreiche Schaaren von Eichhörnchen, Fiſchen und Bienen führten ihren geſetzmäßigen König, Basnak-Dau, in den Saal herein. Die armſelige Kleidung Touliesa's war plötzlich in

königliche Prunkgewänder verwandelt. Ein Diadem funkelte auf ihrer Stirne; sie wurde allgemein als Königin und Gattin eines jener mächtigen Geister ausgerufen, welche unter gewissen Bedingungen, über die unsichtbaren Reiche herrschen.

So war Toulieſa's vorlaute Neugierde bestraft worden; so wurde aber nun auch ihre heldenmüthige und aufopfernde Beharrlichkeit belohnt.

Die seltsamen Unterthanen Vasnak-Dan's waren froh, nun gegen die Verfolgungen des grausamen Sarkasukus gesichert zu sein. Die Eichhörnchen besonders bezeugten ihre Fröhlichkeit durch allerlei artige und spaßhafte Sprünge. Das kleine Eichhorn, welches sich der armen Toulieſa so treulich angenommen hatte, stieg zur Würde eines königlichen Rathes.

Auch Nursingh und seine Gattin empfanden sogleich die Folgen der glücklichen Schicksalsänderung ihrer Tochter: sie saßen eben in einem Winke der dürftigen Hütte auf dem Boden und wollten ihr über der Asche geröstetes Brod verzehren, als sich plötzlich ein mit den herrlichsten Speisen, den köstlichsten Weinen beladener Tisch vor ihnen erhob.

An diesem Zeichen erkannten sie, daß Toulieſa ihren Gatten wieder gefunden habe, und sie dankten dem Wesen welches alle Dinge dieser Welt nach seinem Wohlgefallen leitet.

## 12. Das Irrkraut [1]).

Eine Waldphantaſie.

Wer in heißer Sonnenglut durch einen Fichtenwald gegangen, der kennt die würzigen Düfte welche, wie Weihrauchopfer, aus allen Faſern der braunen Harzſtämme mit den ernſten dunkelgrünen Nadelkronen emporſteigen, — Lebensbalſam, Heilallenſchaden, für Mark und Blut.

In dieſer ſtillen, feierlichen Mittagsſtunde, will ich ihn wieder trinken, in langen vollen Zügen, meinen Sommertrank. Umfluthet vom ambraduftigen ätheriſchen Meere, zieh' ich, ein ſeliger Wanderer, bald träumend, bald mit lautem Jubel, durch die Gänge meines trauten, wohlbekannten Bergwaldes.

Wie ich rede mit den hohen, ſchwankenden Halmengräſern, mit den lichten Waldblumen, mit den ſonnentrunkenen, ſummenden Bienen, mit der fröhlichen Schaar der Vögel: ſo reden ſie mit mir und laſſen mich in ihren Herzen leſen, und laſſen mich die laut-

[1]) Als ſolches gelten im Elſaß: das Eiſenkraut, verbena; die Attichſtaude, der kleine Wieſenhollunder und das Farnkraut.

klopfenden Pulſe ihres Naturlebens verſpüren. Beſeligende Wechſelwirkung, ſüßes Geheimniß der Liebe, hehre Offenbarung der Schöpfung!

Ihr Knaben und Mägdlein, mit den friſchen Roſenangeſichtern, mit dem kecken, lieblichen Trotz in den Mienen und dem ächten Gefühle der Freiheit das der Jugend ſo eigen iſt, — weilet, fliehet mich nicht! ich bin euer Freund; ich möchte eures Gleichen ſein an Einfalt, Frohſinn und Hoffnung!

Wie ſie hüpfen und rennen hierhin und dorthin, mit den Sommervögeln um die Wette, Blumen pflückend und friſchgrüne Kränze windend um die Locken!

Halt, Flachskopf, mit den blauen Cyanenaugen! halt, dort am Felſenhange! Siehſt du den Abgrund nicht? hörſt du die ſchäumende Welle nicht, die ſich tief unten toſend am Steingerölle bricht?

Um's Himmelswillen! Er iſt verſchwunden; er liegt zerſchmettert in der grauſen Schlucht!

Ach, wenn du noch eine Mutter haſt!

— Wo bin ich? . . . Im dichten Gebüſche von wilden Roſenhecken umſtrickt. Wo ſind die Kinder?

Ein leichtes Reh ſchaut mich an mit ſeinen klugen, treuherzigen Augen. Komm', mein Thierlein, fürchte dich nicht; ich bin kein Würgengel. Du biſt frei, freier als ich.

— Und nun wieder auf friſchem Raſengrunde! Wie ſchön blickt das Kruzifix, das Bild der himmliſchen Er-

barmung, aus den Blumenkränzen hervor! ein Wegweiser in der Wildniß, ein Troſt in ſtiller Waldeinſamkeit. Wer hier unbemerkt von Menſchenaugen und nur geſehen von Dem der in des Herzens Tiefen ſchaut, zu deinen Füßen ſinkt, dem iſt's um's Beten zu thun; der weiß was ihm fehlt; der weiß, wer ihm aufhilft.

Da kommt ſie in ihren Trauerkleidern, die alte treue Gertrud. Ihren einzigen Sohn, ihr Letztes auf Erden, haben ſie geſtern begraben. Der liebe Gott hat ſie ſo recht gründlich geprüft und heimgeſucht. Die aber hält die Probe. Welch' ſtiller Friede ſchwebt um ihr blaſſes Geſicht; wie verklärt ſchaut ihr Auge gen Himmel, und jener lichte Sonnenblick, der grüngoldig durch die Laubzweige herab ihr ums Haupt zittert, iſt ein Abglanz der Herrlichkeit aus dem Lande nach welchem ihr Herz ſich ſehnt.

Sie ſinkt betend nieder am Kreuze. Sie weint nicht, denn ſie glaubt; ſie klagt nicht, denn ſie hofft.

Jetzt ſteht ſie auf. Ich muß mich an ihrem troſtreichen Anblicke erheben; an ihrem ſchlichten, feſten Worte mich erbauen.

Wo iſt ſie hingekommen?

Wo bin ich ſelber?

— Von Felſen rings umſchloſſen. Der Waldbach ſtürzt ſich brauſend in den Schlund; ſchwarzer Moor

füllt die Gründe; die Bäume hoch oben, wölben ſich zu finſtern Hallen. Wie grauſenhaft iſt dieſe Stelle! Ich kenne mich nicht mehr in meinem Walde.

Fort, fort aus dieſer ſchaurigen Wildniß!

Immer dichter wird das Dunkel. Das fröhliche Liebeszwitſchern der Vögel iſt verſtummt. Schwarze Raben, Unglücksboten, ſchwingen krächzend die Flügel über meinem Haupte . . . Und weiter, immer weiter! — Ein lichter Punkt!

Hellblaue Sinnblüten ſchimmern aus dem Mooſe.

Ha, hier erkenn' ich mich wieder! Wer ſchlummert unter der Marieneiche?

Du biſt's, holdſelig Kind, des Wiedertäufers Töchterlein? Es ſteigt und ſinkt die Bruſt. Es ſpielt ihr wie Maiſonnenblick ein ſanftes Lächeln um die Lippen. O glücklich der Mund an den ſich dieſe ſchließen, der den Kuß, den Trank der Liebe, der aus des Herzens Tiefen quillt, darf trinken!

Schlummre in Frieden, Unſchuld! dein iſt die Erde; dein iſt der Himmel! Leb' wohl, du ſchönes Bild!

— Allein, ich wollte ja nur in der warmen Mittagsſtunde des zauberiſchen Waldhauches genießen, und ich irre ſchon ſtundenlang bald durch bekannte, bald durch unbekannte Stellen; bald in engern, bald in weitern Kreiſen, immer und immer um dieſelben Punkte!

Bin ich den Waldgeiſtern verfallen? hat die Quell-

nixe ihr wildes Auge auf mich geworfen und will mich einſpinnen in ihre ſilbernen Zaubernetze?

Schon neigt ſich die Abendſonne. Ich bin des langen Wanderns müde und will hier unter der hundertjährigen Buche auf weichem Moosbett raſten.

Aber, was raſchelt im Gebüſche?

Eine Koppel Hunde kläfft mich an, und jetzt erſcheint der Förſter, mein guter Getreuer von jeher. Mit großen Augen ſchaut er mich an. Doch der kennt ja meine Luſt am Waldſtreifen, und willig folge ich ſeiner Einladung Quartier bei ihm zu nehmen bis morgen frühe.

Nachdem ich nun beim Nachtimbiß meine lange, abenteuerliche Wanderung durch den Wald erzählt hatte, lachte mich mein Forſtmann aus und vermeinte, ich hätte dieß Alles unter einem ſchattigen Baume geträumt.

Walpurgis, das Töchterlein, lachte auch und kredenzte mir ein funkelndes Glas Magen- und Herzenstroſt.

Aber die ſteinalte Baſe, die hinter dem Ofen ſaß, ſagte kopfſchüttelnd: „Kommt einmal da 'rüber, Herr Waldſtreifer, damit ich Euch die Schuhe löſe!“

Ich that es.

Sie nahm die Schuhe, kehrte ſie um und rief:

„Da haben wir's, — Farnkrautſame! Ihr ſeid auf's Irrkraut getreten, und müßtet noch jetzt in Nacht und Nebel umherirren, bis zum Morgengrauen, wenn Euch der Klaus nicht aus den unheimlichen Gewalten der Naturgeiſter gerettet hätte.“

# 13. Der Berggeiſt Zäpfchen und das Schneiderlein.

Märchen.

Im Ländchen Vorarlberg, das von den letzten nördlichen Verzweigungen des rhätiſchen Alpenſtockes durchzogen, nur aus hohen Bergen und tiefen Thälern beſteht und bis an den Bodenſee vorreicht; da, wo das Flüßlein Ach ſich ſchäumend über zackige Granitfelſen auf würzige Wieſengründe herabſtürzt, hauste vor vielen hundert Jahren Zäpfchen, das Bergmännlein. Warum es alſo genannt ward, lieber Leſer, ſollſt du ſpäter erfahren.

Zäpfchen war die beſte Seele von der Welt und voller Güte und Dienſtfertigkeit gegen Alle, welchen ein lauteres Herz im Buſen ſchlug. Sein Reich erſtreckte ſich über einige Bergwaldungen hin, in welchen einſam Hütten ſtanden; an den Abhang eines der höchſten Berge lehnte ſich ein trauliches Dörfchen. Dahin kam der Berggeiſt manchmal, wenn die Feierabendglocke verhallt war, und ſah, jedem Blicke verborgen, in den Sommermonden dem Spiel der Kinder vor den Hausthüren zu oder dem Tanze der Junggeſellen

und Dirnen unter der Linde. Und so geschah's oft, daß er braven Kindern unversehens goldene Nüsse in die Schürze warf oder mit unsichtbarer Hand einem sittigen Mägdlein ein silbernes Haideblümchen an's Mieder heftete. Die Beschenkten wußten wohl von wannen die freundlichen Gaben kamen und segneten Zäpfchen im Stillen. Am liebsten aber trieb er sich in seinen Wäldern umher und auch da fand er oftmals Gelegenheit den Umwohnern sein Wohlwollen zu beweisen, wenn sie's verdienten. Armen Kindern, die tagelang mit ihren Ziegen in den Bergen umherzogen und zu ihrem trockenen Schwarzbrode nur die frische blaue Bergluft und die goldenen Sonnenstrahlen zu trinken bekamen, ließ er plötzlich die größten und würzigsten Erdbeeren aus dem Boden sprießen, oder schlug mit seinem Zauberstäbchen an eine moosige Felsenwand, und leitete einen süßen Quell heraus, in welchem die schönsten Forellen, die herrlichsten Krebse wimmelten, und die Kinder jubelten dann mit dem reichen Fang nach Hause. Alten Mütterchen, die mühselig die jähen Abhänge hinaufkeuchten um dürres Reisig zusammen zu lesen, trug er eiligst einen tüchtigen Bündel zu und machte ihn durch seine wunderbare Macht so leicht, daß sie eine Handvoll Stroh zu tragen meinten; auch legte er manchmal einen neuen Rock, eine neue Mütze oben drauf oder steckte einige blanke Thalerstücke zwischen hinein, die, wenn die guten

Mütterchen ihre Bürde beim Herdfeuer niederwarfen, mit hellem Klingen in die Küche rollten. Hartherzige und übermüthige Gesellen oder Betrüger haßte er von Herzen und strafte sie oft auf possierliche Weise. Holzdiebe, die gesunder Bäume nicht schonten und die kräftigsten Aeste davon abhieben oder jungen Aufwuchs reuteten, machte er ihre Last so schwer, daß sie auch den anscheinlich leichtesten Bund nicht aus der Stelle bewegen konnten und immer mit leeren Händen zurückkehren mußten; dazu steckte er ihnen oft einen langen Pfriemenzweig so fest in die Haare, daß sie ihn nicht losbringen konnten und mit diesem seltsamen Kopfschmucke, unter dem lauten Gelächter der Leute, in's Dorf ziehen mußten. Und es hieß dann jedesmal: Dem hat Zäpfchen wieder einen Maien gesteckt! Einen unbarmherzigen Dorfbeamten ließ er einmal in Dornen gerathen und sich darin so sehr verstricken, daß er mit Aexten ausgehauen werden mußte. Einen unverbesserlichen Trunkenbold, der Haus und Hof verpraßt, und Weib und Kind an den Bettelstab gebracht hatte, ballte er wie eine Kugel zusammen und rollte ihn von der höchsten Firn ins Thal herab, geradezu in den Weiher, und ließ ihn nicht eher wieder heraus, bis er einige Maaß Wasser geschluckt und auf's Heiligste versichert hatte, nun keinen Tropfen Wein mehr zu trinken und für die Seinigen zu arbeiten, aus Leibeskräften.

Zäpfchen zeigte sich selten in seiner wahren Beschaf-

ſenheit und nur hie und da hatte ihn ein Sonntagskind geſehen, wie er, im weißen goldgeſtickten Seidenmäntelchen, und ein funkelndes Krönchen auf dem blonden Lockenköpfchen, auf einem leichtfüßigen Eichhorn im geſtreckten Galopp die höchſten Bäume hinauftritt, oder wie er in einer klaren Maienquelle die wunderfreundlichen Aeuglein wuſch.

2.

An einem ſchönen Herbſtabende kam der Berggeiſt wieder einmal in's Dorf herab und trat unerkannt in die Schenke. Er trug ein rothes, ziemlich verbleichtes Röckchen und apfelgrüne Beinkleider; ſein winziges, zartes Angeſicht war weiß wie Schnee, nur daß ſeine Bäcklein prangten wie zwei friſchgefallene Aepfelein, dagegen ſtach die Naſe wohl einen halben Schuh in's Land hinaus und die langen, ſpitzen Ohren ſtanden zu beiden Seiten über das runde Filzhütchen hervor, als wenn ſie es feſthalten ſollten. Nachdem er ſeinen Wanderſtab hinter den Ofen geſtellt hatte, ließ er ſich am hinterſten Tiſche nieder und forderte eine Kanne Weißbier, ſtopfte ſich ein Pfeifchen und wirbelte reichliche Dampfwolken in die Stube. Die Gäſte ſaßen je drei bis vier beiſammen, ſpielten, ſangen oder ſchwatzten von dem und jenem. Vor Allen machte ſich der ſpindeldürre, langbeinige Dorfſchneider heraus, der, was auch Zäpfchen nicht unbekannt war, nicht gerade zu

den ehrlichſten ſeines Gewerbes zählte. Er hielt ſich, da er zur Zeit als Geſelle einige Stunden weit fortgewandert war, für einen gereisten Mann und jedenfalls um ein Gutes witziger als die dummen Bauern, die ihre Kirchthurmſpitze nie aus den Augen verloren hatten und denen er deßwegen allerlei blaue Nebel vormalte. Der Berggeiſt ſaß, von den Anweſenden unbemerkt, in ſeiner Ecke und hatte dazu noch das Licht auf ſeinem Tiſche ausgeblaſen, um dem Treiben in der Schenkſtube deſto ungeſtörter zuſehen zu können; auch wollte er ſich einen kleinen Spaß bereiten.

Der Wirth hatte eben einige friſche Kannen Bier aufgetragen und den Gäſten eingeſchenkt, und ſowie je Einer derſelben davon trank, brach er in lauten Jubelſchrei aus, und wußte den herrlichen Saft nicht hoch genug zu preiſen. „Ei, Vetter Chriſtel!“ riefen ſie in einem Athem, „was habt Ihr da für ein königliches Bier! wo habt Ihr dieſen Trank her! ſo iſt noch keiner über unſere Lippen gekommen!“ Der Wirth war von dieſen plötzlichen Lobſprüchen auf ſeine Waare nicht wenig überraſcht, denn er hatte die letzten Kannen aus demſelben Faſſe gezapft, wie die vorigen. Er wollte eben Beſcheid geben, als der Schneider auf das einſtimmige Loben des neuangekommenen Bieres, ſein Glas ebenfalls anſetzte, es aber ſogleich wieder von den Lippen zog und in die Stube warf, daß es in tauſend Stücke zerſchmetterte.

„Wollt Ihr mich zum Beſten haben, Vetter Chriſtel, daß Ihr mir allein Sauerbrühe auftiſcht, mit der man alle zerriſſenen Strümpfe im Dorfe zuſammenziehen könnte!“ ſchrie er. — Der Wirth und die Gäſte lachten hell auf und betheuerten, daß ihm ja aus derſelben Kanne eingeſchenkt worden ſei, wie jedem Andern und daß er wohl etwas Unlauteres in ſeinem Glaſe gehabt haben müſſe, das dem Biere den ſauren Geſchmack gegeben; und zur Ehrenrettung des wundervollen Getränkes ſtürzte jeder ſein volles Glas hinab.

„Kommt zur Beſinnung, Meiſter“, ſagte der Wirth, „und zahlt mir vorerſt mein zerbrochenes Glas, dann ſollt Ihr ein anderes haben und Euch überzeugen, daß Ihr mir Unrecht gethan!“

Der Schneider ſuchte in allen Taſchen und warf endlich einen abgeſchliffenen Dreier auf den Tiſch.

Ein anderes, kriſtallhelles und durch und durch reines Glas wurde gebracht, und der Schneider hielt ſelbſt die Lichtprobe. „Nun laßt ſehen und ſchenkt mir denn von dem Wunderträuklein ein!“ ſagte er und alle Gläſer wurden gefüllt. Und abermals jubelten die Andern und fanden den Trank noch beſſer als vorhin und der Schneider verzog wieder das Geſicht und ſchrie: „Das iſt ja vollends ſauer wie Gift!“ Die Bauern lachten und ſoppten ihn nun aus Herzensluſt, aber Keiner wußte, daß der Schelmenſtreich

von dem anweſenden Berggeiſt herrührte, der ſich im Finſtern vor Lachen das Bäuchlein hielt.

„Das Bier iſt ein wahrer Ausbund! ein wahrer Fürſtentrank!“ rief plötzlich ein feines durchdringendes Stimmlein, „gebt mir doch noch eine Kanne, Herr Wirth!“

Alle ſchauten ſich um und gewahrten den kleinen fremden Gaſt in der Ecke. Der Schneider wurde darob noch wüthender, ergriff das Licht und ſtürmte auf Zäpfchen los; allein, ſein Anblick kam ihm ſo über die Maßen wunderlich vor, daß er ein lautes Gelächter ausſtieß.

„Seht doch den Unhold an!“ rief er den Uebrigen zu, „ſitzt er wohl bei der Kanne, oder die Kanne bei ihm! Ei, Männlein, wollt ihr Euch nicht ein Pelzmäntelchen zuſchneiden laſſen für euer langes Riechwerkzeug, gegen welches unſeres Schulzen Naſe nur ein Sproßkukümmerchen iſt! bei den herannahenden Winterfröſten möchte es wohl Gefahr laufen Euch abzufrieren; auch eure Oehrlein gucken ſo keck und ſpitz empor und ſollten Futterälchen haben, und gar noch euer rothes Röcklein! das iſt ja ſo in's Gelbe geſchoſſen, daß Ihr Euch damit nicht unter ehrlichen Leuten zeigen ſolltet!“

Die Bauern platzten beinahe vor Lachen, bei jedem neuen Witze des Schneiders. Doch wider Erwartung, ſtund der Fremde auf und entgegnete gelaſſen und höf-

lich: „Ich dank Euch gar sehr, mein lieber kunstfertiger Meister, für euer gütiges Anerbieten, Ihr mögt wohl Recht haben und es kommt mir ganz gelegen, wenn Ihr meine Blößen etwas bedecken wollt; seid nur so gut und macht mir euern Ueberschlag für Zeug und Zubehör, so will ich Euch Alles mit Dank bezahlen.“ Dabei griff er in die Tasche und klingelte mit einigen Goldstücken, was dem Schneider wie lauter Musik schien. Er hoffte einen tüchtigen Schnitt zu machen, vergaß alsbald sein saures Bier und legte seine leichtfertigen Reden ab.

In wenigen Minuten hatte er mit seiner Rechnung den ganzen Tisch bekreidet und versicherte, daß, in Betracht des geschenkten Zutrauens, die Kleidung wohl nicht höher als auf fünfzig armselige neue Thaler zu stehen kommen solle, wofür er aber etwas liefern wolle, wie's kein Hofschneider zu Stande brächte.“

„Top, eingeschlagen!“ rief der kleine Gast, „und nehmet mir gleich das Maß, so soll alles in Richtigkeit kommen!“

Das war auch alsbald geschehen.

„In acht Tagen habt Ihr meine Arbeit,“ sagte der Meister, „und sollt zufrieden sein“; aber heimlich berechnete er schon, wie er von dem übrigen Zeuge sich und seine Kinder herausputzen wolle und ihm noch ein reicher Geldgewinn bleiben würde.

Nach abgemachtem Handel stand das Bergmännlein

auf und warf dem Wirth ein blankes Goldſtück für ſeine Zeche hin, griff nach ſeinem Stock und wollte, die Gäſte höflich grüßend, von dannen ziehen.

„Werther Herr", rief ihm der Schneider nach, „noch Eins, um Vergunſt, ſagt mir doch, wo ich meine Arbeit abliefern ſoll, denn Ihr ſcheint hier fremd zu ſein und ich kenne eure Herberge nicht!"

— „Bringt ſie nur ins hintere Mühlenthal zum alten Holzfäller Baſtian und fragt nach dem Grafen von Schelmenruthe," ſagte Zäpfchen, ſich umwendend, „und es ſoll mich freuen, wenn eure Freunde da Euch begleiten wollen, und wird ſie nicht gereuen!"

„Wir kommen Alle mit!" rief die ganze Schenkſippſchaft, die Mützen ſchwingend, denn das klingende Goldſtück auf dem Tiſche und der Grafentitel hatte ihnen Reſpekt eingeflößt, und mancher hoffte ſchon einen fröhlichen Tag mit dem kleinen reichen Herrn zu verleben.

„Nun in acht Tagen, früh Morgens, bin ich Eurer gegenwärtig; bis dahin gehabt Euch allerſeits wohl!"

3.

Die Sonne des bezeichneten Tages war eben aufgegangen, als das Dorfſchneiderlein, welches die Zeit über Tag und Nacht an der beſtellten Arbeit gekünſtelt hatte, im Gefolge ſeiner Frau und Kinder und der Wirthshausgeſellſchaft, das Dorf verließ. Er hatte ſeinen prächtigſten Rock angelegt, und ſein ſchneiderliches Kunſtwerk trug er in einem blendend weißen Tuch unter dem Arme.

Mit triumphirender Miene ſtolzierte er dem Zuge voran, und ſeine langen Beine legten mit einem Schritte dreimal ſo viel Weg zurück, als ſeine Begleitung, die nothwendigerweiſe weit hinter ihm zurückgeblieben wäre, wenn nicht ein ebenfalls langbeiniger Freund des Schneiders Rockſchoß ergriffen hätte; ein Anderer nahm den des Zweiten; dieſen erhaſchte ein Dritter, ſo daß ſich endlich Alle, wie an eine Schnur gefaßt, hintereinander bergauf bewegten.

So ging's über eine Stunde aufwärts, bis der Schneider am Fuß einer himmelhohen Rothtanne plötzlich wie angewurzelt ſtehen blieb; er ſetzte wohl ein Bein über das andere weg, allein er konnte doch nicht von der Stelle kommen, ſo ſehr die Andern hinter ihm drückten und ſtießen, bis ſie ſich Alle trennten und ſich um den Schneider herumreihten.

Da bewegte ſich plötzlich auf der oberſten Spitze des nächſten kahlen Berges eine kleine Geſtalt, die man noch nicht deutlich erkennen konnte, nur bemerkte man, daß ſie auf einem Beine mit vieler Geſchicklichkeit herunter hüpfte.

Trotz des Unfalls der den Schneider getroffen hatte, ſchauten Alle unwillkürlich nach dem ſeltſamen Tänzer und Allen wurde es klar, daß es der Berggeiſt ſei, der heute in ſeiner Lieblingstracht, als hüpfender Tannzapfen, etwa zwei Schuh hoch, über die größten Felſen herabſprang.

Schon konnte man das niedliche Geſicht mit den rothen Bäcklein, unter dem grünen Binſenhütchen entdecken, zwiſchen zwei Schuppen auf beiden Seiten ſtanden die Aermchen heraus; der ganze untere Theil war aber nichts weiter als ein Tannzapfen, und der Leſer hat bereits errathen, daß das Bergmännlein dieſem Umſtand den Namen Zäpfchen zu verdanken hatte.

Groß und Klein, Alles ſchlug in die Hände, und jubelte laut bei ſeiner Annäherung; nur dem armen Schneiderlein pochte das Herz gewaltig und gewaltiger, denn er ahnte, daß der Beſuch wohl ihm gelten möchte, und ſah in dem geheimnißvollen Gaſt der Torfſchenke und dem Berggeiſt eine und dieſelbe Perſon. Er fie mit dem Geſicht auf die Erde und zog beide Rockſchöſſe über den Kopf, damit ihn Zäpfchen nicht entdecken möchte; die Andern aber bat er, ſich dicht um ihn herzureihen und ſeine Gegenwart nicht zu verrathen. Dieß geſchah wohl; es drängten ſich Alle um ihn her und ſuchten ihn beſtmöglichſt zu verbergen, allein Zäpfchen war unterdeſſen angerückt und mit einem Satze ſaß er auf des Schneiders Rücken, hob die Rockſchöſſe empor und ſang lachend:

„Wer ſitzt in dieſem Thürmelein?"

Gerne hätte der arme Wicht geantwortet:

Des Königs, Königs Töchterlein —

allein, nun war an kein Entrinnen mehr zu denken und mit kläglicher Stimme quickte er:

Ein armes, armes Schneiderlein,

wobei er ein Geſicht zeigte, vor Angſt ſo weiß, ſo weiß als ob es eben von der Bleiche gekommen wäre.

In demſelben Augenblicke aber ſtand Zäpfchen, verwandelt, als Graf von Schelmenruthe vor ihm, ſo wie er vor acht Tagen in der Schenke geſeſſen, mit der langen, ſpitzigen Naſe, den langen Oehrlein und dem rothen verſchoſſenen Röckchen.

„Ich wollt' Euch den Weg zum Mühlenthale erſparen, Meiſter," ſagte der Geiſt und ſeine Augen funkelten dabei ſo unheimlich und wild, daß es allen Umſtehenden kalt über den Rücken lief. — „Ihr mögt mir eure Arbeit nur hier abliefern, meine Diener können ſie ſelbſt nach Hauſe tragen!" Und ſogleich hüpften zwei Eichhörnchen in rothen Mäntelchen herbei, und hielten ſich auf den Hinterfüßen, wie Menſchen aufrecht. Der Schneider ſtand auf und überreichte zitternd das Tuch, in welchem ſich die Kleidungsſtücke befanden und brachte in der Beſtürzung kein Wort heraus.

„Nun noch Eins," ſagte Zäpfchen, „daß Ihr ein Spitzbube ſeid von Haut und Haaren und das ganze Dorf beſtehlt und auch mich beſtohlen habt mit eurem Handel, weiß ich ſchon. Sagt mir nun einmal gründlich: Wie viel neue Thaler habt Ihr mir zu viel abgenommen."

— „Ach! allergnädigſter Herr Graf... Herr Geiſt...

Herr... ſtotterte das Schneiderlein, „die ſchlechten Zeiten, meine groſse Familie. . . . .“

— „Weiß ſchon, weiß ſchon,“ entgegnete Zäpfchen, „den Schelmen fehlt's nicht an Ausflüchten, ich will aber jetzt keine hören; ich bin heute der Graf von Schelmenruthe und möchte meine Ruthe ein wenig an einen Schelm anſetzen; macht's nur ſchnell, denn Ihr kriegt eine groſse Beſtellung von mir!“

— „Fünfzehn Thaler koſtet Zeug und Zubehör,“ bekannte der Schneider, „fünf Thaler hab' ich wohl an Arbeitslohn verdient, und auf die andern dreißig die mir zu gut fallen konnten, ſollte ein ſo reicher Herr, wie Ihr, nicht achten!“

— „Hier ſind die zwanzig verdienten Thaler, ich gebe ſie eurer Frau und euern Kindern; die andern dreißig ſollen an die Armen im Dorfe vertheilt werden und Ihr ſollt dafür dreißig Ruthenſtreiche in Empfang nehmen.“

Kaum hatte das Bergmännlein das Wort ausgeredet, ſo ſprangen die Eichhörnchen mit Birkenreiſern herbei und zählten dem Schneider die dreißig fortissime auf.

— „Nun aber ſind wir noch nicht fertig. In eurer Stube iſt ein Eckſchränkchen, da liegt ein Bällchen rothen Tuches noch fein unangetaſtet, das wohl ſo ein Abſchnitzel des meinigen ſein mag; das werdet Ihr demnach ſogleich herauf befördern, es macht gerade ſo viel-

aus als es zu zwölf Tschöpchen für die zwölf ärmsten Kinder des Dorfes bedarf. Macht Euch auf die Beine und kommt eiligst wieder!"

Dies ließ sich der Schneider nicht zweimal sagen, er glaubte den Geist über einer Dummheit ertappt zu haben und nahm sich wohl vor zu gehen, aber nicht wieder zu kommen. Er sprang auf und rannte wie unsinnig den Berg hinab; allein unversehens hatte ihm Zäpfchen eine Schlinge um den Fuß geworfen, und hielt ihn, so sehr er auch eilte, fest wie einen Maikäfer am Faden; die Schnur hatte Zäpfchen in der Hand und sie wuchs nach, so wie der Schneider lief. Mehrmals wollte er sie mit seiner großen Scheere hinter sich abschneiden, konnte aber damit nicht zu Streiche kommen und hatte sie noch am Fuße als er schweißtriefend in seine Stube trat, und fühlte, nachdem er das Päckchen Tuch hervorgeholt hatte, eine kräftige Hand welche die Schnur stets an sich zog.

Der Schneider keuchte mit seiner Last wieder bergauf, unter dem großen Jubel der Dorfbewohner, die ihm nachfolgten, denn aus allen Häusern waren sie jetzt zusammengelaufen. Athemlos kam er zurück und fiel vor dem Berggeiste nieder.

— „Seht Euch einmal diese Rothtanne an," sagte dieser lachend, indem er auf den Baum wies, „es ist die schönste und größte die in meinem Walde steht; ich will sie Euch zur Werkstatt leihen bis Ihr mit den zwölf

Tſchöpchen fertig ſeid und dann will ich Euch für dies-
mal in Ruhe laſſen; ſteigt nur immer friſch hinan,
auf der Firſt oben iſt's luſtig, man ſieht weit herum."

Vergebens ſträubte ſich das arme Schneiderlein und
betheuerte, er ſei ſein Lebtag auf keinen Baum geſtiegen
und könne daher mit dem beſten Willen den Auftrag
nicht vollführen. Vergebens flehten Weib und Kind.

— „Nur friſch angeſetzt, Ihr ſollt Hülfe bekommen,"
ſagte Zäpfchen und die beiden Eichhörnchen trieben den
Schneider zur Tanne, ſchalteten und zogen an ihm
mpor, und im Nu ſaß er oben in der Spitze und
uckte grämlich zwiſchen den ſpitzen Nadeln hervor.
Das Tuch hatte man ihm ebenfalls nachgeliefert, ebenſo
Faden und Zwirn. Und auf des Berggeiſts Geheiß
alfen ihm die beiden Eichhörnchen an der Arbeit.

Die Sonne wollte eben untergehn, als der Schneider
as zwölfte Tſchöpchen herunter warf.

Zäpfchen war mit ſeinen Eichhörnchen auf einmal
erſchwunden und Niemand wußte wo ſie hingekommen
aren.

Der Schneider machte ſich vom Baume herab, und
hwor, von nun an, ein ehrlicher Mann zu werden,
as er auch treulich gehalten haben ſoll.

# 14. Martin Kulm von Mülhausen und der Rappenwirth von Thann.

Ein Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert.

Als hätte ihn der „heiße Rangen angegangen,“ [1]) kam ſchweißtriefend und rothhaarlaufenen Angeſichts den 30. September des Gnadenjahrs 1544 der Thanner Stubenknecht Hans Pitterlin in des Rappenwirths und Rathsherrn Diebold Tſchamſer's Hof gerannt und ließ ſich athemlos auf der ſteinernen Hausbank nieder.

„Was haſt Neues, Stubenknecht? Will der Katzenſteg zuſammenfallen? hat der Teufel die rebelliſchen Bauern wieder losgelaſſen? läuft die Thur über den

---

[1]) „Daß dich der heiße Rangen, d. h. St. Urbans-Plag angehe oder anſtoße!“ iſt eine Verwünſchungsformel, von dem auf dem Rangenberg, bei Thann, wachſenden ſtarken Rangenweine hergenommen, der verderblich auf die Nerven wirkt. Im 16. Kapitel der Gargantua bezeichnet Fiſchart die Wirkungen dieſes in Uebermaß genoſſenen Weintranks in ſeiner derben Weiſe alſo: „Im Rangewein zu Dann, da ſteckt der heylig S. Rango, der nympt den Rang und ringt ſo lang, biß er einen rängt und tränzt unter die Bänck.“

Bungert aus!“ rief ihm der unter dem Scheunenthor ſtehende Rappenwirth zu.

„Er kommt! er kommt! weiſer und ehrſamer Herr Rathsherr, er kommt!“

— „Wer denn?“

„So iſt noch Keiner durch das Oberthor der Pfirter Herrſchaftsſtadt Thann geſchritten!“

— „Nun wer denn, du Donnerſchieß! mach' doch des Rappelns ein End'!“ rief Herr Tſchamſer unwillig. Statt aller Antwort war Pitterlin wieder aufgeſprungen und ſchickte ſich an das Hofthor zu ſchließen. Da faßte ihn ein gewaltiger Arm und gab ihm einen Trillerſtoß, daß er wie vom Wirbelwinde ergriffen herumkreiſte und taumelnd auf eine Strohwelle niederſank.

Der gewaltige Arm gehörte einem gewaltigen Kriegsmanne an, von mehr als gewöhnlicher Größe, ſtark und breitſchultrig, deſſen Augen unter dem mit rothen Federn geſchmückten Schlapphute drohend hervorblitzten. Ueber den ſchwertumgürteten Waffenrock hatte er einen dunkelbraunen Mantel geworfen; in der rechten Hand trug er das Feuerrohr; in der linken einen wohlgeſpickten Ranzen, den er eben von der Schulter abgenommen hatte.

„Wollteſt mir das Thor vor der Naſe zuriegeln, Knechtlein?“ rief er dem zitternden Hans Pitterlin zu; — „dafür müßteſt du noch ein Halbdutzend Thanner

Pfrundknechte und ein Dutzend Kattenbacher Weinläder bestellen! Hab' dir aber den Wirbeltanz gelehrt, nicht wahr, Knechtlein, hast genug daran bekommen?"

– „Ach, gnädigster Herr Ritter, Herr Graf, Herr Fürst, Herr . . . !" wimmerte kleinlaut der arme Pitterlin und hatte Mühe sich von seinem Strohbunde zu erheben, — „hab' ja eher auf- als zuschließen wollen; war bei euerm Anblick so dermaßen erstaunt . . . !"

„'s Maul gehalten, Lügenmaul, und ohne Musik abmarschirt, und nur gleich, wenn dir dein einfältiger Schädel lieb ist!" donnerte ihm der Kriegsmann zu und stieß ihn gegen das Hofthor, durch das der Stubenknecht eiligst und heilfroh entwich.

„Ihr seid der Herr Rappenwirth?" fragte der Fremde, sich nun diesem zuwendend.

— „Ganz zu Diensten," erwiederte derselbe, „Rappenwirth, auch wiedererwähltes Mitglied eines weisen, ehrsamen Rathes allhier."

„Weiß oder schwarz, Rath oder Unrath ist mir jetzt eben gleichviel; wenn nur eure Köchin Rath weiß! Ihr müßt für mich und einige brave Kriegsgesellen, die nachkommen sollen, einen tüchtigen Mittagimbiß besorgen. Wir haben des Kaiser Karls Gelüsten, sich der guten Stadt Paris zu bemächtigen, einen Grenzstein gesteckt, so groß und so schwer wie euer Bibbelstein auf dem Ochsenfelde; haben den 18. September

zu Crepy Frieden geſchloſſen; kommen vom lotharingiſchen Gebirge herüber und wollen den Vierundvierziger im Elſaß mitherbſten helfen. Alſo, wie geſagt, einen guten Mittagimbiß bereitet uns, Herr Rappenwirth und wiedererwählter Rathsherr!“

— „Und der Gedecke, wie viele?“ fragte dieſer.

„Laßt ſechſe aufſtellen! unterdeſſen aber laßt mir eine Kanne Drachenfelſer und eine Kanne Roſenburger in die Stube bringen; von den leichten, ſanftmüthigen Weinſorten waren es immer meine Lieblinge; den goldenen, feurigen Rangen ſparen wir für den Imbiß.“

Vom Wirthe begleitet, trat der Kriegsmann in die hohe geräumige Stube. An den Wänden von eingelegtem Eichenholze prangten die Bildniſſe des heiligen Theobaldus von Engubin, des Thanner Stadtpatrons, und des Engelhardus, Grafen von Pfirt und Landesherrn des ganzen Sundgau's, dem auch das auf einem Vorhügel oberhalb Thann gelegene Schloß Engelsburg zugehörte.

Der Kriegsmann hatte ſich's unterdeſſen bequem gemacht, ſeine ſieben Sachen an die Wandnägel gehängt, und ſprach im gepolſterten Lehnſtuhle abwechſelnd dem Drachenfelſer und dem Roſenburger zu, deren er, in Erwartung der Mittagſtunde, noch einige weitere Kannen in guten Gewahrſam brachte.

Langſam und feierlich hatte die volltönende Münſterglocke die geſegnete Mittagsſtunde verkündigt, da öffnete

Herr Diebold Tſchamſer leiſe die Stubenthüre und äußerte ſich folgendermaßen:

„Eure Herren Kameraden ſäumen lange; ſchade um das gute Eſſen; 's iſt eben gar und möchte leicht verderben, wenn ſie länger ausbleiben ſollten!"

— „Laßt anrichten! Herr Rappenwirth und Rathsherr! Ich halte auf Zeit und Ordnung im Kriegs- wie im Friedensdienſte; laßt nur immerhin anrichten; ſie können's eſſen, wie ſie's finden, 's iſt ihre Sach'! Aber hört wohl, es ſoll Alles zumal aufgetragen werden; hab' auch ſonſten keiner Bedienung vonnöthen; ſoll mich Niemand ſtören! Brauch' ich was, ſo will ich klopfen oder läuten, daß man's in Küche und Keller hören ſoll!"

Bald war der Tiſch mit den ſechs Gedecken verſehn; bei jedem ſtand eine blankgeſchirrte zinnene Kanne mit Tſchamſers Familienwappen und mit dem reinſten Rangenweine gefüllt.

„Zu Thann im Ranzen,
Zu Gebweiler in der Wanne,
Zu Türkheim im Brand
Wächst der beſte Wein im Land!"

Dieſen alten elſäſſer Weinſpruch kannte der Kriegsmann ſehr wohl und hatte ihn ſchon vielfach an Ort und Stelle erprobt gefunden.

Wie er's befohlen und trotz Herrn Tſchamſers Einreden, die verſchiedenen Trachten je beſonders und nach

und nach aufzuſtellen, damit ſie die gehörige Wärme behielten, mußte der geſammte Imbiß zumal auf der Tafel prangen.

Sobald er ſich allein befand, prüfte der Kriegsmann Meſſer und Gabel und machte ſich rüſtig über die Arbeit her, ſelbſt verſchneidend, ſich ſelbſt anbietend und ſelbſt genießend.

Hätt's die alte Chronik nicht aufgezeichnet, ſo wüßte Niemand was und wie viel der Trachten alle geweſen. In der Chronik ſind wörtlich benamſet: „eine geſottene Suppe, zwei Pfund Rindfleiſch, Sauerkraut mit einem Schweinsbraten, ein Kalbsbraten, eine Schüſſel mit frikaſſirten Hähnchen, drei junge Tauben, ſechs Krammetsvogel und eine Schüſſel Forellen, nebſt Nachtiſch.“

Ehe eine Stunde verfloſſen, war von ſämmtlichen Speiſen nichts mehr übrig, als Knochen, Knöchlein, Schuppen und Fiſchgräten; die Deckel der Kannen waren ſämmtlich zurückgeſchlagen; die Kannen leer.

Hätte hierauf Jemand das Ohr an die Thüre gehalten, ſo hätte er die verſchiedenſten Schnarchmodulationen vernommen, die der in roſiger Verklärung ſchwimmende Gaſt auf und ab orgelte, bis er in tiefen friedlichen Schlaf verfiel.

Das Bellen des Hofhundes weckte ihn endlich, und ein Blick auf das Schlachtfeld auf dem Tiſche werfend, erhob er ſich und zog die Glocke an.

Eine Dienerin erſchien alſobald an der Thüre, warf

ſie aber mit hellem Angſtſchrei wieder zu, nachdem ſie eiligſt den Tiſch überblickt hatte.

Abermaliges Läuten und Pochen. Der Hausknecht ſteckte die Naſe zur Thüre herein, ſchaute ſich in der Stube um und lief davon, als wäre ihm der böſe Feind auf den Ferſen.

Unſer Kriegsmann zerplatzte beinahe vor Lachen bei dieſen ihm wohl erklärlichen Auftritten, und pochte und klingelte abermals.

In der Küche war unterdeſſen Rath gehalten worden; das ganze Haus war da verſammelt.

„Alles aufgegeſſen?“ — fragte halbzweifelnd Herr Tſchamſer.

— „Alles Rumpf und Stumpf!“ ſagte die Magd.

„Alles ausgetrunken?“ rief die Frau Rappenwirthin.

— „Bis auf den letzten Tropfen! alle Kannen ſind leer!“ lautete des Hausknechts Beſcheid.

„'s iſt ein Ungeheuer! ein Höllenſchlund! 's iſt der Böſe Gott b'hüt is ſelber!“ rief Eins nach dem Andern.

Schüchtern, das Käppchen in der Hand, trat endlich der Wirth in die Stube und fragte nach dem gnädigen Befehle.

„Noch eine Kanne Roſenburger zum Abkühlen laßt mir bringen, Ihr müßt aber mittrinken, Herr Wirth!“

Die Kanne wurde gebracht, die Gläſer klirrten zuſammen und waren bald geleert.

„So war's recht, guter Freund," ſagte der Kriegsmann und lachte dabei, daß ſein Doppelkinn auf und abwogte. „Nun aber, Herr Rappenwirth und Rathsherr, macht mir meine Zeche. Die Donnerskerle haben mich im Stiche gelaſſen! haben wahrſcheinlich zu viel Bußanger Waſſer geſchlürft und ſich ſodann in der Sonne zu St. Amarin ſo feſt gekneipt, daß ſie nicht mehr zum Stehen kommen können. Rücken ſie an, nun ſo mögen ſie die Knochen vollends abnagen und ſich mit den Forellengräten die Zähne ſtochern! Alſo meine Zeche wenn's gefällig iſt! Ich muß weiter und noch heute den Sankt Stephansthurm in Mülhauſen begrüßen!"

„Nimm' ihm nichts ab, Baldi," flüſterte die Frau Rappenwirthin, die ſonſt nicht zu den freigebigſten zählte, ihrem Manne zum Küchenfenſterlein herein, als dieſer ſich anſchickte, die Rechnung auf die Schiefertafel zu ſchreiben. „Nimm' ihm nur nichts ab! Er gibt dir heute blankes Silber, und morgen ſind's dürre Blätter, Scherben oder Roßhufen! Man kennt das! Hexen und Teufelspack machen es nicht anders!"

—„'s geht nicht, Trinebärble, 's geht nicht! Iſt es der Teufel, ſo wollen wir's ſchon ſehn und iſt immer noch Zeit, das Geld wegzuwerfen. Ich folge ihm von weitem bis in's Ochſenfeld; iſt er der leibige Satan, ſo wird er dort beim ſteinernen Kreuz, wo er vorüber muß, wie ein Dunſt und Rauch mit gräßlichem Ge-

krach und Geſtank auseinanderfahren und verſchwinden; doch will ich ihm, im Ungewiſſen, die Rechnung billig halten."

„Was ſoll das Gezwiſel!" rief der Fremde unmuthig; „kann ich die Zeche nicht wiſſen? iſt etwa die Schiefertafel zu klein und die Kreide noch nicht doppelt geſpitzt? die Zeche! die Zeche!"

Er hatte ſich unterdeſſen reiſefertig gemacht und hielt dem Wirth die volle Börſe entgegen, aus welcher derſelbe nur einen Gulden, drei Schillinge und zwei Pfennige beziehen wollte: der Ehre wegen, meinte er, die ſeinem Hauſe widerfahren, einen ſo vortrefflichen Krieger bei ſich aufnehmen zu dürfen.

„Nicht theuer," ſagte dieſer, „gar nicht theuer, Rarpenwirth! Werd' Euch in Mülhauſen empfehlen und ſelbſt wieder, etwa am Theobald's Tage, bei Euch einſprechen. Jetzt aber gehabt Euch wohl!"

Mit gewaltigen Schritten, daß der Säbel am ſtählernen Wehrgehänge laut erklirrte, verließ der Kriegsmann die Herberge und eilte dem Ochſenfelde zu, der großen, öſtlich von einem Römerſträßchen durchzogenen nur ſpärlich angebauten Ebene.

Herr Diebold Tſchamſer wollte darüber in's Reine kommen, wen er eigentlich ſo über die Maßen köſtlich und ſo ſpottwohlfeil bewirthet hatte. „Ein gewöhnlicher Menſch kann's nicht ſein!" ſagte er noch zu der verblüfft daſtehenden Frau Trinebärble; „ich muß ihm

nach in's Ochſenfeld, bis zum ſteinernen Kreuz, da muß ſich's zeigen!"

— „Das thuſt du mir nicht, Baldi!" bat jene flehentlich; „er wird dir ſicherlich den Hals herumdrehen und dich mit in den Höllenſchlund ziehen, daß du kein chriſtlich Begräbniß erhältſt, und ſelbſt ewig verloren gehſt: denn er iſt wirklich der Gottſeibeiuns! Haſt denn nicht nachgeſehn, ob er Krallen an den Fingern hat und einen Bocksfuß?"

Der Rappenwirth ließ ſich aber nicht halten. Er eilte durch das Scheunenthor und den Grasgarten und betrat einen nähern Weg nach dem Ochſenfelde; nahm ſich jedoch vor, dem unheimlichen Gaſte nur in gemeſſener Entfernung zu folgen. Bald erblickte er ihn rüſtig dahinſchreitend und ein Liedchen pfeifend. Jetzt mußte er aber, da er zu haſtig gegangen, laut aufathmen und wider Willen huſten.

Der Kriegsmann hatte ihn gehört, wandte ſich um und ging dem verlegenen Tſchamſer einige Schritte entgegen.

„Hab' ich etwas bei Euch liegen laſſen, das Ihr mir bringen wollt, Herr Rappenwirth und Rathsherr?" fragte er „oder findet Ihr, daß Ihr die Irten zu wohlfeil gemacht habt, ſo ſagt's mir nur herzhaft heraus, es ſoll mir auf ein paar Schillinge nicht ankommen!"

— „Mit Nichten, mein hochverehrter Herr und edler

Kriegsheld," ſtammelte der zitternde Mann; „ich habe eben in der Nähe ein Stück Haidekorn, das einzige Gewächſe, das auf dem dürren, armſeligen Boden fortkömmt. Ich wollte nachſehn, ob wir's bald holen können."

„Nun, da wünſch' ich Euch Glück dazu! Und da ich Euch ſo bald und ſo unverhofft wiederſehe, und Euch, wie ich's ſchon geſagt, als einen wackern Wirth habe kennen lernen, ſo müßt Ihr mir verſprechen, auf nächſten eilften Wintermonat nach Mülhauſen zu kommen und an dieſem, meinem Namenstage, die Martinsgans verzehren zu helfen. Ich bin nemlich Martin Kulm, der Sohn, und wohne, wenn nicht Kriegshändel mich ferne halten, in meinem Vaterhauſe, zunächſt der Herberge zum Kaltenfähl, die Euch jedes Kind zeigen kann. Eure Frau Liebſte, die ehrſame Frau Rappenwirthin und Rathsherrin müßt Ihr auch mitbringen. Ihr werdet Euch der Gäſte, die ich einlade, nicht zu ſchämen haben, denn zu meinen Martinbrüdern gehören der Herr Bürgermeiſter Roman Simon, nebſt dem Herrn Stadtſchreiber Ulrich Wieland, mit ihren Frauen; ebenſo mein alter Kriegsgeſell Valentin Frieß, der, wie Ihr vielleicht wißt, am 14. April dieſes Jahres — da ich in Frankreich ſtritt — bei Carignola in Piemont ein Fähnlein eroberte, und Hans Braun, der das Fähnlein nach Mülhauſen brachte. Doch jetzt muß ich Euch laſſen; ich will meinen Weg

durch's Nunenbruch[1]) nehmen, und machen, daß ich noch vor Abendglocke am Jungenthor eintreffe und dem Vetter Wächter Beſcheid gebe über ſeinen Firnwein vom Obern-Schoren, den er mir ſtets ſo gerühmt hat."

Mit Gruß und Händedruck und dem Ruf: „Auf Wiederſehn am Sankt Martin!" ſchieden die Beiden von einander.

Herr Diebold Tſchamſer eilte, begreiflicher Weiſe, ſchnellen Fußes nach Hauſe und verwandelte durch ſeinen Bericht über das Vorgefallene die Angſt der harrenden Gattin in die hellſte Freude.

* * *

Der geneigte Leſer wird es wohl nicht uneben finden, wenn ich noch mit einem Wort berichte, daß ſchon Martin Kulm, der Vater, ſich als tapferer Krieger ausgezeichnet hatte. Unter Martin Brüſtlein's Befehl hatte er 1513 mit der Mülhauſer Schaar den Feldzug nach Mailand mitgemacht, vor Novarra ein feindliches Fähnlein erobert und die Stadt Pavia mitgewinnen helfen. Im Jahr 1534 war er mit Franz von Hagenbach und demſelben Martin Brüſtlein nach Schwaben gezogen, wo unter dem Namen „des armen

[1]) So hieß damals der Wald, der jetzt unter dem Namen Nonnenbruch bekannt iſt.

Kunzen," ein gewaltiger Volksaufruhr gegen den Herzog Ulrich ausgebrochen war. „Ueberall hat er ſich Ruhm und der Vaterſtadt Ehre zu erfechten gewußt," ſagt unſre alte Chronik.

Der Sohn, Martin Kulm, den wir beim Rappenwirth Tſchamſer in Thann kennen gelernt, war des Vaters würdiges Ebenbild. Er hatte, wie dieſelbe Chronik meldet, „nach und nach vier Königen von Frankreich gedient; war ein ohnerſchrockener Mann, von anſehnlichem großem Leib und unüberwindlichem Gemüth." Das Lob ſeiner Tapferkeit, die oft nicht wenig zum Siege beigetragen hatte, war auch nach fernen Landen gedrungen. Nicht nur ob ſeiner ausgezeichneten Kriegsdienſte, auch ſeines den Obern wohlbekannten außergewöhnlichen Appetites wegen, erhielt er, ſo lange er im Felde ſtand, immer doppelten Sold. „Er mußte, um ſich zu beſättigen, ſo viel haben, als ein halbdutzend Mann brauchten, um zur Genüge geſpeist zu werden."

## 15. Jörg Haag, der dicke Stadtſeiler von Straßburg. [1])

Johann Georg Haag, oder wie er von ſeinen Zeitgenoſſen genannt wurde, Jörg Haag, der Stadtſeiler, wohnte zu Anfang des 17ten Jahrhunderts mit ſeiner Gattin Anna Maria, weß Geſchlechts iſt uns unbekannt, in der Nähe „des Krahns," beim Kaufhauſe. [2]) Beide waren von ſolch gewaltiger Leibesdicke, daß ſie zu den damaligen Stadtwundern und gleichſam

[1]) S. Zinkgref „Scharfſinnige Sprüche der Deutſchen" Auswahl von Gutenſtein, Mannheim 1835, S. 165 u. ff. und Frieſe, Vaterländ. Geſchichte, III. 17.

[2]) In der ſatyriſchen Schrift „Das Wunderſeltzame Leben, Aufnehmung vnd Großwerdung der viel Lieblichen, groß duncken-den, Vermögenden, Signora Richeza d'Allemanni u. ſ. w. Gedruckt in der Parnaſſiſchen Druckerey 1624. 4, wird die Signora Richeza d'Allemanni als eine ſo unförmliche Perſon geſchildert, daß ſie keiner artigen Dany Jungfraw gleich geſehen; ſondern in dicke ihres Leibes der großen Sailerin zu Straßburg nicht allein ähnlich worden, ſondern ſie gantz weit vberſchritten." J. Opel und A. Cohn, der dreißigjährige Krieg, eine Sammlung von hiſtoriſchen Gedichten und Proſadarſtellungen. Halle 1862, S. 180.

zu lebendigen Wahrzeichen geworden; denn, abgesehen davon, daß sie in Straßburg selbst von Alt und Jung angestaunt wurden, verließ wohl kein Fremder die Stadt, ohne die dicken Seilersleute in Augenschein genommen zu haben.

Als sie sich, auf Bitten mehrerer angesehenen Personen, im Jahr 1612 auf der Heuwage wägen ließen, brachten sie zusammen 929 Pfündlein Fleisch und Knochen, nebst Zugabe, heraus. Dem Männlein wurden davon 440, dem Frauchen, welches 36 Jahre zählte, 489 Pfund zu gut geschrieben. Dafür erhielten sie ein Ehrengeschenk von hundert Thalern; wornach, wenn diese als Sechslivresthaler angeschlagen, das Pfund auf etwa fünfundsechzig Centimes, neue Währung, zu stehen kam. Allein, zur Verherrlichung des dicken Paares, müssen wir sogleich hinzufügen, daß diese Summe alsobald, auf ihre Anordnung, in's Bürgerspital geschickt und unter die Armen ausgetheilt wurde.

Die Frau starb 1620, im vierundvierzigsten Jahre, ihr Sarg hatte fünf Schuh in der Weite; zehn starke Männer trugen ihn ächzend zur Gruft.

Ihre, sowie ihres Mannes Leibspeise waren feiste Salmen, die sie sich, nebst anderen Leckerbissen, oft schmecken ließen; denn sie waren reich und dazu kinderlos.

Der dicke Jörg hatte, bei seiner außergewöhnlichen Leibesbeschaffenheit, einen unverwüstlichen Humor. Gerne setzte er sich in der Schenke oder in seiner Zunft-

ſtube unter ſeine Mitbürger und Genoſſen, und wußte etwaigen Stichelreden mit dem beſten Witze zu entgegnen. Seine Vermögensumſtände und ſeine Würde als wohlbeſtallter Stadtſeiler, ſowie ſein munterer, origineller Sinn, machten daß er auch öfters in vornehme Geſellſchaften gezogen wurde, wo er, anfangs zum Stichplatte genommen, damit aufhörte, gewaltige Worthiebe zu verſetzen.

— Einsmals war er beim Markgrafen Georg von Brandenburg zu Gaſt, der damals Adminiſtrator des Domſtiftes war. Da nun, über der Tafel, ein Edelmann das Maul gähnend aufſperrte, warf ihm der Markgraf einen Apfel, den er zufällig in der Hand hielt, mitten hinein. Darob fing der dicke Seiler an dergeſtalt zu lachen, daß die Teller auf dem Tiſche und die Fenſter im Geſimſe klirrten.

„Was lacht Ihr denn ſo entſetzlich, Stadtſeiler?“ rief der Fürſt.

„Ei, ſoll's denn nicht!“ entgegnete dieſer; „ich muß wohl lachen, daß Eure fürſtliche Gnaden dem Narren grade ins Maul getroffen haben!“

Bei dieſen Worten ergrimmte der Edelmann und ſchalt den plumpen Geſellen einen Schelm.

Den Schelm wollte aber Jörg auch nicht einſtecken, und bat den Markgrafen, er möge ſich ins Mittel legen und ſie gütlich vergleichen; denn, weil er Schelm geſcholten worden, dürfe er ſich hinfort nicht mehr auf

ſeiner Zunft zeigen, und ſein Geſinde müſſe ihm Arbeit und Gehorſam aufkündigen.

Da rieth der Fürſt hin und her und hielt Anfrage bei den Gäſten und keiner wußte Rath, die Sache beizuthun.

„Wißt Ihr was," ſagte der Seiler, „ich will den Narren behalten, ſo ſoll der Junker den Schelm auf ſich nehmen; dann ſchadet's keinem am Handwerk."

— Ein andermal ſaß er wieder mit etlichen Edelleuten zu Tiſch, die ihr Vergnügen dran hatten, grobe und unflätige Zoten zu reißen. Jörg, der zuerſt ſtille geſeſſen und zugehört hatte, ließ nach und nach auch los und es kam je länger, je ärger. Da rief er einsmals: „Ihr Herren, ich glaub' ich bin auch Einer vom Adel!"

„Warum dieß?" fragten die Andern.

„Weil ich eben auch ein Unflat bin, wie Ihr!" ſagte er, und hielt ſich den Schmerbauch.

— Wieder einmal war er bei Einem zu Gaſte, der, wie es noch heutzutage manchmal der Fall ſein ſoll, Hab und Gut im Schnupftuch, am Stecken tragend, nach Straßburg gekommen und ſich daſelbſt in kurzer Zeit bereichert hatte. Der wollte in ſeine Heimat zurück; ich weiß nicht ob die Zaberner Steig hinauf oder über den Rhein; immerhin ſtellte er Jörg Haag die Frage:

„Soll ich zu Pferd, zu Kutſche oder zu Wagen fort?“

„Ei“, ſagte Jörg lachend, „bettelt Euch wieder hinaus, wie Ihr gekommen ſeid, ſo braucht's nicht viel Bedenkens!“

— Der Markgraf, von dem ſchon die Rede war, ſprach einſt mit ihm von den Raths- und Regimentsherren, denen es verboten ſei, von Eidswegen, Geſchenke anzunehmen.

„Haltet Ihr mich etwa auch für einen Rathsherrn?“ ſagte der Seiler zu ihm.

„Warum fragt Ihr das?“ entgegnete jener.

„Ei, weil Ihr mir noch nie das Geringſte geſchenkt habt.“

Des andern Tags ſchickte ihm der Markgraf einen Ohm des beſten Finkenweins aus ſeinem Keller.

## 16. Die Freihofbäuerin und der Kantonal-Chirurgus.

Es geſchah vor etlichen Jahren, zur Erntezeit, in einem Dörfchen des ehemaligen Pfirter Amtes.

Der Freihofbauer Morandi war mit ſeinen Söhnen dem Hansjobbi und dem Hansueli, mit ſeiner ſtattlichen Tochter, dem Meieli, den Knechten, Mägden und Taglöhnern ſchon längſt in's Feld gefahren, den Roggen zu ſchneiden. Die Bäuerin, Frau Annekäthrin, war allein auf dem Hofe zurückgeblieben, theils um den Andern das Eſſen zu kochen, wenn ſie Abends müde nach Haus kämen, — den Mittagimbis hatten ſie ſchon in langen Zainen mitgenommen, — theils aber auch, weil die arme Annekäthrin gar arges Zahnweh hatte. Ihre ſchwarzen Guckfenſterlein, oft mit Thränen gefüllt, ſchauten traurig aus dem dickgeſchwollenen mit einem weißen Fazinetli umwickelten Geſichte hervor. Bald verbarg ſie daſſelbe in den Bettkiſſen, wo der Schmerz nur noch zunahm; bald trippelte ſie aus der Stube in die Kammer, aus der Kammer in die Küche, von da in den Hof, wo ſie der treue Spitz an der Kette mitleidig anblickte und mit ſeinem Schmeichelbellen zu

ſagen ſchien: „Frau Annekäthrin, ich wollt' Euch ja gerne helfen!“

Sie war eben wieder in die Stube getreten; da ſchlug der Spitz andere Belltöne an. Zwei fremde Männer ſchritten durch den Hof, klopften an der Thüre an und traten auch ſogleich mit höflichem Gruße ein. Der Eine hatte eine weißgraue Blouſe an und einen ſchmutzigen hellblauen Tſchäpper auf dem brandrothen ſtruppigen Kopfe; dem Andern fielen pechſchwarze lange Haare zu beiden Seiten des unſchlittbleichen, magern Geſichtes bis auf die Schultern herab; zu den großen runden Brillengläſern guckten kleine graue Augen heraus; er trug einen Frack von zweideutiger Farbe und fadenſcheinige Hoſen, die einmal ſchwarz geweſen ſein konnten.

„Grüß Euch Gott! Freihofbäuerin,“ ſagte der Rothe.

— „Dank Euch Gott! was wär' Euch gefällig?“ entgegnete Frau Annekäthrin.

„E, der Kronewirth hat heut zu; 's iſt Alles in der Ernte bei ihm; man kann alſo nichts da bekommen; ſo haben wir gedacht, Ihr werdet wohl ſo gütig ſein uns für zwei Batzen einen Schnaps und ein Ründli Brod geben; wir kommen aus der Schweiz, ſind weit über's Gebirg gegangen und müd' wie die Hunde!“ ſprach der Rothe.

— „Wir ſchenken nicht aus,“ ſagte die Bäurin;

„doch will ich Euch geben was Ihr verlangt und ſoll Euch nichts koſten; 's geht in die Ernte!“

Sie begab ſich an den Schrank, brachte Schnaps und Roggenbrod und ſetzte es auf den Tiſch.

Derweilen hatten ſich die beiden Fremden ſchnell durch Blicke verſtändigt, und nachdem ſie angeſtoßen und auf der mildthätigen Geberin Wohl getrunken, begann der Rothe wieder:

„Ihr ſcheint an Zahnweh zu leiden, Frau Freihofbäurin? 's iſt ein ſchrecklich Weh!“

— „Spür's wohl; ich mein 's Geſicht verſpräng' mir und ich müßt' alle Wänd' hinauf!“ ſeufzte Anneläthrin.

„Da kommen wir ja wie gerufen,“ fiel der Rothe ein; „mein Herr, der Kantonal-Chirurgus Greifan, reist auf das Zahnweh, und hat ſchon Manchem durch ſein neues Mittel auf Zeitlebenlang geholfen.“

— „Was iſt denn ſein Mittel?“ fragte die Bäuerin: „vom Ausreißen will ich nichts wiſſen; auch nichts in den Mund nehmen von Pillelein oder Säftlein; da ſchrei' ich laut auf!“

„Von all' dem werd' ich nichts anwenden, meine liebe Patientin; meine Art zu kuriren iſt die einfachſte von der Welt,“ ſagte der ſchwarze Kantonal-Chirurgus Greifan. „Ich brauche dazu nur drei Dinge, — drei, wißt Ihr, iſt eine heilige, heilende Zahl — nemlich:

einen hölzernen Seſſel, ein weißes Leintuch und einen Hammer."

— „Das wird gleich da ſein," ſagte Frau Annekäthrin und ließ wieder einen Schrei aus, daß das Diſtelzweiglein im Käfig erſchrak und auf- und abflatterte.

Sie ging und brachte die Sachen.

Die beiden Geſellen ſpreiteten ſofort das Leintuch auf dem Boden aus und ſtellten einen Fußſchemel in die Mitte.

„Da ſetzt Euch drauf, Freihofbäurin," begann der Schwarze; „Ihr müßt eine kleine Geduldprobe aushalten und Euch den Kopf mit dem Seſſel ſo lange bedecken laſſen, bis ich ihn ſelbſt herunternehme. Beſteht Ihr die Probe, ſo iſt Euch nicht nur jetzt, ſondern, wie mein Gehilfe vorhin ſagte, auf Zeitlebenlang von allem Zahnweh geholfen."

— „Wenn's nicht mehr iſt als das, ſo will ich's geduldig aushalten; die Schmerzen bringen mich noch um den Verſtand!"

„Aber reden dürft Ihr derweilen nichts, auch den Seſſel nicht ſelbſt abnehmen, ſonſt iſt Alles vergebens und Ihr habt nachher noch größer Uebel als vorher."

Annekäthrin ſetzte ſich gläubig auf den Schemel und winſelte noch einen Augenblick unter dem ihr Haupt bedeckenden Seſſel hervor; denn der ſchwarze Greifan hatte ſeine Kur ſchon angefangen.

Fremdartige Wörter hermurmelnd ging er mehr-

mals um die Leidende herum; ſogann griff er nach nach dem Hammer und ſchlug damit ſo gewaltig auf den Seſter, daß man geglaubt hätte der Küfer beſchlage ein neues Faß.

Der Frau Annekäthrin liefen die heißen Thränen die Backen herab; ihr Kopf ſchwoll an, als wollte er ſelbſt zum Seſter werden; ſie ſchrie und ſchüttelte ſich krampfhaft.

„Nur kein Wort geſprochen! Freihofbäurin, rief der Schwarze, und noch einige Minuten Geduld, ſonſt iſt Alles verloren!“

Geduldig harrte die Patientin wieder aus.

Nun hörte der Chirurgus mit Klopfen auf, ſprach wieder einige fremde Wörter und ſagte dann:

„Frau Annekäthrin, jetzt iſt die Hauptſache geſchehn, ich muß nun noch in eurem Garten drei Zweiglein Rosmarin ſuchen und ſie in den drei höchſten Namen auf den Seſter legen; ſodann werd' ich Euch denſelben abnehmen und Ihr ſeid geheilt; aber rührt Euch bis dahin ja nicht von der Stelle!“

Die gute Freihofbäurin ſaß feſt und geduldig auf ihrem Schemel, getraute ſich beinahe nicht zu athmen und ſuchte ihren Schmerz heldenmäßig zu verbeißen.

So ſaß ſie wohl eine gute Viertelſtunde. Da hörte ſie endlich nach langem Harren das Raſſeln eines Wagens. Die Thüre ging auf: Morandi und Meieli, Hansjobbi und Hansueli ſtanden davor. Was

ſchnitten die für Geſichter, als ſie die Mutter in dieſem Aufzuge daſitzen ſahen!

Wie aus einem ſchweren Traume erwacht, blickte ſie um ſich, nachdem man ihr den ſeltſamen Kopfputz weggenommen hatte. Ein heller Schmerzensſchrei entfuhr ihr; denn ihr Weh fühlte ſie heftiger als zuvor. Aber auch ein anderer Gedanke blitzte ihr durch den Sinn. Sie lief zum Schrank, der war geleert; eine Tiſchſchublade mit einigen hundert Franken — geleert; die Schinken, Schiefele und Würſte im Kamine — verſchwunden; ihr ſchönes Garn auf der Laube — weg!

Jetzt, aber zu ſpät, wurde ihr Alles klar. Während der ſchwarze Spitzbube ihr ſein Hammerkonzert auf den Seſſel getrommelt, hatte der Rothe gemaust und aufgepackt. Beide waren längſt verſchwunden, und niemand wollte ſie geſehn haben.

Die Komplimente, welche die leichtgläubige Anneſäthrin von ihren Leuten bekommen hat, will ich verſchweigen, ſonſt bekäm' ich am Ende ungefordert auch einen Schnaps von ihr.

## 17. Jungfer Staſi's Neujahrsgeſchenk.

Jungfer Staſi, die böſe Schwätzbäſi, ſoll zwiſchen den Jahren 1810 und 1869 in einem Kantonsorte des oberrheiniſchen Departements gelebt haben.

Sie glaubte ſich ſo ſchön, ſo reich, ſo witzig, in ihren jüngern Jahren, daß ihr kein junger Mann im Orte gut genug ſchien. Oftmals fuhr ſie deßhalb, wenn ſich Gelegenheit dazu bot, auf einem Frucht- oder Gemüſewagen, — aber ſie fuhr doch —, nach Altkirch, Sennheim oder Mülhauſen, im größten Sonntagsſtaate, ſtrich durch die Straßen und über die Plätze, da wo ſie einen jungen vornehmen Beamten, einen reichen Kaufmannsſohn, einen Rentier zu wittern glaubte; ſie hätte am Ende auch einen dekorirten Lieutenant genommen, — und ließ ihre Blitzäuglein rechts und links herum zucken. Sie zeigte ſich auch, lächerlich aufgeputzt, auf Bällen, wo ſie zwar manchmal gefällige Tänzer und flüchtige Contrſchneider fand, aber keinen Mann.

So ging's fort, bis die Roſen auf ihren Wangen nach und nach verblühten, die Blitzäuglein ihren Strahl verloren, und von ihrem üppigen Haarwuchſe, den ſie

bald bei einem der erſten Stadt-Coiffeure erneuern laſſen mußte, nur noch ein Paar graue Härchen ihr eigen zugehörten; auch das Gebiß hatte müſſen erneuert werden.

Staſi war eine alte Jungfer geworden.

Nun ſtellte ſie ihre Entdeckungsreiſen auf einen Ehemann ein, zog ſich in ihr Häuschen zurück, das ſie, — ihre nächſten Verwandten waren todt oder auswärts wohnhaft, — mit einer alten Magd allein inne hatte.

Dieſes Häuschen wurde nun eine wahre feſte Burg, in der Jungfer Staſi Rachepläne wider die geſammte männliche und weibliche Bewohnerſchaft des Ortes ſchmiedete. Sie umringte ſich hier mit einem Kranz von Klatſchſchweſtern, denen ſie jede Woche mehrmals die braune Flut ihres mit Cichorienſaft ſtark verſetzten Kaffe's zu ſchlürfen gab und dabei immer die neueſten Begebenheiten der Orts-Chronik erfuhr, die ihre ſcharfe, ſpitze Zunge auf die mißliebigſte Weiſe zu übertreiben ſtrebte.

Bald war keine ehrbare Familie mehr im Orte, die nicht auf irgend eine Art von ihr auf's Aergſte mitgenommen worden wäre. Sie machte gar kein Hehl mit ihren Angriffen, und, war wackern Männern oder Frauen, Junggeſellen oder Jungfrauen ein böſer Leumund gemacht, ſo wußten's Alle: er kam aus der Läſterhöhle, ſo nannte man Staſi's Haus, und von der böſen Schwätzbäſi her.

Mancher Spuk war ihr darob ſchon geſpielt worden, manche Beſchämung hatte ſie erlitten und es war ihr ſogar ſchon mit den Gerichten gedroht worden; ſie klatſchte mit ihren Klatſchſchweſtern nur noch eifriger fort.

Da beſprachen ſich eines Abends, in der Kellſtube, mehrere luſtige Bürger mit einander der Staſi ein Neujahrsgeſchenk zu machen und führten es auch beſtens aus.

Am Neujahrnachmittage ſaß ſie, von ihren Cichorien-genoſſinnen umringt, am Tiſche, auf dem wie billig eine große Brätzel prangte. Da klopfte es plötzlich an der Stubenthüre. Ein fremder Bote trat herein mit einer länglichen mit roſenrothen Bändern ſchön geſchmückten Schachtel. Die Adreſſe lautete: „An Jungfrau Euſtaſia P***.“

Obgleich ſie ſich nicht denken konnte, woher ihr ein ſo ſchmuckes Neujahrsgeſchenk kommen möge, nahm ſie es an, drückte dem Boten ein Zehnerlein in die Hand, mit dem derſelbe eiligſt verſchwand.

Ein Gedanke durchfuhr ſie plötzlich: „Iſt etwa einem meiner ehemaligen Courſchneider das Gewiſſen aufgegangen? er hat endlich vielleicht Abſichten? Heirathsgedanken? Beſſer ſpät als gar nicht mehr!“

Die Klatſchſchweſtern ſchlürften ihre Reſtchen aus den Taſſen, krachten ihre Brätzelſtückchen zu Ende und ſchauten begierig auf die Schachtel, die Jungfer

Staſi ihrer roſenrothen Bänder endledigte. Der Deckel wurde abgenommen, das fein geſchnitzte Poſtpapier, welches das geheimnißvolle Geſchenk umwand, wurde ſachte abgelöst und vor den erſtaunten Blicken der saubern Sippſchaft zeigte ſich: eine ungeheure — Rinderzunge, mit folgendem Zettel:

„Scharmante Jungfer Staſi! Da eure Zunge von dem allzugroßen und häufigen Gebrauche, den Ihr ſeit Jahr und Tag damit gemacht habt, endlich ab- und ausgenutzt ſein muß, ſo ſchicken Euch einige gute Freunde eine neue von einer geſtern erſt friſch gemetzgeten geſunden Kuh. Ihr mögt ſie Euch zwiſchen die falſchen Zähne ſtecken und ſie möge Euch noch lange und getreue Dienſte leiſten. In dieſer Hoffnung erwarten wir ſehnlichſt wieder Nachrichten über unſer und der Unſrigen Thun und Laſſen. Profit auch 's Neujahr?"

Man hat nie erfahren können ob Jungfer Staſi ihre neue Zunge eingeſetzt oder geſotten, gebraten, frikaſſirt, eingeſalzen oder geräuchert verſpeist habe.

## 18. Die gereisten Söhne.

„Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen."

heißt es in einem deutschen Liede, und ist wahr, und nichts ist unterhaltender als solche Erzählungen, besonders wenn sie Länder und Völker betreffen, die ferne liegen und demnach weniger bekannt sind. Hat nun der Berichterstatter eine stark entwickelte Einbildungskraft und einen geringen Respekt vor der Wahrheit; hat er vielleicht obendrein des berühmten Herrn von Münchhausen's wunderbare Reisen zu Land und zu Wasser studirt, so kann man sich auf das Abenteuerlichste gefaßt machen.

Dieses Abenteuerlichste wird aber noch auf's Höchste gesteigert bei Nacherzählern, von denen Jeder den Andern an Interesse für seinen Bericht überbieten will. Berichten solcher Art, behauptet ein Bekannter eines meiner Bekannten, vor nicht sehr langer Zeit, zugehorcht zu haben.

Der geneigte Leser verlange aber von meiner Seite nur keine Garantie für die Wahrheit dieses von dem Bekannten meines Bekannten zugehorchten Berichtes;

er laſſe, wie ich es ſelbſt thue, allen Zweifeln darüber freien Lauf; denn man bietet uns einen etwas ſtarken Tabak zu ſchnupfen an.

Der Hanspeter von Fr. und der Hanskaſper von Fl. hatten ihre Gerſte in der Kolmarer Fruchthalle auf's Beſte an den Mann, das heißt an den Beck gebracht, und ſaßen vergnügt im ſchwarzen Lamm, zu einem Haſenpfeffer mit abgezogenen Erdäpfeln ein Glas neuen Wettolsheimer ſchlürfend.

Nachdem das Geſpräch bald auf Dieß bald auf Jenes gekommen war, ſagte der Hanspeter:

„Daß ich mein Red' nicht vergeſſ'! unſer Schang hat geſchrieben, er komme auf Pfingſten wieder heim; Du weißt ja, daß er als Marineſchloſſer bis ganz unten nach Afrika gefahren iſt. Der hat Dings geſehn! unglaublich, von denen man ſich keinen Begriff machen kann!"

Und nun erzählte der Hanspeter, was in des Sohnes Briefe geſtanden haben ſoll, von allerlei außerordentlichen Pflanzen und Gethieren, von ſchwarzen, rothen, grünen und gelben Völkerſchaften, die bald winzige Zwerge, bald ungeheuere Rieſen ſeien, mit denen die Schiffsmannſchaft manchen harten Kampf zu beſtehen hatte. „Auch ſonſtige Gefahren," ſetzte Hanspeter hinzu, „hatten ſie auszuhalten; die ſchrecklichſte aber ſei folgende geweſen:

„Ihr wißt, liebe Eltern, wahrſcheinlich nicht," ſchreibt der Schang, „daß der Welttheil oben und

bis gegen die Mitte ſehr breit und dick iſt, und ſich gegen unten oder, wie die Gelehrten ſagen, gegen Süden immer mehr zuſpitzt und endlich ſo ſpitz wird wie eine Nadel, weßwegen das ganz aus Eiſen beſtehende Vorgebirg, das ſich weit ins Meer erſtreckt, auch das Nadelkap genannt wird. Die Schiffe müſſen die größte Vorſicht beobachten, um von einer oder der andern Seite des Kaps an die Küſte zu gelangen und nicht angeſpießt zu werden, wie dies leider unſerm Schiffe geſchah. Als wir etwa noch eine Stunde vom Land entfernt waren, erhob ſich plötzlich ein furchtbarer Sturm, gegen den alle unſere Kräfte und Arbeiten vergeblich waren; plötzlich kam von unten oder Süden ein gewaltiger Windſtoß, der unſer Schiff in gerader Richtung hin, wie eine Kugel aus der Flinte, in das Nadelkap warf, deſſen Spitze das Schiff der Breite nach durchſpießte. Unſern Schrecken und Verzweiflung könnt Ihr Euch nicht vorſtellen!

„Nachdem ſich der Sturm gelegt hatte, ließ mich der Kapitän zu ſich rufen und ſagte: „Schang, ſagte er, „wenn Du in dieſer Gefahr keinen Rath weißt, ſo ſind wir verlorene Leute! Was iſt in dieſer Fährlichkeit zu thun?“ –

„Herr Kapitän,“ ſagte ich ſogleich, „es iſt eben kein anderes Mittel, als wir müſſen die Nadel an der Seite der Küſte durchſägen und durchfeilen, damit das Schiff wieder flott werde!“ —

„Schang," entgegnete der Kapitän, „Du haſt den Nagel auf den Kopf getroffen! ja, das müſſen wir thun!"

Und ſogleich wurden einige zwanzig Mann unter mein Kommando geſtellt, und fingen an aus Leibeskräften die Nadel zu durchſägen und durchfeilen, daß die hellen Funken davon fuhren. Sechs ganze Wochen dauerte die Arbeit; das eine Ende war glücklich vom Kap losgetrennt und wir konnten wieder flott werden. Ich werde Euch, geliebte Eltern, Brüder, Schweſtern und Verwandten Alles beſſer mündlich erzählen und Euch die Spitze des Kaps zeigen, das nun nicht mehr Nadelkap genannt werden kann, ſondern, wie es der Kapitän verlangt, künftighin den Namen „Kap-Schang tragen ſoll."

„Etzi! etzi!" fing der Hanskaſper zu nießen an; denn der Tabak, den ihm der Hanspeter zu ſchnupfen gegeben hatte, war in der That etwas ſtark. Er ſtimmte aber mit ſeinem Gevattermann ein, fand die Begebniſſe höchſt ſeltſam und ließ einen neuen Liter bringen.

„Wir haben gerade eine halbe Stunde Zeit," ſagte er, „bis unſere Roſſe die Kripſe leer haben und zur Tränke gegangen ſind; ſo kann ich Dir auch noch erzählen, wie es unſerm Jockel gegangen iſt, der vorige Woche wieder heimgekommen iſt. Du weißt, daß er als Barbiergeſelle die ganze Welt durchreist

hat. Zuletzt machte er die Bekanntſchaft eines engliſchen Lords, der ihn einlud mit ihm hinauf, das heißt nach Norden zu fahren, bis zu dem Pol hinauf, wo die Erde ein End' hat; dort wollten ſie auf den Wallfiſchfang gehn und ſich damit ein gut Stück Geld verdienen. Sie fuhren alſo mit vieler Mannſchaft und allem nöthigen Vorrath vom Seehafen Portsmouth weg und kamen nach ſechs Monaten unten am Nordpol an. Jeden Tag fingen ſie ein paar Wallfiſche, ſalzten ſie ein und verpackten die Stücke in Kiſten; das Oel aber goſſen ſie in Fäſſer. Die nordpoliſchen Wallfiſche ſind die größten der Welt. Einſtmals tödteten ſie einen, der war ſo lang als die Straße von Colmar bis Heilig-Kreuz, ſagt der Jockel."

„Etzi! etzi!" noß dießmal der Hanspeter, ſtieß mit dem Hanskaſper an und nachdem ſie getrunken, fuhr Jener alſo fort:

„Es war hohe Zeit, daß ſie dieſen Wallfiſch gefangen hatten, denn es waren ihnen alle ſonſtigen Mundvorräthe nach und nach ausgegangen. Zum Frühſtück zapfte ſich Jeder eine Flaſche Oel aus dem Bauche des Thieres; zum Mittag- und Nachtimbis ſchnitten ſie ſich, je nach Belieben, ein Seitenſtück oder ein Hinterviertel ab und röſteten es am Nordlicht, das dort droben ſtatt der Sonne ſcheint.

„Darüber war der Winter herangerückt. Da kamen ſie einmal auf einem Spaziergang zu niedern, mit

Rennthierfellen gedeckten Hütten, die ein Dorf zu bilden ſchienen. Es war aber in demſelben kein Menſch zu ſehn; auf den Dächern ſprangen ungeheuer große Ratten herum und ſogen an den Rennthierfellen. Sie gingen weiter und kamen an eine Stelle, wo das Meer eine Strecke ins Land hineingeht. Da ſahen ſie einen kurzen dicken Mann ganz in Pelz gekleidet mit einer hohen ſpitzen Pelzkappe auf dem Kopfe und einem Spieß in der Hand auf- und abgehn; zwei junge Eisbären liefen hinter ihm her, wie es bei uns die Hunde thun. „Wer ſeid Ihr, guter Freund?“ redete ihn der Herr Lord an. — „Ich bin der Waibel des Dorfes das Ihr dort ſeht und muß die Gemeinde hüten bis ſie wieder aufthaut,“ ſagte er in ſeiner nordpoliſchen Sprache, die uns der Lord ins Engliſche überſetzte, ſagt der Jockel. Der Waibel aber wies mit ſeinem Spieße auf die Meerbucht hin. — Wunder, über Wunder! was ſahen wir da! Einige Schuh tief im Eiſe lagen einige hundert Leute, groß und klein, Mann und Frau, in Pelz gehüllt wie der Nordpol-Waibel, und ſchienen feſt eingeſchlafen.

„Was iſt das?“ fragten wir erſtaunt,“ ſagt der Jockel. „Das iſt unſere Gemeinde!“ ſagt drauf der Waibel; „ſie liegt da in ihrem Winterquartier aus ökonomiſchen Gründen, d. h. um Holz und Licht zu ſparen. Sowie das Meer Miene macht gefrieren zu wollen, ſchmieren ſie ſich mit Rennthierfett oder Wallfiſchöl

ein, ziehen ihre Pelzkleider an und legen ſich in's Waſſer, das über ihnen zuſammenfriert. Sie ſchlafen alſobald ein, und erwacht etwa Einer oder der Andere und hat Durſt, ſo leckt er ein wenig am Eiſe, legt ſich auf's andere Ohr und ſchläft fort bis zum Frühjahr, da thauen ſie dann auf, ſchwimmen ans Land und begeben ſich wieder in ihre Hütten!"

„Ehi!" noß der Hanspeter. „Peter!" rief er aber jetzt zum Fenſter in den Hof hinaus, „ſpann an; 's iſt Zeit!"

„Nur noch das will ich Dir erzählen," ſagte der Hanskaſper, derweil der Peter anſpannt: „Der engliſche Lord hatte meinen Jockel ſo ſehr in Affektation genommen, ſagt der Jockel, daß er ihn überall mitnahm. Den Tag vor der Abreiſe ſagte er: „Komm Jockel, wir wollen doch, ehe wir dieſe Gegend verlaſſen, noch ganz auf den Nordpol hinauf gehn; wer weiß, ob wir je wieder daher kommen!"

„Sie machten ſich alſo auf den Weg, ſtiegen immer höher und höher hinauf, bis ſie nicht mehr weiter konnten. Wenn wir, ſagt der Jockel, nur noch einen Schritt vorwärts gethan hätten, ſo wären wir auf der andern Seite hinunter gefallen."

Der Bericht war zu Ende; die Flaſchen leer; die Roſſe waren angeſpannt und die beiden glücklichen Väter der gereisten Söhne rollten ihren Dörfern zu.

## 19. Der einträgliche Oblatenhandel.

Der Hans-Ade von Hohnweiler, im Weißenburger Bezirk, war mit einer Gesellschaft Auswanderer aus der Nachbarschaft nach Amerika gezogen. Sie zerstreuten sich, wie dieß gewöhnlich geschieht, arbeitsuchend nach allen Richtungen hin. Hans-Ade war nach einigen Wochen allein, hatte aber auch, bis auf fünfzig Franken, all sein Geld aufgezehrt und keine Arbeit gefunden.

Da traf er eines Tages, in Neu-Granada, den ihm wohlbekannten Frommele von Wörth an. Dem klagte er seine Noth. „Wie viel Geld hast denn noch, Hans-Ade?“ fragte jener.

— „Nicht mehr als fünfzig Franken,“ lautete die Antwort.

„Ist freilich nicht viel, kannst aber doch etwas damit anfangen; gieb mir dreißig davon, so will ich Dir diese zwei Schachteln Briefoblaten verkaufen, Du kannst sie auf der großen Messe von Popayan, wo ich mich hinbegebe, feil bieten, und etwas daran verdienen.“

— „Dreißig Franken, für zwei Schachteln Oblaten! für die man beim Wenzel, in Weißenburg, kaum dreißig

Sous zahlen würde? Wo denkst Du hin, Frommele! und wer wird mir sie abkaufen?“

„Dafür laß mich sorgen, Hans-Ade! ich geb Dir ein Schemelchen, das stellst Du neben meiner Bude auf den Boden, die Schachteln drauf und Dich dahinter: löfest Du nicht das Doppelte des Ankaufspreises, so geb ich Dir deine dreißig Franken wieder zurück; nur mußt Du thun, was ich Dir sage!“

— „Eingeschlagen!“ rief der Hans-Ade; „wenn's also ist und Du Wort hältst, hab ich ja nichts zu riskiren!“

In Popayan angelangt, richtete Frommele seine Bude mit allerlei Kram am gelegensten Orte des Marktplatzes auf, und bald nahten die Käufer und bezahlten geringen Tand oft zu hohen Preisen.

Der arme Hans-Ade stand traurig hinter seinem Schemelchen, mit seinen zwei geöffneten Schachteln rother Oblaten; es war noch nicht eine einzige Anfrage darnach geschehen.

„Warte nur bis gegen Mittag,“ tröstete ihn Frommele, „da kommen die Indianer von hinter dem Goldberg drüben, da wirst Du deine Waare schon absetzen!“

— „Will's Gott!“ seufzte Hans-Ade.

Gegen Mittag trat Frommele aus der Bude; er hatte von Weitem einen Indianer gesehen. „Jetzt, Hans-Ade,“ sagte er leise, „halt still, ich will Dich zum Lockvogel ausstaffieren; die Oblaten sollen alle nacheinander ausfliegen und Dir gut bezahlt werden.“

Damit nahm Frommele fünf Oblaten aus der einen Schachtel, klebte ſie dem ſich Anfangs ſträubenden, dann aber auf Frommele's Zureden, nachgebenden Hans-Ade auf das Geſicht: eine mitten auf die Stirne, eine auf die Naſenſpitze, eine auf das Kinn, eine auf die rechte und eine auf die linke Backe.

„Mußt aber kein ſo ſaures Geſicht machen, als hätteſt Du acht Tage lang nichts als Eſſigſuppe gegeſſen, mußt lachen, ſingen, pfeifen, in die Hände klatſchen!“

Lachen mußte Hans-Ade allerdings, als ihm Frommele ein Spiegelchen vorhielt; er erkannte ſich beinahe ſelbſt nicht mehr, in ſeiner Beoblatung.

Unterdeſſen war der Indianer, der ſich vorhin in der Ferne gezeigt hatte, herbeigekommen. Es war ein Häuptling, was man an ſeinem Schmucke ſah. Nachdem er den Hans-Ade eine Weile voller Bewunderung angeblickt hatte, that er einen Griff in die Schachtel, ließ ein Paar nicht gar melodiſche Töne vernehmen und gab dem erſtaunten Hohweiler drei ſtarke Priſen Goldſtaub in die hohle Hand.

„Angebiſſen!“ rief Frommele und rieb ſich die Hände. Der Indianer war hinter die Bude getreten, und als er wieder hervorkam, hatte er ſich nicht nur das Geſicht, ſondern Arme, Schultern und Bruſt über und über mit Oblaten beklebt und ſchritt ſtolz in der Volksmenge dahin.

Nun kam ein Indianer nach dem andern; ſie kamen

zu Dutzenden, ſtritten ſich um den Vorrang und überboten einander im Goldſtaubgeben, ſo daß in weniger als einer Stunde beide Schachteln von Oblaten leer und mit Goldſtaub angefüllt waren und Hans-Ade ein reicher Mann geworden war.

Er hatte aber bei ſeinem Glücke, nicht, wie viele es thun, ſein gutes Herz verloren. Da er Frommele dieſes Glück zu verdanken hatte, gab er ihm die Hälfte des Gewinnes. Dieſer ſträubte ſich nicht lange dagegen, ſchlug ihm aber vor, ſich mit ihm zu aſſociren und ein großes Geſchäft in Neu-Granada anzufangen; was auch geſchah.

Und ſomit wünſchen wir der Firma Hans-Ade, Frommele und Comp. das beſte Gedeihen!

## 20. Die Wahl der Braut.

(Mündlich aus La Bresse.)

Ein junger heiratsfähiger Mann des an arbeitsamen Bewohnern zahlreichen Dorfes La Bresse, dessen Häuser in kleinen Gruppen bei einander liegen oder auf beiden Bergabhängen bis zu den Gipfeln hinauf zerstreut sind, hatte sein Auge auf drei der schönsten und angeblich wohlhabendsten Mägdlein des Thales geworfen, ohne daß er sich in seiner Wahl für die Eine oder die Andere von ihnen hätte bestimmen können. Es waren drei Schwestern, je ein Jahr von einander. Er hatte keine Gelegenheit gehabt, sich ihnen zu nähern; sein Herz hatte also noch nicht gesprochen. Er dachte, wie dieß häufig bei den Landleuten geschieht, hauptsächlich daran eine tüchtige Gehilfin für seinen Hausstand zu finden.

Jean Claude, so hieß der kluge, praktische Junge, zog deßhalb seinen noch klügern und praktischern Vater zu Rath und gestand ihm sein Anliegen.

Der Vater kannte die Vermögensumstände und das Betragen der Eltern wohl, weniger aber die Eigenschaften der drei Töchter, von denen Eine seinen Sohn beglücken sollte.

Nicht an einem Sonn- oder Festtage, nicht mit dem Ceremoniel einer Staatsvisite, begaben sich Vater und Sohn, wie von ungefähr und im Vorübergehn, nach

dem Hauſe von Jean Claude's künftigen Schwiegereltern, den Boirons.

Sie blieben unbemerkt zwiſchen der Hofthüre und einem großen Holzſtoße ſtehn, denn ſoeben war die älteſte der drei Schweſtern mit einem Bund Futter angelangt und ſchleuderte mit dem Fuß einen ihr im Wege liegenden Reisbeſen fort.

Die Zweite kam nach und gab dem Beſen einen Tritt, ſo daß er dem Hund auf den Kopf fiel, der jämmerlich heulend davonlief.

Nun kam auch die Jüngſte; ſie trug ihre Bürde ins Haus und da ſie den Beſen erblickt hatte, ſtellte ſie ihn in eine Ecke und ſtreichelte den noch winſelnden Hund der freudig um ſie herwedelte.

„Das ſoll deine Frau geben, Jean Claude; Du nimmſt die Madelon! die hat Sinn für Ordnung, der ſich auch im Kleinſten zeigt und ein mitleidiges Herz, ſelbſt für das Vieh.“

Der Sohn war des Vaters Meinung, um ſo mehr, da Madelon auch die ſchönſte und ſtattlichſte der Schweſtern war.

Der Antrag wurde am folgenden Sonntag in aller Form gemacht, aber mit der Bedingung angenommen, daß ſich die beiden ältern Schweſtern zuerſt verheirathen müßten; denn in La Breſſe gilt es für einen großen Schimpf, wenn eine jüngere Schweſter ſich vor den ältern in die Ehe begibt. Iſt dieß aber je der Fall, ſo muß ſie jeder von dieſen eine Ziege kaufen.

## 21. Die Wahl des Bräutigams.

(Mündlich aus Wettelsheim.)

Der Schulz Kuſter von Wettelsheim war einer der reichſten Bauern im ganzen Oberlande. Er hatte Felder, Wieſen und Reben, und ſchmuckes, kräftiges Vieh ſtand in den geräumigen Ställen.

Am liebſten von Allem war ihm aber ſein Töchterlein, die Krone der Mädchen weit und breit. Es war kein Wunder, daß ſich, ſobald dasſelbe heiratsfähig war, Freier von nah und ferne meldeten. Ihre Zahl wuchs ſo ſehr, daß die Tochter nicht wußte wo hinaus und auch dem Vater die Wahl weh that.

Endlich ſtachen ſie aus der Reihe der Liebhaber vier junge Burſche heraus, alle wackerer Leute Söhne und ebenfalls reich an Gütern. Dieſe beſchied nun der Vater eines Sonntags zu ſich und gebot ihnen ſchon Abends zuvor, ohne der Tochter Vorwiſſen, die Pferde auf welchen ſie hergeritten waren, in den Stall zu ſtellen.

Des andern Morgens nun ließ er das Mägdlein im

ſchönſten Sonntagsputze in den Hof treten und die vier Freier bewillkommnen.

Alſobald wurde die Stallthüre geöffnet und die muthigen, hellglänzenden Roſſe ſprangen mit lautem Gewieher heraus: ein Rappe, ein Fuchs, ein Brauner und ein Schimmel.

„Derjenige, ſagte der Vater, deſſen Pferd Dir am beſten gefällt, ſoll mein Eidam werden und Dich heimführen.“

Dem Mädchen ſchlug das Herz gewaltig; es blickte bald auf die Pferde, bald auf den Vater, bald auf die jungen Leute, die ihrer Entſcheidung mit bangem Erwarten entgegenſahen.

Endlich wählte ſie den blanken Schimmel mit dem feingeſchweiften Nacken und den großen funkelnden Augen.

Der Beſitzer des Pferdes, der glückliche Freier, war der junge Heymann von Heilig-Kreuz.

Die Hochzeit wurde einige Wochen darauf mit großem Glanze gefeiert und dauerte fünf Tage lang. Das Geſchlecht der Heymann blüht noch heutzutage, reich geſegnet an Gütern und Nachkommen.

## 22. Der Jüngling von Hüningen.

(Wahre Begebenheit.)

Ein grimmiger Wolf hatte mehrere Tage lang das Städtchen Hüningen und die Umgegend in großen Schrecken geſetzt. Er hatte eine Menge Schafe erwürgt, den Hirten, ſowie einige Kinder, die ſich auf dem Felde befanden, zerriſſen, und noch war es keinem Jäger gelungen, ihn zu erlegen.

Da faßte ein heldenmüthiger Jüngling den Entſchluß, das wüthende Thier aufzuſuchen und den Kampf mit ihm zu beſtehn.

Früh Morgens, nur mit einem tüchtigen Knüttel bewehrt, verließ er die Stadt und kam bald auf die Spur des Wolfes. Dieſer ſtürzte auf ihn los; allein der kühne Jüngling verſetzte ihm einen Schlag auf den Kopf, packte ihn, trotz ſeiner Biſſe, an der Kehle und ſchleppte ihn bis an das Stadtthor.

Hier rief er der Schildwache auf dem Wall zu, auf den Wolf zu ſchießen. Nach einigem Zaudern und auf des Jünglings wiederholte Bitten drückte ſie los und der Wolf fiel, ohne daß der muthige Kämpfer verletzt worden wäre.

Allein am Arme hatte ihm das wüthige Thier eine tiefe Wunde beigebracht. Da erfaßte ihn plötzlich der ſchreckliche Gedanke, er möchte nun ſelbſt toll werden. Kamerad, rief er dem Soldaten zu, ziele nun auch auf mich! Ich habe das Meinige gethan und will lieber ſterben als meinen Mitbürgern zum Schreckniß leben!

Die Schildwache zielte, und unter dem lauten Schmerzgeſchrei der herbeigeeilten Volksmenge, brach das jugendliche Heldenherz.

## 23. Kunigunde von Hungerſtein.

(Nach einem ungedruckten Jahrbuch des Hauſes Rappoltſtein, 1487.)

Zwiſchen Rimbach-Zell und dem Städtchen Gebweiler, mitten im Bergwalde, lag einſt das feſte Schloß Hungerſtein, deſſen Ritter dasſelbe von der reichen Fürſtabtei Murbach zu Lehen trugen.

Wilhelm von Hungerſtein war der letzte des Geſchlechtes, welches ſchon im 12. Jahrhundert geblüht hatte.

Nach dem Tode ſeiner erſten Gattin, die ihn ohne Erben gelaſſen hatte, trat er, ſchon ziemlich bejahrt, in zweite Ehe mit Kunigunde Giel von Gielſperg, deren Familie erſt im 17. Jahrhundert erloſch.

„Kunigunde war," wie das Jahrbuch ſagt, „noch ſehr jung und über die Maßen ſchön und gerade von Leib als kaum Eine im Lande." Sie hatte aber einen frechen, üppigen Sinn, ward ihrem Gatten untreu und vergeudete auf die leichtſinnigſte Weiſe deſſen Geld und Gut. Dabei wurde ſie noch durch ihre eigenen Verwandten unterſtützt. Ihr Bruder Wernher vermaß ſich

ſogar, öffentlich Partei wider ſeinen Schwager zu nehmen und ihm ſeinen Untergang zu drohen.

Dadurch geängſtigt, ſuchte der ſchwache Greis Schutz bei dem mächtigen Grafen Wilhelm von Rappoltſtein, welcher zu jener Zeit Landvogt im Ober-Elſaß und Sundgau war. „Er bat ihn, er möge ihn wider ſeines Schwähers und Schwagers unbillige Gewalt ſchützen und ihm Rath und Hülfe leiſten, damit er ſeiner Schuldenlaſt und ſeiner Feinde täglichen Ueberfalls entlediget werden und eine eingezogene Haushaltung führen könne.“

Der Landvogt nahm ſich des Ritters an, verordnete, zur Schuldentilgung, den Beſchlag der Güter und wies dem Ehepaar ein Jährliches an Getreide, Wein und Geld zu ſeinem Auskommen an. Dem Gatten wurde ſtatt aller Dienerſchaft nur ein Knappe und ein Hausknecht verwilligt, ſeiner Frau eine Dienerin und eine Köchin.

Dieſe Einſchränkung ihres einſt ſo glänzenden Hausweſens erfüllte Kunigunde mit Wuth und Rachegefühl. Sie gewann die beiden Knechte und ſchwor ihrem Gatten Verderben und Tod.

An einem ſchwülen Sommertage hatte ſich Wilhelm von Hungerſtein, um Ruhe und Kühlung zu ſuchen, in eine untere Halle des Schloſſes begeben. Da traten plötzlich die treuloſen Diener herein und ſagten ihm mit den frechſten Worten: Wofern er nicht augenblick-

lich von ihrer Hand ſterben wolle, müſſe er ſchriftlich erklären und mit ſeinem Wappen beſiegeln, daß er zur Abbüßung ſeiner Sünden eine Wallfahrt nach Jeruſalem beſchloſſen habe und von ſeinen Verwandten hiemit Abſchied nehme, indem er ſeine Gattin ihrem Schutz empfehle.

Vergebens widerſtrebte der Unglückliche. Kaum hatte er der Gewalt nachgegeben und den Brief beſiegelt, ſo wurde er mit einem Stricke, welchen Kunigunde ſelbſt herbeigebracht, von den beiden Knechten erdroſſelt. Der Knappe band den Leichnam in der Nacht auf ein Pferd und warf ihn im Wald in eine Wolfsgrube, die er mit Moos und Baumzweigen bedeckte.

Den folgenden Tag öffnete Kunigunde, die ihre innere Freude unter geheuchelter Trauer ſchlecht verbarg, den verſiegelten Brief und theilte ihn den Verwandten des Gemordeten mit.

Wilhelm von Rappoltſtein, der alſobald von der Sache benachrichtigt worden war, ſchöpfte Verdacht, der noch dadurch vermehrt wurde, daß man die Knechte des Ritters von Hungerſtein mit deſſelben Kleidern geſchmückt fand und Kunigunde ſelbſt ihr üppiges Leben nur noch in größerem Maaße fortſetzte.

Er ließ einen Rath von Edelleuten zuſammenrufen, welche die Sache unterſuchten und zugleich auch einen der Knechte feſtnahmen, der die Frevelthat eingeſtand.

Der Leichnam des Gemordeten wurde aufgefunden und in Gebweiler feierlich beerdigt.

Nun wurde auch die treulose Gattin eingesetzt und als Diebin und Mörderin verurtheilt in einen Sack gesteckt und ersäuft zu werden.

„Als nun Kunigunde hingerichtet werden sollte", sagt das Jahrbuch, „hat eine gewisse Adelsperson, deren Geschlecht ich Ehren halber nicht nennen will, welche, wie zu vermuthen, zuvor Kundschaft mit ihr gehabt, den Nachrichter angesprochen und demselbigen zwölf Goldgulden versprochen, wo er sie bei dem Leben erhalten und davon bringen könnte, welches der Nachrichter bewilliget, sie hart gebunden, daß ihr eine Ohnmacht angekommen und alsdann ins Wasser geworfen. Ueber dem Wasser aber hat Gemeldter vom Adel mit zwei Pferden gewartet, und als die Verurtheilte ein wenig das Wasser hinab geschwommen, hat sie der Nachrichter, so in einem Schifflein nachfuhr, mit dem Seil auf das andere Ufer gezogen und gestürzt, da sie alsdann bald wieder zu sich selbst kam und erlabet wurde."

Kunigunde flüchtete sich nun insgeheim nach der Schweiz, wo sie drei Jahre lang auf einem Schlosse zubrachte. Endlich aber gelang es dem Landvogte ihren Aufenthalt zu entdecken; er ließ sie sofort zurückbringen und in einem Thurme des Schlosses Hoh-Rappoltstein verwahren.

Durch Schmeicheleien und Versprechungen wußte das

liſtige Weib im Jahr 1507 den Schloßknecht Philipp von Bacharach zu gewinnen, daß er ſie vermittelſt einer Leiter, die er am Fenſter ihres Kerkers anbrachte, aus ihrer Haft befreite. Gleich darauf wurde ſie jedoch wieder eingeholt und zum zweiten Mal in eine unzugängliche Kammer des Schloſſes geſperrt, wo ſie noch zwanzig Jahre verlebte.

Wilhelm von Rappoltſtein hielt ihre Reize für ſo gefährlich, daß er ſeinen Söhnen verbot, ſich in der Nähe des Thurmes aufzuhalten, aus Furcht, auch ſie möchten von ihr verführt werden: „denn,“ ſagt der Annaliſt, „ſie war von einer ausbündigen Schöne und von Natur dahin geneigt, daß ſie ſchier Jedermann als eine andere Venus zu ihrer Liebe reizte.“

## 24. Die Weiber von Ruffach.

1166.

(Nach Seb. Münſter und Bernh. Herzog.)

Nachdem Kaiſer Heinrich IV ſich für den Gegenpapſt Clemens erklärt hatte, wollte er alle Biſchöfe des Reichs zwingen denſelben anzuerkennen; denjenigen aber die ſich deß weigerten, nahm er ihre Beſitzthümer weg.

Dieß geſchah nun auch dem Biſchofe von Straßburg. Auf kaiſerlichen Befehl wurde ihm Ruffach, die Hauptſtadt des obern Mundats, eines der älteſten Beſitzthümer der Biſchöfe von Straßburg, weggenommen. Das Schloß Iſenburg wurde mit Truppen beſetzt und die Bürger auf die grauſamſte Weiſe gedrückt.

Dieſe Gewaltthaten nahmen nur noch zu unter der Regierung Heinrichs V., welcher ein ſtarkes Heer rings um die Stadt zuſammenzog.

Im Jahr 1166 trieb beſonders der kaiſerliche Schloßvogt ſein böſes Spiel mit den Bewohnern von Ruffach die, unmächtig ſich zur Wehr zu ſetzen, alle Unbill über ſich ergehen laſſen mußten. Allein die Stunde der Rache ſollte nicht ausbleiben.

Am heiligen Oſtertage überfiel der Vogt mit etlichen

Knechten eine ſchöne Bürgerstochter, die mit ihrer Mutter eben in die Kirche gehn wollte, und ließ ſie, trotz allen Widerſtrebens, auf das Schloß bringen.

Die Verzweiflung der unglücklichen Mutter war gränzenlos. Sie forderte die Männer auf zu den Waffen zu greifen, ihre Tochter von der Schmach zu retten und endlich das ſchmähliche Joch der fremden Herrſchaft zu brechen. Allein die Männer wagten es nicht ſich der Uebermacht des Feindes entgegenzuſetzen.

Da wandte ſich die bange Mutter an die Frauen und beſchwor ſie bei der Liebe zu ihren eigenen Töchtern, die ja ebenfalls von der Wuth des Tyrannen bedroht ſeien, ihr in ihrem großen Jammer beizuſtehn.

Ihre Worte fanden Wiederhall in den Herzen der Mütter. Sie bewaffneten ſich ſo gut ſie konnten, drangen ins Schloß, ſprengten die Thüren, und ehe die Wache, die auf einen ſolchen Angriff nicht gefaßt war, zur Wehr greifen konnte, ſchlugen die heldenmüthigen Weiber ſie zuſammen. „Sie waren", ſagt Herzog in ſeiner Chronik, „vor Zorn eitel Mann."

Nun wuchs auch den beſchämten Männern der Muth. Die ganze Bevölkerung erhob ſich. Die kaiſerlichen Truppen fielen überall unter den Streichen der ſiegreichen Bürgerſchaft. Der Kaiſer ſelbſt entkam mit Mühe und floh nach Colmar.

Die Frauen brachten Krone, Zepter und Mantel, die er in der Eile der Flucht zurückgelaſſen hatte, im Tri-

umph zur Kirche und legten ſie auf dem Altar der h. Jungfrau nieder.

Von dieſer Zeit aber hatten die Weiber von Aufſach, bei allen öffentlichen Feierlichkeiten und Aufzügen, den Vorrang über die Männer. Derſelbe beſteht noch bis auf den heutigen Tag darin, daß ſie in der Kirche die Stühle auf der rechten Seite des Hochaltars inne haben. –

## 25. Die Weiber von Buchsweiler. [1])

1462.

(Nach Bernhard Herzog's Chronik.)

Nach dem Ableben ſeiner Gattin, einer Gräfin von Mörs und Saarwerden, hatte Jacob von Lichtenberg, zubenannt mit dem Barte, ein Bauernmädchen aus Ottenheim, im Badiſchen, die ſchöne oder mehr noch die böſe Bärbel geheißen, als Buhlerin auf ſein Schloß in Buchsweiler genommen.

Mit dem Erſcheinen dieſer Dirne, welche den von Natur gutmüthigen, aber äußerſt ſchwachen Mann bethörte, ſchwand bald das freundſchaftliche Einverſtändniß, das bis jetzt zwiſchen ihm und ſeinen Unterthanen gewaltet hatte.

Da ſie keinen Widerſtand fand, wurde ſie täglich

---

[1]) Beſitzer der Geſchichte der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg von J. G. Lehmann, werden in derſelben oft ganz ähnliche Stellen mit denjenigen in unſerer Erzählung finden. Dieß rührt daher, daß wir dieſelbe Quelle benützt haben. Mein Aufſatz erſchien übrigens ſchon im 2ten Bande der Alſatia 1851; während Lehmann's Schrift erſt zwölf Jahre ſpäter 1863 veröffentlicht wurde.

frecher und übermüthiger. Sie zwang die armen Leute ihr jede Woche, ohne den geringſten Lohn, und ohne daß ihnen nur ein Stück Brod dafür dargereicht wurde, zwei bis drei Tage frohnweiſe zu arbeiten.

Sie mußten ihr Lein ſäen, jäten, Lichter machen, und ſpinnen. Zudem hatte ihr jede Hausfrau jährlich ein Pfund Garn zu liefern; täglich aber befahl ſie, ihr die Sahne der Milch von ſämmtlichen Kühen des Städtchens ins Schloß zu bringen. In ihrer tollen Vermeſſenheit ſchickte ſie ſogar Söldlinge zu den ſäugenden Müttern und ließ ſich von deren Milch geben um ſie zu ihren vermeintlichen Zaubereien zu gebrauchen. Wer ſich weigerte oder nur über die eigenmächtigen, quäleriſchen Forderungen murrte, mußte eine Geldſtrafe erlegen oder wurde ergriffen und ins Gefängniß geſperrt.

Als die böſe Bärbel im Jahr 1462 abermals einen Frohntag geboten hatte, und die gedrückten Leute die ſich ſtets mehrende Ungebühr nicht länger dulden mochten, traten die Männer zuſammen und hielten Rath. Alle, bis auf ſechſe, waren der Meinung die ungebührliche Forderung abzuweiſen und begaben ſich zum Grafen Jacob um ihm zu erklären, daß ſie lieber die Stadt verlaſſen wollten als ſolche Schmach erleiden.

Jacob mochte die Gerechtigkeit ihrer Klage wohl eingeſehn haben; allein er war ſeiner ſelbſt nicht mehr Herr und ließ ſie ohne Beſcheid abtreten.

Unwillig zogen ſie ſich zurück, feſt entſchloſſen zur That zu kommen. Sie beſetzten eilig das Oberthor, bemächtigten ſich der Waffen nachdem ſie die Söldner des Grafen vertrieben, und begaben ſich nach dem Schloß Lichtenberg, nördlich von Ingweiler, wo Ludwig, Jacobs Bruder, ſeinen Sitz hatte. Derſelbe tröſtete ſie, er wolle, ſagte er, ihre gerechte Sache ſchützen und ihnen Hülfe leiſten.

Sobald Jacob Kunde von dieſem Vorgang erhalten hatte, ließ er die Thore ſchließen und ſandte nach anderer Mannſchaft aus.

Die böſe Bärbel aber ließ mit Anliegen bei ihm nicht nach, damit er auch die Weiber und Kinder der ausgezogenen Männer hinausjage und ſich ihrer Habe bemächtige.

Da die Frauen von dieſem Anſchlage vernommen, verſammelten ſie ſich in einem Hauſe auf dem Kornmarkt und ſchwuren einen Eid bei einander zu verbleiben und ſich ihrer Haut und Habe bis auf's Aeußerſte zu wehren.

Als nun der Amtmann mit ſeinen Bütteln von Haus zu Haus ging um die Weiber nebſt ihren Kindern aus der Stadt zu gebieten, „da, ſagt Herzog, lieffen die Frauen zuſamen, vnnd bracht jede ein gewehr mit jr, eine nam ein Bratſpiß, die andere ein Häwgabel, die drit ein Spieß, die vierdt ein Kolben, die fünfft ein Stecken, die ſechst ein Axt, vnnd was jede

gehaben mochte, werten ſich hefftig, trieben das böſe Weib mit jhren helffern vnd den Burgknechten widerumb hinder ſich in die Burg und blieben in der Statt."

Unterdeſſen kam Ludwig von Lichtenberg an der Spitze ſeiner Kriegsknechte und der ausgezogenen Männer von Buchsweiler, nebſt vielem Geſchütze vor die Stadt und belagerte ſie.

Die ſchwache Beſatzung konnte ſich nicht lange halden und mußte endlich der Uebermacht der Waffen und derjenigen des Rechts wider das Unrecht weichen.

Bei der Einnahme waren Kriegsleute des Biſchofs von Metz, des Markgrafen von Baden und vierzig Reiter von Straßburg zugegen.

Nachdem ſie nun auch die Burg, in welcher ſich Herr Jacob mit der böſen Bärbel und ſeiner Mannſchaft eingeſchloſſen, hart bedrängt hatten, fordecte Ludwig, unter Androhung er würde ihn enterben, ſeinen Bruder auf, die freche Dirne, die Urſache alles Haders, von ſich zu thun, oder, wie Herzog ſagt, „Leibs und Guts zu tröſten."

Dazu wollte ſich aber der verliebte Graf nicht verſtehn. Endlich traten als Vermittler des Streites auf: Ludwig, Graf von Zweibrücken, Georg von Ochſenſtein, Friedrich von Fleckenſtein, zu Magdeburg, genannt der Veſte, Egenolf von Lützelburg und die beiden Alt-Stättmeiſter von Straßburg, Cuno Roppe und Hans Mörſwin.

Dieſelben brachten einen Vertrag zuwege, in Folge deſſen, unter anderen Punkten, Barbara von Ottenheim geloben und ſchwören mußte, ſich entweder nach der Stadt Speier oder nach Hagenau zu begeben, ihr Lebenlang darin zu bleiben und nimmermehr zu Herrn Jacob zu kommen ohne Wiſſen und Willen Ludwigs von Lichtenberg.

Die böſe Bärbel begab ſich, von Jacob reichlich beſchenkt, nach Hagenau. Sie kam zwar nicht mehr nach Buchsweiler zurück; allein ihr gräflicher Liebhaber beſuchte ſie um ſo häufiger und wohnte ſelbſt längere Zeit in Hagenau.

Nach ſeinem Tode wurde die böſe Bärbel, wegen Zauberei und anderer Miſſethaten, gefänglich eingezogen und öffentlich verbrannt.

## 26. Der Oberehnheimer Piſtolenwein.

1516. 1562.

— —

Der Kaiſer Maximilian I beſuchte gegen Ende des Jahrs 1516 die freie Reichsſtadt Oberehnheim, woſelbſt ihm ſo vortrefflicher Wein dargereicht wurde, daß er des Lobes darüber nicht ermüdete.

„Das wiſſen wir, Majeſtät", ſagte ein anweſender Rebbauer, „daß er gut iſt, und wir haben noch beſſern, den trinken wir aber ſelbſt!"

Bei dieſer naiven Grobheit brach der Kaiſer in lautes Gelächter aus. Er ließ dem Bauer zwei mit Silber beſchlagene Piſtolen geben, zum Andenken an ſeinen derben Beſcheid und ſetzte hinzu: „Der beſte Oberehnheimer Wein muß, von nun an, Piſtolenwein heißen."

Nach einer örtlichen Sage, war dieſer Kaiſer nicht Maximilian I, ſondern Ferdinand I, der im Jahr 1562 ebenfalls Oberehnheim beſuchte. Der Stättmeiſter ſelbſt hätte dieſem, bei deſſen Lobſpruch auf den dortigen Wein erwiedert:

„Das muß wahr ſein daß er gut iſt, wir haben auch noch beſſern; den trinken wir aber bei einer andern Gelegenheit."

Darauf hätte ihm der Kaiser ein Paar kostbare Pistolen überreichen lassen mit den Worten:

„Nehmet diese Pistolen, Herr Stättmeister, und findet Ihr Einen der noch gröber ist als Ihr, so schenkt sie ihm!“

Pistolen ist noch jetzt der Spitzname der Bewohner von Oberehnheim.

## 27. Der ſich ſelbſt verrathende Mörder.

1610.

Der Chronikſchreiber Pater Malachias Tſchamſer von Thann, erzählt folgende merkwürdige Begebenheit von welcher ſein Vater Augenzeuge war und die wir hier in Kürze zuſammenfaſſen wollen. Sie bewährt abermals den Volksſpruch:

Es iſt nichts ſo fein geſponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen

Hans Michael Tſchamſer hatte ſich als Hutmachergeſelle auf Reiſen begeben um, nach löblicher Sitte, fremde Länder und Menſchen, fremde Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, fremdes Lager und fremde Suppe zu koſten und ſodann, als erfahrener, gereiſter und gereifter Mann, ſelbſt Meiſter und Hausvater zu werden.

Auf ſeiner Wanderſchaft in Kreuz und Quer, das Felleiſen auf dem Rücken, den Knotenſtab in der Hand, manchmal, nach altem Gebrauche fechtend, in den Herbergen der ehrſamen Hutmacherzunft einkehrend, kam er eines Tages, im Jahr 1610, zu Iglau, am Böhmerwald, bei einem alten, reichen Meiſter in Arbeit, der jedoch im Begriff war ſeinem Sohne das Handwerk

und die Kundſchaft zu überlaſſen und ſich völlig davon zurück zu ziehen.

Der junge Mann, der ſich in der Welt umgeſehn und ſich manche Erfahrung zunutze gemacht hatte, fand allerlei in den bisherigen Einrichtungen des väterlichen Geſchäftes zu verbeſſern.

So mußte, unter Anderm, ein Farbkeſſel ausgehoben und anders eingerichtet werden, der Farbofen neu beſetzt, und in der Werkſtatt ſonſt noch allerlei nach beſſerem Verfahren eingerichtet werden. Dabei wurde Alles von Grund aufgewühlt.

Während dieſer Arbeit warf ein Taglöhner einsmals mit einer Schaufel Erde einen Todtenkopf heraus, der dem auf einem Schemel ſitzenden Vater geradezu unter die Füße rollte.

„O wehe, mein Hans Michel!“ ſchrie der alte Färber und wurde todesblaß.

Dieſer Ausruf befremdete die Anweſenden. Die Sache wurde ruchbar. Der Richter erſchien um den Alten darob zur Rede zu ſtellen.

Vom Gewiſſen geſchlagen, bekannte dieſer, daß vor vierzig Jahren, da er als junger Meiſter ſein Geſchäft angefangen hatte, ein aus Olmütz ſtammender Hutmachergeſelle, Hans Michel genannt, eines Nachts bei ihm eingetreten ſei. Da derſelbe ein ſchweres Felleiſen getragen, habe er vermuthet, er beſitze darin viel Geld oder Geldeswerth, habe ihn, vom leidigen Satan ver-

führt, umgebracht und heimlich vergraben. Nun sei der Ermordete gerächt.

An der Stelle wo der Todtenkopf gefunden, wurde nachgegraben; man entdeckte die übrigen Gebeine und bestattete Alles in geweihter Erde.

Der Mörder wurde festgenommen und vom Gerichte zum Tod durch's Schwert verurtheilt. Da er aber sehr reich und Mitglied des Rathes war, erlangte er die Gnade des Kaisers. Wenige Tage darauf starb er vor Kummer und Gewissensbissen.

„Der Fiscus", setzt die Chronik hinzu, „nahm ihm etliche tausend Gulden hinweg, gab den halben Theil des Ermordeten Freunden, den andern wendete er an das gemeine Wesen. Also bleibt kein vorsätzlicher Mord ohngerochen."

## 28. Der Bäckermeiſter Klee von Landau

### 1793.

Die Bürger von Landau, das zu jener Zeit noch zum Elſaß gehörte, hatten durch eine vom April 1793 bis zum 28. Dezember dauernde Blokade und ein Bombardement, während welchem über 25 Tauſend Bombenkugeln und ſonſtiges Geſchütz in die Stadt geworfen wurden, den unſäglichen Jammer mit dem lobenswertheſten Heldenmuthe ertragen. Sie hatten zuletzt nur Pferde- und Katzenfleiſch zur Nahrung gehabt. Das Mehl war bis auf einen geringen Ueberreſt aufgezehrt und der Laib Kommisbrod koſtete 14 Livres.

Aufopfernd hatte ſich unter der Bürgerſchaft namentlich der Bäckermeiſter Klee gezeigt. Er hatte ſeinen ganzen Vorrath an Getreide und Mehl auf die billigſte, uneigennützigſte Weiſe ausgeliefert oder verbacken. Ueberall wo Gefahr, ſtand er in den vorderſten Reihen.

Einige Bomben waren in das Zeughaus gefallen und hatten dasſelbe in Brand geſteckt. Das Schießen dauerte fort mit ſtets erneuter Wuth. Mitten in der drohen-

den Todesgefahr war Klee unermüdlich Hülfe zu leiſten. Rechts und links um ihn her brannten die Häuſer. Da eilten plötzlich ſeine Nachbarn herbei und riefen ihm angſtvoll zu: „Klee, zieh dich zurück! es ſind Bomben in dein Haus gefallen; es brennt lichterloh!“

— „Laßt 's in Gottes Namen brennen! rief ihnen der heldenmüthige Patriot zu, „es iſt nur Privateigenthum! ich muß vor Allem das Eigenthum der Nation zu retten ſuchen.“

Er fuhr in ſeiner Arbeit fort und kehrte erſt zu ſpäter Abendſtunde zurück, des eigenen Unglücks gedenkend.

Die damalige Staatszeitung, der Moniteur vom Jahr 1794, S. 111, hat die rühmlichen Thaten des wackern Bäckermeiſters von Landau mit gerechtem Lobe aufgezeichnet.

## 29. Der Soldat aus dem Regiment La Tour d'Auvergne und ſein Hauptmann.

(V. Corret, Histoire de Belfort.)

Im Jahr 1808 hielt das Regiment La Tour d'Auvergne Garniſon in Belfort. Ein dazu gehörender Soldat, ein kräftiger, bildſchöner Junge, hatte in ſeiner vorigen Garniſon die Bekanntſchaft eines Mädchens gemacht, mit welchem er ſich verheirathen ſollte.

Nun hatte aber, der noch jetzt verbreiteten mündlichen Ueberlieferung zufolge, ſein Hauptmann ebenfalls ein Auge auf das reizende Mädchen geworfen und ihm Liebesanträge gemacht, die jedoch entſchieden zurückgewieſen wurden. Darüber im höchſten Grade erbittert und eiferſüchtig auf ſeinen glücklichen Untergebenen ſchwor er dieſem unverſöhnliche Rache und konnte die günſtige Gelegenheit ſie auszuüben, kaum erwarten.

Einige Zeit darauf begehrte der Soldat Urlaub, um die zu ſeiner Verehelichung nöthigen Geſchäfte zu beſorgen. Er wurde ihm gewährt; da er ſich aber zur beſtimmten Friſt nicht wieder beim Regimente eingefunden hatte, ſo wurde er als Ausreißer betrachtet

und vor das Kriegsgericht geſtellt. Hier war er zum Voraus ſchlecht angeſchrieben und konnte um ſo weniger auf Gnade hoffen, da zu jener Zeit ganz Europa unter Waffen ſtand und man auf jeden Einzelnen zählen mußte.

Das Kriegsgericht verurtheilte den Unglücklichen zum Tode. Die Hinrichtung fand am untern Theile der ſogenannten Geiſenſteige (Montée des Chèvres) ſtatt.

Der Soldat ſchritt mit unerſchrockener Miene, gehobenen Hauptes, neben dem ihn begleitenden Geiſtlichen, dem Abbé Milet, hin.

Als er auf der Todesſtätte angelangt war, gebot ihm der Hauptmann ſich die Augen verbinden zu laſſen, was er nicht dulden wollte. Da jener ihm hierauf befahl niederzuknieen, wies er mit der rechten Hand nach dem Himmel und rief mit ſtarker Stimme: „Hauptmann, ich werde ungerecht und als Opfer Ihres böſen Einfluſſes ſterben; allein ich lade Sie vor Gottes Gericht, und bin feſt überzeugt daß Sie dort in ganz kurzer Friſt erſcheinen müſſen!“

Nun kniete er nieder und zwanzig Schüſſe ſtreckten ihn zu Boden.

Als die Truppen eben in die Stadt zurückkehren wollten, begegneten ſie dem Kurier, der den Gnadenbefehl für den armen Gefallenen überbringen ſollte. Es war zu ſpät. Acht Tage darauf aber wurde auch der Hauptmann zu Grabe getragen.

## 30. Der Schild mit zwei Seiten.[1])

(Nach dem Engliſchen von Ch. Romey.)

In den abenteuerlichen Zeiten des Ritterthums, ließ ein engliſcher König an einem Scheidewege an welchem vier Straßen zuſammenſtießen, eine Bildſäule der Siegesgöttin errichten.

In der rechten Hand hielt die Göttin eine Lanze, mit der linken ſtützte ſie ſich auf einen Schild, der auf einer Seite von Gold, auf der andern von Silber war. Mehrere Inſchriften enthielten die Namen derjenigen welchen ſie ihre Gunſt bezeugt, die ſie zu ihren Helden erkoren hatte.

Da kamen eines Tages zwei Ritter in voller Rüſtung, von zwei verſchiedenen Richtungen, gegen die Bildſäule der Göttin hergeritten.

Sie hatten dieſelbe niemals geſehn, laſen die rühmenden Inſchriften und bewunderten den Glanz des Metalls und den Reichthum des künſtleriſchen Sinnes der ſich an dem prachtvollen Denkmale kund gab.

---

[1]) Vergl. Das Doppelbild in Pfarrer Oberlin's Studierſtube, Aus alten Zeiten, Allerlei über Land und Leute im Elſaß Mülhauſen, 1872, S. 11.

„Je mehr ich dieſen goldenen Schild betrachte," rief der Eine, „deſto mehr . . ."

— „Was ſagt Ihr?" entgegnete der Andere, ihn unfein unterbrechend, „der Schild iſt von Silber und nicht von Gold; ich habe meine Augen an dem rechten Platze!"

„Ich ſehe nicht durch eure Augen, ſondern durch die meinigen," rief der Erſte ebenſo unwillig, „war je etwas von Gold, ſo iſt es dieſer Schild!"

— „Wo denkt Ihr hin! wie hätte man einen ſolchen Schatz von Gold an ſolchem Orte aufgeſtellt? Mich wundert ſchon daß das Silber noch keinen habgierigen Wanderer lüſtern gemacht hat; denn, nach der Inſchrift, iſt das Bild ſchon ſeit dreißig Jahren hier aufgeſtellt."

„Es iſt von Gold!"

— „Es iſt von eitel Silber!" ſchrieen ſie einander um die Wette zu.

Die Ritter jener guten alten Zeiten waren nicht eben ſehr nachgiebiger Art. Auch dieſe wollten den Widerſpruch nicht länger ertragen.

Sie zeihten einander geradezu der Lüge. Von den Worten, kam es zur That. Sie reckten Arm und Lanze, als wär's im feſtlichen Turnier, als gält's der heiligen Jungfrau oder ihrer Damen Ehre.

Nach langem hitzigem Kampfe, ſanken Beide erſchöpft und blutig vom Streitroß auf den grünen Raſen.

ie wären wohl da hülflos verblutet, wenn nicht dem benachbarten Kloſter ein Bruder herbeigekom-, der ſich ihrer erbarmt und die ſchweren, klaffenden nden ausgewaſchen und verpflegt hätte.

Was habt Ihr gethan? iſt, ſich gegenſeitig Morden, licher Ritter würdig? Weßhalb habt Ihr grimmigen Kampf gekämpft?" ſagte der fromme der, nachdem er das Werk der Menſchlichkeit voll-ht.

– „Von Gold iſt der Schild der Siegesgöttin!" der eine Ritter mit Anſtrengung.

Von Silber iſt er!" entgegnete der zweite, „bei nes Wappens Ehre!"

– „Iſt's nur das, was Euch entzweit", ſagte der ch lächelnd, „ſo habt ihr Beide Recht und Unrecht. r hat den Schild von ſeiner Seite betrachtet. hſelt euere Standpunkte, und ſtatt Gold werdet Ihr er, ſtatt Silber Gold ſehn. Wie manchen Streit es weniger auf Erden, wenn man beachten würde jedes Ding mehrere Seiten haben kann!"

ie Ritter ſahen ihren Irrthum ein, verſöhnten ſich [illegible] die Hand und zogen in Frieden mit ihren un-g erhaltenen Wunden von dannen.

## 31. Der vorsichtige Bauer.

(Aus dem Kochersberg.)

Ein Frau lag in den letzten Zügen und sollte „versehn sein", das heißt die h. Sterbsacramente empfangen. Der Mann, kein sehr eifriger Kirchgänger, auch im Pfarrhause deßhalb wenig bekannt, machte sich doch endlich, zu später Nacht, auf; ergriff Hut und Laterne und trat den sauern Gang an.

Es brannte schon längst kein Licht mehr im Pfarrhause. Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren, nahm endlich Muth fassend die Klinke des Hofthores in die Hand, sprang aber bei dem leisen Gerassel derselben fünf Schritte zurück, sich selbst ob seiner Keckheit entsetzend. Nach einer Weile faßte er sich abermals ein Herz, holte aus, um nemlich seine Pfeife zu stopfen. Kaum hatte er einige Züge geraucht, so fühlte er sich ermuthigt, trat zum Hofthore und klopfte. Es war aber so leise gewesen, daß der sonst wachsame Hund davon nicht im mindesten gestört wurde.

Nochmalige Retirade, und einige tüchtige Dampfwolken aus der Pfeife; sodann beherzter Angriff. Das Klopfen war diesmal in solchem Grade geschehen, daß der Hund anfing zu knurren, aber so flegmatisch

und verdrießlich, wie wenn er dem nächtlichen Besucher sagen wollte: Laß mich in Ruh!

Es trat wieder eine Pause ein. Das Herz des Bauern pochte gewaltig und so gewaltige Züge stieß er jetzt aus seiner Pfeife, daß er mit einem male, vom Dampfe beengt, laut aufhusten mußte. Davon erwachte der Hund in allem Ernste, schlug an und bellte nach Herzenslust. Bald ging auch oben im Pfarrhause ein Fenster auf und die Köchin rief mit feinheiserer Stimme herab: Wer ist da?

Unten: Ich.

Oben: Wer ist der Ich?

Unten: Der Hans Sepp!

Oben: Was will er?

Unten: Meine Frau ist schon seit zwei Stunden am Verscheiden; der Herr Pfarrer soll doch kommen sie zu versehn.

Oben: Aber warum seid Ihr denn nicht schon früher gekommen?

Unten: Ich steh die zwei Stunden schon vor dem Thore.

Oben: Ihr hättet klopfen sollen.

Unten: Ich hab's gethan; aber ich hatte 's Herz nicht so stark zu klopfen, ich hätt' Euch ja wecken können.

Oben: Eure Frau kann aber seitdem gestorben sein.

Unten: O, das hat kein' Sach! Ich hab sie nicht allein gelassen, der Bruder sitzt bei ihr am Bett.

## 32. Wie gesungen, so gehackt.

(Aus dem Kochersberge.)

Einem Manne starb sein Kind. Da er es nun gerne mit Ehren begraben hätte, aber zu arm war die Kosten für Gesang und Messe zu bezahlen, ging er zum Pfarrer und bat ihn die Ceremonie umsonst zu verrichten; er wolle ihm dafür auch umsonst arbeiten. Der Pfarrer war's zufrieden und holte mit Meßner und Chorbuben die Leiche ab.

Da der Mann am äußersten Ende des ohnehin langen Dorfes wohnte, der Weg also weit war, so ließ der Pfarrer nur streckenweise singen und dann wieder still gehn. Sonst wurde das Kind mit allen üblichen Bräuchen begraben.

Ein Paar Tage darauf ging der Bauer zum Pfarrer, um seinen Dank für die gehabte Mühe abzustatten und zu fragen was er für ihn schaffen solle.

„Ihr könnt mir meine Reben hacken", sagte jener, „Ihr wißt ja wo sie liegen."

— „Schon gut, Herr Pfarrer", sprach der Bauer, „ich will eure Reben hacken."

Er ging somit nach Hause, nahm seine Hacke auf die Achsel und hinaus in's Pfarrers Reben.

Dieſelben waren ſchmal aber ſtreckten ſich weit in
Länge aus.

Der Bauer zog den Tſchoben aus und ſchaute be-
klich die Reben an, wie ſie ſich ſo weit in die Länge
ckten. Endlich rief er, laut für ſich auflachend:
Wie geſungen, ſo gehackt!“

Er fing nun am äußerſten Ende an und hackte ein gu-
Stück um; ſodann nahm er ſein Werkzeug auf die
ulter, ging ein eben ſo gutes Stück ruhig weiter,
ſetzte dann wieder an um fortzuhacken. So kam er
einer Stunde ſchon an's andere Ende und ſeine
eit, meinte er, ſei gethan.

Als der Pfarrer einige Tage darauf in die Reben
, um zu ſehn ob ſie auch recht gehackt ſeien, fand
zu ſeinem großen Erſtaunen und Unwillen, daß
nur ſtückweiſe geſchehen war. Er ließ den Bauer
men und fragte ihn:

„Warum habt Ihr mir meine Reben nicht ganz gehackt?

— „Ei, Herr Pfarrer“, entgegnete dieſer lachend:
„Ihr habt ja bei der Leiche meines Franzſeppli's
nicht ganz geſungen.“

„Ja der Weg von eurem Hauſe bis zur Kirche war
lang; da mußten wir wohl ausruhen.“

— „Eure Reben, Herr Pfarrer, ſind aber auch gar
; da mußt' ich auch ausruhen. Wir ſind jetzt
! Wie geſungen ſo gehackt!“

## 33. Das Sauermilchhäfelein und das Ferklein.

(Nach Geiler von Kaisersberg.) [1])

Will man Einem etwas Böſes wünſchen, ſo wünſcht man ihm einen böſen Nachbar. Dieß iſt ſchon ſchlimm; aber noch ſchlimmer iſt es, wenn der böſe Nachbar auch zugleich reich iſt. Eine arme alte Wittwe hat es erfahren müſſen.

Hinter ihrem dürftigen Strohhüttchen hatte ſie ein Aeckerlein, welches an das Gut eines reichen Mannes ſtieß. Derſelbe bekam Gelüſten nach dem Aeckerlein und bot der Wittwe zuerſt ein paar Gulden dafür an. Da ſie es aber nicht hergeben wollte, behauptete er, es gehöre ihm an; er habe Schriften gefunden, die beweiſen, daß es vor alten Zeiten ſchon zu ſeinem Gute gehört habe. Er wolle ihr den Prozeß machen.

Die arme Frau hatte keine Schriften; ſie wußte aber wohl, daß das Feldſtück ein altes Erbe ſei, das von ihren Eltern und Voreltern gebaut und bis jetzt niemals in Anſpruch genommen worden war.

---

1) Predigten vom Irrigen Schaf, im Anfang des 16. Jahrhunderts.

In jenen Zeiten war es Sitte, daß man dem Richter ein Geſchenk machte, bevor man ihm ſeine Sache vortrug. „Was kann ich ihm geben? ich habe ja nichts, das der Mühe werth, einem ſo vornehmen Manne geſchenkt zu werden", dachte ſie; „er muß ſich mit Wenigem begnügen und wird ſchon einſehen, daß das Recht auf meiner Seite iſt."

Somit ging ſie in die Küche, füllte ein Häfelein mit Sauermilch, nahm es unter die Schürze und begab ſich zum Richter.

„Geſtrenger Herr Richter", begann ſie; „nehmt mit dieſer armſeligen Gabe vorlieb; mehr hab' ich leider nicht aufbringen können, und beſchirmt mein Recht, das mir der reiche Nachbar nehmen will und mit ihm mein einziges Gut!"

Hiemit ſtellte ſie das Sauermilchhäfelein auf einen Schemel; erzählte ihre Angelegenheit und erhielt das Verſprechen, daß ihr Recht widerfahren ſolle. Sie ging getröſtet von dannen.

Kaum war ſie fort, ſo kam der Nachbar mit einem Knechte herein, der ein ſchönes feiſtes Ferklein oder Spanſäulein trug, das der reiche Mann den Richter anzunehmen bat.

Sie munkelten lange miteinander. Während dieſer Zeit ſchnüffelte das Ferklein in der Stube herum, warf das Häfelein um und leckte begierig die Sauermilch auf.

Am Gerichtstage ſprach der Richter dem reichen Manne das ungerechte Gut zu.

Und als die arme betrogene Wittwe vor Verzweiflung ſchluchzend ihm ſeine Falſchheit vorhielt, und ihm ſagte, er ſolle ihr wenigſtens das Sauermilchhäfelein wieder geben, ſagte er lachend: „Das Ferklein hat es umgeſtoßen; Ihr könnt Euch die Scherben holen.“

## 31. Eines Narren geſcheidte Meinung.

Der Franziskaner Pater Johann Pauli, der vor mehr als dreihundert Jahren gelebt hat und über 30 Jahre in Thann gepredigt, hat ein Buch geſchrieben, „Schimpf und Ernſt“ betitelt, das zu ſeiner Zeit von Alt und Jung geleſen wurde und noch heutigs Tags wieder im Druck erſchienen iſt. Es enthält eine Menge guter Schwänke und nützlicher Lehren, von denen wir den Leſern hier einige mittheilen wollen.

Einer, der für einen Narren gehalten wurde, ſtand eines Tages am Stadtthore. Da kam ein groſser Kriegszug von Fuſsgängern, Reitern, Wagen und Feldſtücken.

„Was iſt denn das für ein Gefährde?“ fragte der Narr einen Bürger, der manchen der Hinausziehenden grüſste und ihnen viel Glück wünſchte.

— „Sie ziehen in den Krieg“, entgegnete der Bürger.

„Und was thun ſie da?“

— „Sie werden hoffentlich die Feinde ſchlagen!“

„Was haben dieſe ihnen denn gethan?“

— „Ja, das weiß ich nicht, geht mich auch gar nichts an.“

„Was werden Sie denn sonst noch im Kriege machen?“

— „Sie werden Städte und Dörfer abbrennen, Felder und Weinberge verwüsten und Tausende von Todten auf der Wahlstatt liegen lassen.“

„Und warum dieß Alles?“

— „Dummer Narr, mit deinen dummen Fragen! weil's unser gnädiger Fürst so haben will!“

„Dank für die Gnade! Und was wird nachher geschehen?“

— „Nachher wird Friede geschlossen werden.“

„Könnte man,“ meinte der Narr zuletzt, „d e n nicht vorher schließen, und die Städte und Dörfer, Felder und Weinberge unbeschädigt, und die fleißigen braven Leute, die jene bewohnen und diese bebauen, am Leben lassen?“

## 35. Die vier Jungfrauen.

(Nach Johannes Pauli.)

Es kamen eines Tages vier liebliche Jungfräulein zuſammen, es waren: Feuer, Luft, Waſſer und Wahrheit, die freuten ſich und ſcherzten mit einander. Da aber die Stunde kam wo ſie ſich trennen ſollten, die Einen dahin, die Andern dorthin, ſo ſagte Eine von ihnen: „Wir waren ſo fröhlich beieinander und ſollen jetzt ſcheiden, wie iſt das doch ſo traurig! Wir wollen uns aber wiederſehn.“

Feuer, ſage, wo finden wir Dich?

Das Feuer: Schlagt einen harten Stein mit hartem Stahl, ſo ſpring' ich heraus und grüß' Euch mit goldenen Funken.

Waſſer, ſage, wo finden wir Dich?

Das Waſſer: Wo Ihr Binſen ſeht und ſchwankes Schilfrohr, da grabet nach, da bin ich daheim und quelle hervor mit ſilberner Welle.

Luft, ſage, wo finden wir Dich?

Die Luft. Wo das Waſſer ſich kräuſelt, wo die Halmen ſich biegen, wo die Blätter der Zweige flüſternd ſich wiegen, da bin ich und weh' Euch liebkoſend an.

Wahrheit, du holde, ſage, wo finden wir Dich?

Die Wahrheit. Ach, traute Schweſterlein, Ihr habt alle Drei Orte genannt, wo wir Euch finden können; ich aber habe keine Stätte die mein eigen iſt, keine Herberge, wo man mich aufnimmt und pflegt; verlaſſen und verbannt irr' ich umher, und wo etwa ein Freund ſich meiner erbarmt und ſeine Stimme für mich erhebt, ſo wird er gehaßt und fällt ſeiner Treue zum Opfer!

## 86. Wie's Einem gieng der die Wahrheit sagte.

(Nach Joh. Pauli.)

Ein Fremder kam Abends in ein Dorf und setzte sich auf die steinerne Bank, vor dem Hofe eines reichen Bauersmanns, um auszuruhen und dabei ein Stück Schwarzbrod zu verzehren auf das er ein Paar Körnlein Salz streute um es schmackhafter zu machen.

Der Bauersmann fand ihn also sitzend und sagte zu ihm: „Was macht Ihr da, guter Freund? warum geht Ihr nicht in eine Herberge, da es bald Nacht werden wird? 's ist sonst kein Dorf in der Nähe und Ihr könnt doch nicht hier unter freiem Himmel bleiben."

„Das muß ich doch wohl," entgegnete der Fremde; „'s will mich niemand behalten."

Der Bauer. Warum denn das?

Der Fremde. Ich hab' eine üble Gewohnheit an mir, die den Leuten unlieb ist, und da setzen sie mich gleich wieder vor die Thüre, wenn ich mich in meinen Worten vergesse."

„Was ist denn dieß für eine Gewohnheit"? fragte der reiche Bauer.

— „Ich ſage den Leuten die Wahrheit," erwiederte der Fremde.

„Je, das iſt doch eher eine gute als eine böſe Gewohnheit", ſagte der Andere.

— „Wie man's eben nimmt; 's ſollte freilich ſo ſein!"

„Guter Freund, tretet bei mir ein; es ſoll Euch ein Nachtimbis und eine Schlafſtätte bereitet werden; meine Frau, die Trudel, und mein Sohn, der Hansmichel, werden ſich freuen einmal die Wahrheit von Euch zu hören."

Nachdem ſie in die große, wohnliche Stube getreten, ſagte der Bauer, den man im Dorfe nur den Gulden-Toni nannte, da er Geld genug hatte, zu ſeiner Frau:

„Trudel, back' Küchlein und Schnitten, derweil will ich im Keller einen Trunk holen; ich bring hier einen guten Geſellen, der die Wahrheit ſagt; dem wollen wir mit Freuden zuloſen."

„Grüß Euch Gott alſo, guter Geſelle!" ſagte Frau Trudel „und nehmt vorlieb mit unſrer Aufwartung."

— „Gu — gu — guten A— Abend!" ſagte Hansmichel, der Sohn.

Sie ſaßen nun am Nachtimbis, dem der Fremde gehörig zuſprach, die Küchlein zuſammenkrachte daß es eine Freude war, den Schnitten Ehre erwies und das Glas immer getreulich austrank ſo wie es der gefällige Hauswirth eingeſchenkt hatte. Dabei ließ er aber die

Augen umhergehn und bemerkte daß der Bauer eine furchtbar lange Naſe hatte, deren Spitze glänzte wie ein heller Karfunkel; daß die Frau Trudel nur e i n Auge und der flotternde Hansmichel eine Haſenſcharte aufzuweiſen hatte. Dieß Alles ſtörte ihn gerade nicht am Eſſen und Trinken. Da er aber einmal gekommen war um die Wahrheit zu ſagen, ſo begann er:

„Ihr habt ein ſchönes Dorf, eines der ſchönſten in der ganzen Gegend, nur iſt's Schade daß die Straßen löcherig ſind und mit Koth gefüllt und die meiſten Häuſer ſo krumm daſtehn, daß man jeden Augenblick meint ſie wollen umfallen; das eurige ſteht beinahe allein feſt und ſtattlich da!"

— „Das iſt Wahrheit!" riefen der Gulden-Toni und ſeine Trudel.

„Wa— Wahr— hei—heit!" fiel der Hansmichel ein.

— „Euer Pfarrer iſt ein ganz ſcharmanter Mann, ein frommer und ſtudierter Herr; aber er predigt zu lange und nimmt die Leute zu ſtreng auf's Korn!"

„Wahrheit! . . . Wa-- Wa— Wahr -hei—heit!" war der Ausruf.

— „Auch der Schulz iſt ein geſcheidter Herr, aber zu hoffärtig und ſtolz, und es ſind doch Leute im Dorf, wie Ihr, Herr Antoni, die noch geſcheidter wären und noch eher das ehrenwerthe Schulzenamt verſehn könnten!"

„Wahrheit! . . . Wa— Wa— Wahr—hei—heit!"

— „Der Schulmeiſter wäre noch ein rechter Mann,

er verſteht's die Kinder zu lehren und zu klopfen; aber die Frau Schulmeiſterin! iſt das eine Freche, Stolze, Hoſtige, die über alle Weiber im Dorf zu ſchelten hat!"

„Wahrheit! . . . Wa— Wa— Wahr—hei—heit!" riefen die drei und klatſchten in die Hände.

„Der trifft einmal den Nagel auf den Kopf!" meinte die Trudel.

Dabei wurden die Gläſer wieder gefüllt und geleert, und der Gulden-Toni ging in den Keller noch ein Schimmelein [1]) vom allerbeſten Alten zu holen, der nur bei großen Feſttagen angezapft wurde.

„Wenn's nur die Leute, die 's angeht, auch hören würden!" ſagte die Trudel wieder, nachdem die Gläſer abermals gefüllt worden waren.

„'s könnte ihnen nichts ſchaden!" meinte der Gulden-Toni; „'s geht doch nichts über die Wahrheit! und — 'raus damit!"

„'rr— 'rr—au— aus da— da mit!" fiel Hansmichel ein.

— „Eure Küchlein, Frau Trudel", ſagte hierauf der Geſelle, „waren ſo gut, daß mir noch keine beſſern unter die Zähne gekommen ſind; eure Schnitten exemplariſch! euer Wein, Herr Antoni, beſonders der Alte, mit dem ich jetzt nochmals auf eure werthe Geſundheit trinken

---

[1]) Elſäſſiſche Bauernſprache: weißes Krüglein.

will, hält die Probe mit den beſten des Landes! Ihr ſollt hoch leben! drei mal hoch!“

Die Gläſer ſtieſsen klirrend zuſammen.

— „In eurer Haushaltung ſteht Alles vortrefflich,“ fuhr der Fremde fort, „aber Ihr wiſst daſs ich Euch verſprochen habe die Wahrheit zu ſagen: ſchade daſs nur drei Häkchen da ſind!“

„Und welche denn?“ fragte der Gulden-Toni.

„Ja, ja, 's iſt Jammerſchade daſs Ihr eine ſo lange Naſe habt mit deren Karfunkelſpitze man bequemlich ſeine Pfeife anzünden könnte; daſs die Frau Trudel ein Auge zu wenig hat und daſs euer ſtotternder Hansmichel, noch dazu eine Haſenſcharte hat!“

Dieſs Alles hatte der fremde Geſelle ſchnell in einem Athem geſagt und war von ſeinem Sitze aufgeſprungen; denn der verblüffte Gulden-Toni lief, in höchſter Wuth, nach der Ofengabel; die Trudel griff nach der Zange; der Hansmichel nach dem Meſſer. Sie fielen ſämmtlich über den Wahrheitsverkündiger her, der glücklich war mit eiligem Schwung und Sprung ſein armes Leben zu retten.

## 37. Hase und Wolf.

(Nach Joh. Pauli.)

Zu Frater Pauli's Zeiten gab es, und noch heutzutag gibt es im Volke mancherlei alberne, abergläubiſche Meinungen und Vorurtheile; ſo ſagte, und ſagt man noch: begegnet Einem eine Heerde Schweine, ſo geſchieht ein Unglück; eine Heerde Schafe — ein Glück; läuft Einem ein Haſe über den Weg, ſo ſoll man umkehren, es bedeutet etwas Böſes; iſt's ein Wolf, ſo bedeutet es Glück.

Der Bauer Konrad fuhr eines Morgens mit ſeinem Knecht Märti in den Wald, Holz zu beſchauen das er vor Kurzem geſteigert hatte und nach und nach heimholen wollte. Der Knecht ſaß auf dem Kohli [1]), der Bauer auf dem Wagen. Kaum waren ſie eine Strecke vor dem Dorfe, ſo ſprang ein Haſe aus einem Krautſtück über den Weg.

Wie den der Konrad erblickt, ruft er: „Märti, umgekehrt! heut iſt nicht gut in den Wald fahren; 's muß ein Unglück geſchehn!"

Der Märti machte hott mit dem Kohli, drehte um und ſie fuhren zum Hofe zurück.

Des andern Morgens, da kaum der Tag graute,

---

1) Ober-Elſaß: Rappe.

ſaß der Konrad wieder auf dem Karren, der Märti auf dem Kohli und fuhren wieder dem Walde zu.

Gleich am Eingang, hinter einer jungen Buchenhurſt ſprang ein gewaltiger Wolf auf und in den Wald hinein.

„Gut Glück!“ rief der Bauer; „haſt den Wolf geſehn, Märti? jetzt drauf los bis zur Hirzlache; da wollen wir ausſpannen und in den Wald hinein, das Holz beſchauen und ſehn wie viel wir heut aufladen können.“

Märti fuhr zu, ſpannte ſodann aus und band den Kohli mit einem Langſeil, damit er derweil graſen könne, an einen Eichenſtamm; nun gingen ſie ſelbander in den Wald, die Stelle aufzuſuchen, wo das Holz lag.

Kaum waren ſie dort angelangt, ſo hörten ſie ein Getrappel und ängſtliches Gewieher.

„'s iſt der Kohli!“ rief Konrad, „haſt ihn vielleicht zu kurz angebunden?“

— „Denk nicht,“ entgegnete Märti.

Als aber das Getrappel und Gewieher ſich verſtärkte, eilten ſie zur Hirzlache zurück und fanden, zu ihrem großen Schrecken, den Kohli zu Boden geſtürzt und auf ihm den gewaltigen Wolf der ihn mit ſeinen grimmigen Zähnen zerfleiſchte.

Von jenem Tag an, fuhr Konrad ſtets getroſt zum Wald, wenn ein Haſe ihm über den Weg ſprang; vor dem glückverkündigenden Wolfe hatte er allen Reſpekt verloren.

## 38. Die beiden Kriegskameraden.

(Nach Joh. Pauli.)

Zwei fahrende Schüler oder Studenten, die lieber in der Schenke saßen und zechten und spielten, als hinter dem Schreibtische zu arbeiten, und denen am Ende kein rother Heller mehr geblieben war, hörten von einem Kriegszuge in ein fernes Land, von dem man sich einen leichten Sieg und reiche Beute versprechen konnte.

Sie ließen sich anwerben, wurden angenommen und rückten mit dem Heere in's Feld.

Den ersten Abend, da sie einander im Zelte gegenüber saßen, vor einer großen Stadt, die den folgenden Tag bestürmt werden sollte, sagte der Eine zum Andern:

„Bruder Heinz, weißt Du was? wir wollen miteinander einen Vertrag abschließen und Alles miteinander theilen was wir davon tragen werden."

— „Bin's schon zufrieden, Bruder Kurt," entgegnete der Andere; „haben wir doch bisher Alles brüderlich miteinander getragen, so soll's auch jetzt sein! Halb Part! also, in Glück und Unglück!"

Sie gaben sich die Hand darauf und leerten ihre mit Dünnbier gefüllten Becher, die ihnen nebst einem Würstlein und einem Stück Schwarzbrod zum Abendimbis dargereicht worden waren.

Des andern Morgens bliesen die Trompeten; man stellte sich in Reih und Glied. Heinz stand unter den Vordersten und sah sich vergebens nach seinem Kriegskameraden um. Den hatte die Angst dermaßen erfaßt, daß er schlotterte, sich in seinen Mantel hüllte, und in einer Ecke des Zeltes verbarg.

Die Stadt war glücklich erobert worden. Heinz kehrte Abends mit einem Theile der Mannschaft wieder zurück und suchte sein Zelt auf. Er brachte ein Kistchen voll klingenden Geldes mit, seinen Antheil an der Beute; war aber auch mit schweren Wunden bedeckt, aus denen das Blut noch heftig hervorträufelte.

Kurt verband ihm treulich die Wunden und schielte gierig nach dem Kistchen hin.

„Bruderherz!“ begann er; „Du kennst unsern Vertrag von gestern; halb Part von deiner Beute!“

— „Feigherz, Du!“ rief ihm der Andere zu; „ja, allerdings in Glück und Unglück, halb Part! gelobten wir uns gestern. Ich will Dir also zuerst die Wunden schlagen, die ich selbst erhalten; dann wollen wir sehn was in dem Kistchen ist.“

Und somit zog er vom Leder und wollte gegen den zitternden Kurt einhauen.

Dieser verbarg sich wieder in seinen Mantel und wollte nichts mehr von der Theilung wissen.

Heinz stieß ihn verächtlich zum Zelte hinaus.

## 39. Die kleinen Fiſche und die großen.

(Nach J. Frey, Gartengeſellſchaft, 1565.)

Im Wirthshaus zum Gertenfiſch, am obern Staden, in Straßburg, ſaßen zur Zeit der großen Johannismeſſe, im Jahr 1568 mehrere Kaufleute zu Tiſch beim Mittag-, imbis. Ein armer Bettelſtudent hatte ein paar Schillinge zuſammengebracht und bat die Herren um Erlaubniß ſich mit anſetzen zu dürfen, er wolle die Irte wohl bezahlen. Die Herren waren's zufrieden und der Wirth wies ihm die unterſte Stelle am Tiſche an.

Es wurden unter andern Speiſen auch Fiſche aufgetragen, eine Platte nach der andern. Jedesmal aber, da die Reihe an den armen Schüler kam, waren nur noch ganz kleine Backfiſchlein übrig geblieben. Das behagte ihm nicht wohl; er hätte gern auch von den größern gekoſtet und wollte es nicht gerade herausſagen. Da nahm er einmal einige der kleinſten Fiſche vom Teller und hielt ſie, einen nach dem andern, an's rechte Ohr, nachdem er einige leiſe Worte zu ihnen geſprochen hatte.

„Was macht Ihr da, guter Geſelle?" fragte ihn einer der Gäſte.

— „Gnädiger Herr," entgegnete der Schüler in beſcheidenem Tone, „vor einigen Jahren hat ein reicher Goldſchmied aus der Türkei, der allhier auf der Meſſe

feil hatte, bei der Ueberfahrt über den Rhein, ein Kiſtlein mit Geſchmeide in's Waſſer fallen laſſen und nicht mehr wiedergefunden. Da hab ich nun die Fiſchlein gefragt ob ſie nichts davon wüßten; ſie antworteten mir, aber ſie ſeien noch nie aus der Ill in den Rhein geſchwommen, auch zu jung und zu klein; ich müßte einen ältern und größern fragen." Und bei dieſen Worten ſchielte er nach der nächſten Platte auf der zwei ſchöne Karpfen lagen.

„Nun, ſo fragt die Karpfen da!" ſagte der Kaufmann lachend und ließ ihm die Schüſſel reichen.

Der Bettelſtudent griff zu und nachdem er den erſten vom Schwanz bis zum Kopfe abgeſpeist, hielt er dieſen ans Ohr; ſchüttelte aber bald ſeinen eigenen Kopf und ſagte: „der weiß nichts von dem Kiſtlein, ich ſoll den andern fragen."

Somit griff er zum zweiten; that wieder wie zuvor und hielt den Kopf an's Ohr. Wieder ſchüttelte er den eigenen Kopf und ſagte: „Der Karpfe weiß auch nichts; alt genug, meint er, wär' er geweſen um Kenntniß von dem Kiſtlein zu haben, aber er komme nicht aus dem Rhein ſondern aus der Donau."

Da erſcholl ein Gelächter vom Tiſche; die Kaufleute klatſchten in die Hände ob des guten Schwankes und ließen den fahrenden Schüler nicht nur zechfrei ausgehn; er mußte noch ein paar Flaſchen Wolxheimer mit ihnen leeren und Jeder gab ihm dazu einen Gulden auf den Weg.

## 40. Hans und Christen.

(Eine Parabel.)

Im Weinmonate schritt Hans mit dem Samensacke rüstig den Acker auf und ab und warf mit geschickter Hand, wie in goldnen Strahlen, reichliche Waizenkörner in die gelockerte Erde. Ueber der Arbeit hielt er manchmal stille und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Da kam sein Nachbar Christen im Sonntagswamse daher geschritten, und pfiff ein lustiges Liedchen.

„Bist doch ein rechter Thor, Hans, daß Du Dich also abmüdest mit deiner Arbeit!“ rief er ihm zu; „'s hat ja noch lange Zeit mit dem Säen; ich, für mein Theil, habe meine Felder noch nicht einmal umgefahren. Komm' mit in's Dorf, wir wollen den Neuen kosten, der soll so süß wie Honig sein und auf der Zunge zippern wie der beste Champagner!“

— „Ich nicht,“ entgegnete Hans; „das Wetter ist eben günstig zum Säen, und nach dem Säen habe ich wieder vollauf zu thun mit andern Arbeiten, auch werden wir nächstens und wohl auf längere Zeit Regen und später Schnee und kalte Tage bekommen.“

„Da laß ich ein Waldvöglein sorgen!“ rief Christen

lachend und zog zur Schenke, während Hans mit doppeltem Eifer fortſäete.

Abends erholte er ſich auch von des Tages Laſt und Hitze, aber nicht in der Schenke, ſondern im Kreiſe der Seinigen. Nach dem Abendeſſen begann er mit kräftiger Stimme ein fröhliches Lied, in das Alle einſtimmten. Sodann fuhr die älteſte Tochter mit Leſen des ſchönen Buches fort, das ſie Sonntags in der neueingerichteten Gemeindebibliothek geholt hatte.

Der leichtſinnige Chriſten kam weder morgen noch übermorgen, noch an den folgenden Tagen, um ſeine Felder zu pflügen, zu eggen und zu beſäen. Es traf auch bald Regen ein und als es wieder trocknete, kam Kälte und er konnte es mit vieler Mühe doch nicht zu Wege bringen ſeine Felder gehörig umzufahren.

Im nächſten Frühjahr aber ſtand Hanſens Feld in reichen kräftigen Halmen da, während in demjenigen ſeines Nachbars viele leere Plätze zu ſehn waren und ſich hie und da nur dürftige Fruchtſtengel erhoben.

Zur Zeit der Aernte ſtand der fröhliche Trupp der Schnitter inmitten des reich geſegneten Fruchtfeldes, und drei ſchwergeladene Wägen brachten den Waizen in Hanſen's Scheune; während Chriſten ein dürftiges Wägelein geladen hatte, neben welchem er mit traurigem Geſichte herſchritt.

## 41. Die beiden Roſenſtöcke.

(Eine Parabel.)

Zwei Roſenſtöcke ſtanden nebeneinander im Garten. Da der Herbſt kam und ſie beide verblüht hatten, trat der Gärtner zu dem Einen derſelben um ihn zu ſchneiden.

Dieſer ſchüttelte aber unwillig ſeine Zweige und rief: „Laß mich in Ruhe, Menſch, oder meine Dornen ſollen Dich treffen!“

Der Gärtner. Du thörichtes Bäumlein, gedulde dich doch, ich will Dir ja nur die dürren Zweige und das überflüſſige Holz nehmen, das deine Nahrungsſäfte unnützer Weiſe an ſich ziehen würde, ohne Roſen zu bringen.

Der Roſenſtock. Ich will aber ſo bleiben wie ich bin und dein ſcharfes Meſſer ſoll mir nur vom Leibe bleiben!

Der Gärtner. So geſchehe nach deinem Begehren, Dir zur Strafe, und zum warnenden Beiſpiele für Andere.

Er trat nun zum zweiten Roſenſtocke, ſchnitt ihn mit kunſtgeübter Hand und ließ nur die lebensfriſchen, knoſpenverſprechenden Zweige ſtehn; und der Roſenſtock

fügte ſich willig, denn er hatte Vertrauen zu dem geſchickten, wohlmeinenden Manne.

Als nun die lauen Frühlingslüfte über das Land wehten, begann das kluge, folgſame Stöckchen ſich mit unzähligen Blatt- und Blütenknospen zu bedecken; dieſe ſprangen nach und nach luſtig auf und entfalteten den lieblichſten Farbenſchimmer und erfüllten die Luft mit würzigem Balſam, und wer in den Garten kam, den erquickte der Anblick des üppig prangenden Strauches.

Der widerſpenſtige Roſenſtock jedoch ſtand verwildert da, mit ſeinen kahlen dürren Zweigen, die hin und wieder nur magere Blättchen und blaſſe verkümmerte Knöspchen trieben, und man achtete ſein entweder gar nicht oder mit großem Unbehagen.

Gefällt Dir, liebes Kind, der roſenberaubte verwilderte Stock; nun ſo wehre auch Du Dich und thue ungeſtüm, wenn Dir Eltern und Lehrer deine Fehler und Unarten abnehmen und nur deine beſſern Anlagen und Eigenſchaften mit ſorgender Liebe pflegen wollen.

## 42. E Paar Silwerblüemle uff's Grab vun ère brave Frau.

(Straßburger Mundart.)

„Du ſiehſt geſchäftig bei den Linnen
Die Alte dort im weißen Haar,
Die rüſtigſte der Wäſcherinnen
Im ſechs und ſiebenzigſten Jahr.
So hat ſie ſtets mit ſauerm Schweiß
Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegeſſen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemeſſen."

Allemol wenn i im Chamiſſo ſin ſchéns Gedicht „die alte Waſchfrau" geleſe hab, haw i an d' Liß gedenkt. Diß iſch grad au ſo e Wäſchere gſin nôch 'm Herze Gottes, un m'r ſott meine, 's Gedicht ſei uff ſie gemacht worre. Sie het's uff ſiwweneſiwwezig gebrôcht un iſch d' vori Wuch uff San-Galle gebraüe worre.[1]) Sie iſch d' Uffrichtikeit un d' Ehrlikeit ſelwer gſin, un het ken Blatt vor's Mul genumme, wenn ère ebbs nit gfalle het. D'rbi iſch's è Schaffere gſin, die iehrs Gliche gſuecht het. I kann m'r

[1]) Im Juni 1856.

ſi noch allewil vorſtelle in der Büchkiche, wie iehri gröne Hör verzüſt unter der Kapp erüsgeguckt hänn, un wie ſie d' Andere zuem Wäſche mit dė Hände, ſtatt mit d'r Zung angedriwwe het. Sie iſch unter 'ne gſtande wie ė Jeneral unter dė Saldate, un Alli hänn ſie reſpektiert un uff ſie ghört.

Nėwe=n=m Wäſche het ſie in der Winterszit Gäns gſtopft un d'Läwwere verkauft. Drum het m'r ėre nur d' Gänsliß gſat; ſie iſch nit bės driwwer worre, un het ſich ſelbſt im Gſpaß ſo gheiße. Wenn ſie als iehri Läwwere beſſer verkauft het als ſie ghofft het, iſch ſie am nächſte Fridda uff dė Gſlejelmärk gange un het d' Bürefrau uffgſuecht, vun dère ſie d' Gäns gkauft het, un het ėre iehr Dail vum Broſit gebröcht. Un Manchi, wo's gſehn oder ghört hänn, hänn dė Kopf geſchittelt un gſait: „D' Gänsliß bringt's iehr Lebda zue nix!"

Un ſie het's doch zue ebbs gebröcht! nit zu Richdum un Ehre, awwer zue d'me hoche=n= Alter, in Gſundheit, mit ėme guede Gewiſſe, un het allewil ė friſche frohe Sinn ghet. Vun dem, was ſie mit ſürem Schweiß verdient het, hänn d'Arme iehr guet Dail bekumme. Het's gheiße: ſtire=n=ebbs für ė wohlthädis Werk! ſe=n=iſch d' Liß d' Erſt bi der Hand gſin; ſie het nit lang gewart, bis m'r zue ėre kumme=n iſch, um zė heiſche, ſie iſch von ſelbſt gange un het gebröcht, was ſie kėnnt het. Vim Schaffe un Sorje het ſie awwer

nit vergeſſe, daß iwwer dem Erdekletzel noch ebbs Anders iſch: ſie iſch frumm gſin un d' Kirch iſch ère lieb un werth gſin. In der Alte Sankt Peterskirch iſch è ſchéns Daufduech, wo ſie üs iehrem Sparhafe gſchenkt het. Diß iſch au è Widdweſchärfel gſin, wie dort im Evangelium!

Jetz rueiht ſie ſtill un ſanft vun allere Müeih un Arwet, wo ſie in iehrem lange Lewe ghet het. I gunn's ère vun Herze. Wenn i awwer widder èmol uff Stroßburj kumm, ſè ſuech i gewiß zè San-Galle 's Grab uff, wo drowwe ſteht:

„Hier ruht in Gott Margaretha Eliſabetha Brodbeck, geborene Baldner."

## 43. Die Katzenmühle von Blumenberg.

(Eine Volksſage.)

Blumenberg, wie es vor Alters hieß (1258), ſpäter Florimont, war einſt der Hauptort der Herrſchaft gleichen Namens, die jedoch Ulrich von Blumenberg ſchon im Jahr 1281 an Theobald von Pfirt verkaufte.

Von den drei Mühlen, deren zwei im Dorfe ſelbſt liegen, und eine, die Krebsmühle genannt, vor dem Dorfe ſich befindet, war zu jener Zeit noch nichts vorhanden. Das Bächlein, das dieſelben jetzt treibt, lief luſtig und ungehemmt thalabwärts, ſich nur um die Binſen und Randgräſer, die gelben Lilien und Sagittarien bekümmernd, die ſich in ſeinen flüchtigen Wellen unſicher abſpiegelten oder darin auf und abwogten.

Eines Tages aber war der Herr von Blumenberg dem Bächlein entlang gegangen und hatte deſſen munteres Hüpfen und Springen über Stock und Stein beobachtet. Zu gleicher Zeit hatte er auch berechnet, wie theuer ihm das Mehl und das Brod zu ſtehen kamen, für ſich, die Seinigen und ſein zahlreiches Ingeſinde. Er konnte gar nicht begreifen daß keinem ſeiner Vorfahren, noch ihm

ſelbſt bis jetzt der Gedanke gekommen war, ſo reichliche Fülle des Waſſers zu einer Mühle zu verwerthen.

Im Schloſſe angekommen, theilte er ſeine Gedanken, die bereits zum wirklichen Entſchluſſe gereift waren, ſeiner Gattin mit. Dieſe darüber betroffen, ſchüttelte den Kopf, und fand das Unternehmen ebenſo unnütz als lächerlich.

Eigentliche Gründe dagegen konnte die Dame von Blumenberg nicht angeben. Ihr Gemahl nahm ihr Widerſtreben für eine bloße Weibergrille, und ließ ſchon am folgenden Tag einen Baumeiſter beſtellen, mit ihm den Plan zu einer ſchönen, ſtattlichen Mühle zu beſprechen.

Daß der edle Herr von Blumenberg ſich nicht ſelbſt in eigener Perſon mit dem weißen Müllerwams, der Schürze und dem Käppchen ſchmücken würde, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Als die Mühle nun da ſtand und das Waſſer rauſchend durch die Gänge ſchoß und die Räder luſtig herumtrieb, fand ſich auch bald ein Miethsmann, ein tüchtiger Müller ein, der das Weſen unternehmen wollte. Er bezog die Mühle, von deren Ertrag er ſich und ſeinem Herrn ein reichliches Einkommen zu verſichern glaubte. An Getreide hatte er einen guten Vorrath gemacht, und das Getriebe mit Kenntniß und Umſicht eingerichtet.

Am folgenden Morgen ſchon, nachdem der Müller eingezogen, war der Herr von Blumenberg begierig,

das erſte Ergebniß der Bemühungen ſeines Miethmanns einzuſehen. Er wollte die Thüre der Mühle öffnen und den neugebackenen Müller begrüßen; allein die Thüre war geſchloſſen, und wie ſehr er auch pochte und klingelte, die Thüre blieb zu; auch ſtanden die Räder ſtill und das Waſſer ſchoß brauſend über die Gänge hinab.

Da ließ er endlich die Thüre ſprengen, und mit Entſetzen erblickte er, ſo wie die mit ihm eingetretenen Dienſtleute, den armen Müller vor einem Mehlkaſten liegen, mit zerkratztem, blauangeſchwollnem Geſichte.

Niemand wußte ſich dieſes unglückliche Begebniß zu erklären.

Die Mühle ſtand aber einmal da, mit allem nöthigen Vorrath und Werke eingerichtet. Bald zeigte ſich wieder ein neuer Miethsmann, der dieſelbe getroſt übernehmen wollte und es auch wirklich that.

Da nun der Herr von Blumenberg des andern Morgens ſich nach der Mühle begab, fand er ſie abermals verſchloſſen, und nachdem man ſie geöffnet, ſah man den Müller, gleich ſeinem Vorgänger, am Mehlkaſten erwürgt liegen. Einem dritten, vierten, fünften und ſechsten ergieng es nicht beſſer. Und nun war die Mühle, als von böſen Geiſtern verwünſcht und bewohnt, im ganzen Lande verrufen.

Staub und Spinngewebe bedeckten die Säcke und Käſten; die Gänge waren grün angelaufen und mit

Moos bedeckt, und das Bächlein brauste, wie zum Hohne, über die nutzlosen Räder.

Der Herr von Blumenberg wußte nicht was er zur Sache denken sollte; sein schönes Geld war verschwendet.

Da ließ sich eines Tages ein fremder Müller im Schlosse melden: er habe, sagte er, von der verwünschten Mühle gehört und traue sich, trotz aller Gefahr, einen weitern Versuch in derselben zu machen.

Vergebens rieth ihm der menschenfreundliche Herr von Blumenberg, von einem so gewagten Unternehmen abzustehn; er wolle nicht einen neuen Mord auf sein Gewissen laden; sechs Opfer seien schon zu viel.

Der Fremde beharrte auf seinem Vorsatze so fest und unerschütterlich, daß der Herr endlich darauf eingieng, ihm aber ausdrücklich bedeutete, daß er für die Folgen des Wagnisses keineswegs verantwortlich sein wolle, ihn auch nochmals alles Ernstes davon abmahne.

„Ich nehme Alles auf mich", sagte der neue Miethsmann, „nur laßt mir, gnädiger Herr, für die nächste Nacht sechs Schüsselchen voll Milch, einen Laib Brod, nebst einem guten Stück Käse und eine scharfe Handaxt geben."

Das Begehrte wurde gebracht. Der Müller richtete das Wasser auf die Gänge; die Räder schwangen sich um; die Kästen regten sich; die Beutel füllten sich und das Mehl strömte üppig in die Truhen.

Als die Nacht herangekommen war, stellte der neuangeworbene Müller die sechs Schüsselchen voll

Milch in einiger Entfernung von dem größten der Mehlkäſten, an welchem er ſich ſelbſt aufhielt; biß getroſt in das ihm gebotene Brod nebſt dem Käſe und trank dazu einige Gläſer guten Burgunder-Weines, den ihm der gütige Herr hatte verabreichen laſſen. So wartete er der Dinge, die da kommen ſollten.

Auf dem Kirchlein von Blumenberg hatte der letzte Schlag der Mitternachtsſtunde eben ausgetönt, als die Thüre der Mühle mit einem Male aufſprang, und eine große weiße Katze eintrat. Ihr folgten fünf kleinere, ſo weiß als wären ſie aus dem feinſten, weißeſten Mehle gezogen, die ſich haſtig über die Milch hermachen wollten. Kaum waren dieſe eingetreten, ſo ſchoß eine große ſchwarze Katze zur Thüre herein, gerade auf den Müller los, der noch an einem Stückchen Brod und Käſe zu beißen hatte. Dies hinderte ihn aber nicht, die ſcharfe Handaxt zu ſchwingen und der ſchwarzen Katze die rechte Vordertatze abzuhauen.

Mit furchtbarem Heulen rannte das Thier davon und mit ihm verſchwanden auch die andern.

Als der Müller zu Boden blickte, ſah er da eine feine weiße Frauenhand, der häufiges Blut entſtrömte.

Gleich darauf öffnete ſich abermals die Thüre; der Herr von Blumenberg, der dießmal ſelbſt nachſehn wollte, wie es dem furchtloſen Müller ergehe, trat ein, als dieſer gerade die abgehauene Hand genauer beſichtigte.

Der Graf beſah ſie ebenfalls und erblaßte, denn an einem der Finger bemerkte er den Siegelring des Hauſes von Blumenberg, — den Ring ſeiner eigenen Gattin.

Im höchſten Ingrimme eilte er dem Schloſſe zu, nach dem Gemache ſeiner Frau. Vor der Thüre fand er das Kammermädchen, das ihm bedeutete die Gräfin ſei unwohl und könne ihn nicht empfangen. Er aber ſtieß ſie zurück, drang vor das Bett und warf der unter Schmerzen ächzenden Uebelthäterin die blutige Hand in's Geſicht.

Einige Tage darauf wurde die Frau Gräfin von Blumenberg auf dem öffentlichen Platze von Delle als Hexe verbrannt. (Nach franz. Mittheilung von Barby).

Es iſt allbekannt daß, im Volksglauben, die Hexen ſich oft in Katzen verwandeln, und daß wenn ſolche, während ihrer Verwandlung geſchlagen werden, ihnen ein Glied verletzt oder abgehauen wird, die wieder zu Menſchen umgewandelten Hexen, dieſen Schaden erleiden müſſen. [1])

[1]) Vergl. meine Elſäſſiſchen Sagen, S. 334: die Bärenmühle.

## 44. Der Venetianer im Maßmünſterthale. [1])

(Eine Volksſage.)

Vor gar vielen Jahren ſahen die Leute von Kirchberg, im Maßmünſter-Thale, wenn im Frühling die wilden Bergwaſſer abgelaufen waren, einen fremden alten Mann, der jedoch ganz in die Landestracht gekleidet war, die Ufer der Doller hinan und wieder herabſchreiten, und von Zeit zu Zeit Steine, die, wer ſie ſah, für gemeine Kieſel nahm, in ein ledernes Säckchen ſtecken, das an ſeinem Gürtel befeſtigt war. Oft ſah man ihn auch, ſich in den oberhalb Kirchberg gelegenen Wald begeben, wo er, wenn ihm jemand folgte, zwiſchen den Felſen verſchwand, und nach mehrern Stunden erſt, weiter unten im Thale wieder zum Vorſchein kam.

Wie er den Tag über ſein Leben friſtete, wußte niemand. Bei einbrechender Dämmerung aber klopfte er

[1]) Zum Theil nach der von unſerm Freunde A. Ingold, Notar in Sennheim, aufgefundenen Sage. Aehnliche Sagen von Gold und Edelſteinen ſuchenden Venetianern, ſind in Thüringen bekannt.

an der Thüre eines oder des andern, meiſtens abgelegenen Hauſes, bat um Nachtimbis und Herberge, die er ſtets mit Silbermünze fremden Gepräges reichlich vergütete. Seine Sprache war den Leuten anfangs unverſtändlich; da er jedoch mehrere Jahre immer um dieſelbe Zeit wieder kam, ſo lernte er bald ſich in der Sprache der Thalbewohner ausdrücken, was dieſen um ſo erfreulicher war, da er ihnen oft, bis ſpät in die Nacht hinein, allerlei von fernen Gegenden, deren Menſchen, Thieren, Gewächſen, von prachtvollen Städten, von viel höhern Bergen als die ihrigen, und von dem alles Land umfluthenden Meere zu erzählen wußte.

Vinzenz, der Sohn des Huber von Lachtelweiher, bei dem der fremde Greis eines Abends Labe- und Ruheſtätte nahm, hatte dieſen vor einigen Tagen in den Kirchberger Wald und in die Felſenklüfte ſteigen ſehn, und war ihm ſo weit gefolgt, bis er vor einer hochaufſtrebenden Felswand ſtehn bleiben mußte; denn, auf eine lange Strecke hin war von keiner Seite ein Durchgang möglich; auch bemerkte er, ſo eifrig er ſuchte, nicht den geringſten Spalt, durch den der Unbekannte hätte entweichen können. Um ſo willkommener aber war's ihm, daß derſelbe die Nacht im Hubhofe vom Lachtelweiher zubringen wollte.

Mit Ungeduld erwartete er das Ende der nach dem Abendeſſen begonnenen und weitfortgeſponnenen Erzählungen des Greiſes. Dieſer brach endlich ab und

begab ſich in die ihm wohlbekannte Oberkammer, neben welcher ſich auch Vinzenzens Lagerſtätte befand.

Wie noch jetzt in den Wasgaubergen, waren auch damals weder Schloß noch Riegel an den Thüren der Kammern, manchmal nicht einmal an den Hausthüren. Es war dem Burſchen demnach ein Leichtes, nach geraumer Zeit die Kammerthüre des Fremden leiſe zu öffnen, und da er ihn beim Mondſchein, in tiefem Schlaf verſenkt ſah, das ihm wohlbekannte lederne Säckchen aufzuſchnüren und drei Steine daraus zu nehmen, die er am folgenden Morgen näher unterſuchen wollte.

Am folgenden Morgen aber, war ſowohl der fremde Gaſt als Vinzenz, der Sohn des Hauſes, verſchwunden, und alle Nachfrage nach ihnen bei Freunden und Bekannten, thalauf- und abwärts fruchtlos geblieben.

---

Etwa drei Monate hierauf, ſetzte ein Gondolier von Venedig, einen jungen fremden Geſellen, in der Nähe des Sankt Markusplatzes an's Land, und ſtieß wieder ab, ohne ſeinen Lohn zu fordern. Der Jüngling, deſſen Geſicht, Kleidung und ganzes Gebahren den Vorübergehenden deutlich genug bewieſen, daß er nicht unter Italiens azurblauem Himmel, nicht inmitten blühender Citronen- und Orangenbäume, das Licht der Welt erblickt, taumelte einige Schritte vorwärts, ſtrich ſich die Haare aus dem Geſichte und rieb ſich die Augen wie wenn er aus einem langen ſchweren Traum erwacht wäre.

Nun ſchlenderte er weiter, unwiſſend wohin; bog um eine Straßenecke und befand ſich vor einem prachtvollen Palaſte auf dem großen Sankt Markusplatze. Da er ſo an dem Palaſte hinaufblickte und die ſchönen Verzierungen und Bildereien, ſowie die hohen Fenſter und die mit den ſchönſten Blumenvaſen prangenden Geſimſe anſtaunte, trat ein ſtattlicher Herr mit dunkelrothem Seidenmantel bekleidet, zwiſchen dem eine goldene reich mit Edelſteinen beſetzte Kette hervorblitzte, auf den Balkon des erſten Stockwerkes.

„Ei, Vinzenz vom Lachtelweiher!“ rief dieſer dem verblüfften Burſchen in deutſcher Sprache zu: „Was hat dich nach Venedig getrieben? ſind eure Wieſen ausgebrannt? ſtehn die Kühe trocken? ſchnellt keine Forelle mehr über das Geſtein der Doller? Aber herauf zu mir mußt du doch kommen!“

In demſelben Augenblicke ging das ſchwere Hausthor mit dumpfem Geraſſel auf, und ehe ſich's Vinzenz verſah, ſtand er, von zwei Kammerdienern in glänzender Livree, mehr hinaufgeſtoßen als hinaufbegleitet, in einem großen, goldgeſchmückten Saale. Was er da ſollte, wußte er nicht; die Kammerdiener hatten ihn verlaſſen und nach dem ſtattlichen Herrn, im dunkelrothen Seidenmantel und der prachtvollen Goldkette, ſah er ſich vergebens um.

Da hörte er in einem Nebengemache einsmals ein ihm bekannt vorkommendes Hüſteln; zu gleicher Zeit

ſprangen auch zwei Flügelthüren im Saale auf und gaben Ausſicht auf einen noch viel größern Saal, der von tauſend und aber tauſend Edelſteinen von allen Farben und Größen blitzte und funkelte. Vor einem der reichſten Schreine aber, mitten im zauberiſchen Raume, ſtand in ſeiner einfachen Kleidung der fremde Greis, den er ſo oft im Thale der Heimat geſehn und gegen den er ſich, in jener Mondnacht im Hubhofe, ſo ſchwer vergangen hatte.

Reuevoll bekannte er ſeinen Fehler und wünſchte ihn von Herzen wieder gut zu machen.

„Das kannſt du, Vinzenz“, ſagte der Greis, „denn ſiehe, ohne daß Du es empfunden, irrſt Du ſeit drei Monaten umher, bis Dich eine gütige Führung zu mir gebracht, mir die drei Steine, die Du mir liſtig entwendet, zurückzuerſtatten. Greif' nur in die rechte Taſche deines Tſchöpli's, da haſt Du ſie verwahrt!“

So war es in der That. „Auf Reue folgt Vergebung,“ ſprach der Greis weiter; „ich kann ſie Dir um ſo mehr ertheilen, als deine That mehr aus Leichtſinn und Neugierde, denn aus Habſucht hervorging; Du kannteſt ja den hohen Werth dieſer drei Steine nicht, die für Dich bloße Kieſel ſein mußten; blicke aber in dieſen Schrein, worin die ſchönſten Kleinodien meiner Schätze ſich befinden; ſie alle waren ſolche armſelige Kieſel für den Uneingeweihten; ich beſitze aber wirkſame Mittel aus der unanſehnlichen Steinſchale den

koſtbaren, funkelnden Kern zu gewinnen, und die drei Stücke die Du mir unbewußt und unwillkürlich zurückbringen mußteſt, ſollen als die erſten unter den Edelſteinen glänzen, die ich dem Maßmünſter-Thale und vor allem den noch reichhaltigen Adern zwiſchen den Felſenblöcken von Kirchberg verdanke."

Bei dieſen Worten reckte ſich die gebrückte Geſtalt des Greiſes empor, die Falten im Geſichte glätteten ſich, die armſelige Kutte fiel, und der ſtattliche Herr im dunkelrothen Seidenmantel, mit der funkelnden Goldkette ſtand freundlich lächelnd vor ihm, gab ihm einen wohlgeſpickten Beutel zur Heimkehr, nebſt einem fünffach verſiegelten Briefe; der ſollte aber erſt nach Verlauf von drei Jahren vor dem verſammelten Rath von Kirchberg eröffnet werden.

Allein bald nach Vinzenzens Rückkehr, war Krieg ausgebrochen; die Leute hatten das Thal verlaſſen und ſich in das Innere des Landes geflüchtet. Es wurde zwar wieder Friede geſchloſſen; das Rathhaus, nebſt dem darin niedergelegten Briefe war jedoch vom Feinde niedergebrannt worden.

Der Brief, dies iſt noch jetzt der allverbreitete Volksglaube im Thal, zeigte genau die Stellen an, wo die Edelſteine vom Venetianer gefunden worden waren und wo noch jetzt deren zahlreich verborgen ſein ſollen. Die reichſte Beute aber ſoll zwiſchen den Geländen Hüſſelbach und Düſſelbach zu gewinnen ſein.

# Inhaltsverzeichniß.


Seite

Vorwort.

1. Drei Küſſe. Erzählung, zum Theil nach einer wahren Begebenheit. (Erwinia 1838) 1
2. Herr van der Seid. (Erwinia 1838) . 54
3. Anſelm. Ein Märchenbild. (Erwinia 1838) 66
4. Der Punſch. Aufzeichnungen eines reiſenden Poeten. (Erwinia 1839) . . . . 83
5. Aus den Leiden und Freuden des Profeſſors Valdrian Scarabäus. (Erwinia 1839) . 91
6. Mondnachtſoirée im Reiherwalde. (Elſäſſiſche Neujahrsblätter 1843) . . . . . 99
7. Madame Bernard. Erzählung. (Elſ. Neujahrsbl. 1844) . . . . . 118
8. Immer kleiner. Ein Genrebild. (Elſ. Neujahrsbl. 1848) . . . . . 125
9. Jungfrau Sara. Ein Straßburger Märchen. (Elſ. Neujahrsbl. 1846) . . . . . 136
10. Die ſieben Männer von Drei-Häuſern. Ein Juſtizmord a. d. J. 1769. (Mülhauſer Zeitung 1872) . . . . . 148

Seite

11. Touliesa. Indisches Volksmärchen. (Elſ. Neujahrsbl. 1844) . . . . . 158
12. Das Irrkraut. Eine Waldphantaſie. (Elſ. Samſtagsblatt 1856) . . . . . 190
13. Der Berggeiſt Zäpfchen und das Schneiderlein. Märchen. (Elſäſſ. Samſtagsbl. 1858; ein ähnliches Märchen iſt von Rübezahl bekannt) . . . . . 195
14. Martin Kulm von Mülhauſen und der Rappenwirth von Thann. (Illuſtr. Schweiz 1871) . . . . . 210
15. Jörg Haag, der dicke Stadtſeiler v. Straßburg. (Elſäſſ. Samſtagsbl. 1858) . . 223
16. Die Freihofbäuerin und der Kantonal-Chirurgus. (Elſäſſ. Volksblatt. Mülhauſen 1869) . . . . . 228
17. Jungfrau Staſi's Neujahrsgeſchenk. (Elſäſſ. Volksbl. 1869; umgearbeiteter Stoff aus dem Kosmorama, Neuſalza) . . . . 234
18. Die gereisten Söhne. (Elſ. Volksbl. Mülh.) 238
19. Der einträgliche Oblatenhandel. (Elſäſſ. Volksbl. Mülh. 1858; nach dem Kosmorama) 245
20. Die Wahl der Braut. (Elſäſſ. Samſtagsblatt 1864) . . . . . 249
21. Die Wahl des Bräutigams. (Sagen des Elſaſſes 1854) . . . . . 251

Seite

22. Der Jüngling von Hüningen. (Sagen d. Elſaſſ.) . . . . . 253
23. Kunigunde von Hungerſtein. (Sagen d. Elſ.) 255
24. Die Weiber von Ruffach. (Sagen d. Elſ.) 260
25. Die Weiber von Buchsweiler. (Alſatia 1851) . . . . . 263
26. Der Oberehnheimer Piſtolenwein. (Alſatia 1862—1867) . . . . . 268
27. Der ſich ſelbſt verrathende Mörder. (Aus alten Zeiten 1872) . . . . . 270
28. Der Bäckermeiſter Aler von Landau. (Aus alt. Z.) . . . . . 273
29. Der Soldat aus dem Regimente La Tour d'Auvergne und ſein Hauptmann. (Elſäſſ. Samſtagsbl. 1859) . . . . . 275
30. Der Schild mit zwei Seiten. (Elſ. Samſtbl.) 277
31. Der vorſichtige Bauer. (Straßb. Anzeige- und Unterhaltungsblatt) . . . . . 280
32. Wie geſungen, ſo gehackt. (Straßb. Anz. u. Unterhaltbl.) . . . . . 282
33. Das Sauermilchhäſelein und das Ferklein. (Elſ. Volksbl. Mülhauſen) . . . . . 284
34. Eines Narren geſcheidte Meinung. (Elſ. Volksbl. M.) . . . . . 287
35. Die vier Jungfrauen. (Mülhauſer Ztg. 1873) . . . . . 289

| | | Seite |
|---|---|---|
| 36. | Wie's Einem ging der die Wahrheit ſagte. (Ebendaſelbſt) | 291 |
| 37. | Haſe und Wolf. (Ebend.) | 296 |
| 38. | Die beiden Kriegskameraden. (Ebend.) | 298 |
| 39. | Die kleinen Fiſche und die groſſen. (Ebend.) | 300 |
| 40. | Hans und Chriſten. (Ebend.) | 302 |
| 41. | Die beiden Roſenſtöcke. (Ebend.) | 303 |
| 42. | E Paar Silwerblüemle uff's Grab vun ere brave Frau. (Straß. Anzeige- und Unterhaltungsbl. 1856) | 306 |
| 43. | Die Katzenmühle von Blumenberg. (Aus alten Zeiten) | 309 |
| 44. | Der Venetianer im Maßmünſter-Thale. (Ebendaſelbſt) | 315 |